

30.04./1.05.22

taz 
am wochenende

Im Krieg

Viele Kinder aus besetzten Gebieten der Ukraine werden nach Russland entführt

7

Im Wahlkampf

Aus Syrien floh Tarek Saad 2014 nach Schleswig-Holstein. Jetzt will er für die SPD in den Kieler Landtag

8-9

Die taz wird ermöglicht durch 21.977 Genossinnen und Genossen unter genos@taz.de oder 030 | 25 90 22 13. AboService: 030 | 25 90 25 90, fax: 030 | 25 90 26 80, abomail@taz.de. Anzeigen: 030 | 25 90 2 - 130 / -325, anzeigen@taz.de. Kleinanzeigen: kleinanze@taz.de | taz Shop: 030 | 25 90 21 38. Redaktion: 030 | 25 90 02-0, wochenende@taz.de, hr@taz.de | taz Postfach 610229, 10923 Berlin | taz im Internet twitter.com/tazgerwitscher

www.taz.de

Bundesaussgabe, Nr. 12832
€ 4,80 Ausland, € 4,20 Deutschland

4 190254 804205

6 0117



Illustration: Xueh Magrini Troll

Das Recht des Lauteren

Mit Twitter kauft sich der Multimilliardär Elon Musk einen Teil der digitalen Öffentlichkeit. Er will so seine Idee von absoluter Meinungsfreiheit umsetzen. Aber ist ein unregulierter Diskurs im Netz möglich, ohne völlig in Hass und Hetze zu versinken?

3, 16

medien



„Man versucht, den Diskurs über Pornografie in der Öffentlichkeit zum Schweigen zu bringen, und versteckt sich dabei hinter dem Jugendschutz“

Paulita Pappel, queerfeministische Pornografin, über den Kampf der Landesmedienanstalten gegen Pornoseiten

23

KONTEXT: WOCHENZEITUNG

Im Trockenstress: Nach wenig Regen im März wird in Baden-Württemberg früh vor Waldbränden gewarnt

gesellschaft

Ins Weite und Offene

Die Lüneburger Heide oder die Wiesen des Allgäus – viele lieben diese weiten Landschaften. Ihr Erhalt ist aber aufwendig. Über das wechselhafte Verhältnis von Mensch und Natur

28-30

stadtland

Tag der Arbeit

In Berlin waren die Proteste am 1. Mai zuletzt friedlicher als früher. Woran liegt das?

48-49

politik

Baerbocks Frau fürs Grüne

Von Greenpeace wechselte Jennifer Morgan ins Auswärtige Amt. Sie will mit Diplomatie das Klima retten

4-5



Foto: Stefanie Loos

5 dinge, die wir diese woche gelernt haben

1 Man kann mit dem Fahrrad zum Bäcker fahren
Nirgendwo wird die „Zeitenwende“ so sichtbar wie bei den Worten des ADAC-Präsidenten. Ausgerechnet Deutschlands oberster Autolobbyist ruft dazu auf, andere Verkehrsmittel als das Auto zu benutzen. Sprit sparen, Putin schaden. Es sei auch möglich, „zum Bäcker mit dem Fahrrad anstatt mit dem SUV“ zu fahren, so die revolutionäre Erkenntnis. Und: „Für viele Kurzstrecken ergibt die Autofahrt keinen Sinn.“

2 Mastodon ist kein Kälberfutter
Weil der wohl zukünftige Eigentümer des Kurznachrichtendienstes Twitter nicht bei allen Nutzer*innen gut ankommt, flüchten sie reihenweise – oder tun zumindest so. Alternative Nummer eins ist Mastodon. Was klingt wie ein hochenergetisches Kälberfutter ist anders als Twitter ein dezentrales Netzwerk. Die Handhabung ist komplizierter. Prognose: Setzt sich nicht durch. Vor allem nicht mit diesem Namen.

3 Spionieren hat seine Grenzen
Was genau ein Geheimdienst macht, ist geheim, logisch. Aber die Instrumente sind schon bekannt: Handyortung etwa, Onlinedurchsuchung, V-Leute einsetzen. Und diese Spitzeleien des Inlandsgeheimdienstes „Verfassungsschutz“ verstoßen teilweise gegen die Verfassung. Das hat das Bundesverfassungsgericht am Beispiel des bayerischen Verfassungsschutzgesetzes geurteilt. Der Gesetzgeber muss nun klarere Regeln schaffen.

4 Delfine sind Kriegsteilnehmer
Einige der Waffen, die im Ukraine-Krieg zum Einsatz kommen, heißen wie Tiere. Es kämpfen aber sogar auch echte Tiere mit. Die russische Marine soll trainierte Delfine einsetzen, die etwa feindliche Taucher abwehren können. Auf Satellitenbildern wurden zwei Unterwassergerätschaften am Hafen von Sewastopol entdeckt. Auch die USA bilden Delfine aus, von einer Waffenlieferung an die Ukraine ist nichts bekannt.

5 Das Patriarchat stirbt doch
In Italien bekamen Kinder bislang immer automatisch den Nachnamen des Vaters – sofern dieser das Neugeborene anerkannte. Gegen diese Regelung kämpften Mütter an, das Verfassungsgericht hat sie nun gekippt. In Deutschland sind wir da schon ein bisschen weiter. Aber auch hier soll das Namensrecht modernisiert werden: Künftig sollen Eheleute ihre Namen zu einem gemeinsamen Doppelnamen verbinden können. *Sebastian Erb*



Doris Akrap Geraschel

Babas sind stark. Babas sterben aus

Baba Zelica liegt im Sterben. Wir wollten dieses Jahr ihren 100. Geburtstag feiern, aber sie kann ihren Spaten nicht mehr halten. Deswegen will sie die Erde nun verlassen. Sie kann ihr nicht mehr nützlich sein. Ihr ganzes Leben lang hat sie den Acker vor ihrem Haus im Karstgebirge des kroatischen Hinterlands bearbeitet. Jetzt will sie in Frieden gehen.

Baba Zelica ist die letzte Überlebende des Massakers um das dalmatinische Bergdorf Voštane, in dem im März 1944 zwischen 1.500 und 3.000 Zivilisten von der SS Division Prinz Eugen erschossen und verbrannt wurden.

In dem Bett, in dem Baba Zelica jetzt stirbt, wurde damals ihre Mutter von der SS erschossen, im Haus nebenan meine Oma verbrannt. Baba Zelica ist meine Urgroßtante.

Die Erzählungen über das Massaker sind so karg wie der Felsen des Kamešnica, das Gebirge über Voštane. Das Nürnberger Kriegsverbrechertribunal verurteilte die verantwortlichen SS-Generäle zwar. Doch das sozialistische Jugoslawien verzichtete auf eigene Prozesse. Details und konkrete Täter blieben ungeklärt. Die Inschrift des kleinen Denkmals in Voštane lautet „von böser Hand ermordet“. Vergessen umweht das verwaiste Dorf. Auf dem Friedhof lässt sich das Massengrab, in dem auch meine Oma verscharrt wurde, nicht mal mehr finden.

Während die allerletzte Augenzeugin unseres Familienzweigs im Nachbarzimmer stirbt, sitzen vier Generationen in ihrer winzigen Küche. Mühsam werden Fetzen von Fakten und die Mythen um das Massaker zusammengetragen. Warum hat sich in Jugoslawien niemand dafür interessiert? Warum hat kaum einer darüber gesprochen, auch Baba Zelica nicht? Wollten die Partisanen vertuschen, dass sie dem Massaker tatenlos zugeguckt hatten? Waren die Mörder nicht eigentlich serbische Četniks? Wie hat man die Überreste überhaupt identifizieren können? „Eheringe“, sagt einer.

Alle Erklärungsversuche enden so: Die Voštaner waren weder Anhänger der lokalen Faschisten noch der Partisanen. Deswegen sei niemand zur Hilfe oder Aufklärung gekommen. Nach dem Sieg über die Nazis sei die Gegend aufgeforstet worden. Ergebnis: viel Schatten und gute Luft. Doch die Bergbauern verloren nach ihren Angehörigen nun auch ihre Weideflächen und damit ihre Lebensgrundlage. Sie verließen das Dorf, und es wuchs buchstäblich Gras über das Massaker.

Baba bedeutet Oma. Aber Baba werden in Kroatien alle alten Dorffrauen genannt, die riesige Arbeiterinnenhände, großen Humor und einiges zu erzählen haben. Babas sind stark. Babas sterben aus. Niemand will das harte Leben der Babas führen.

Als wir uns von Baba Zelica am späten Abend verabschieden, erkennt sie uns nicht mehr. Doch plötzlich flüstert sie einen letzten Satz: „Es fällt mir schwer, mich an euch zu erinnern, aber ich liebe euch alle.“ Sie hebt eine Hand und winkt. Hat Baba Zelica mitgehört, als wir in der Küche über das Massaker geredet haben?

Während des Tages wird der Krieg in der Ukraine nur einmal erwähnt: „Die Ukrainer erleben das Gleiche wie wir. Gebe Gott, dass sich jemand um sie kümmert“, sagt Baba Milica, 84.

Das verwaiste Voštane mahnt daran, dass selbst ein einzelnes Kriegsverbrechen äußerst lange Nachwirkungen hat. Es mahnt daran, dass man einem Ort für Generationen das Leben nehmen kann, wenn man nur aufweist, statt aufzuarbeiten.

Doris Akrap ist Redakteurin in der taz am wochenende.

Zu früh zu heiß



In Mumbai suchen zwei Mädchen Kühlung vor der sengenden Hitze. Temperaturen deutlich über 40 Grad sind in Indien keine Seltenheit – für gewöhnlich aber nicht so früh im Jahr. Bereits der März war der heißeste seit Beginn der Wetteraufzeichnungen vor 122 Jahren. Klimaforscher:innen erkennen in der Hitzewelle klare Folgen der globalen Erwärmung. Foto: Praful Gangurde/Hindustan Times/imagio

der leitartikel

Wider die Verzichtslogik

Abstriche müssen nur die machen, die sich Auto und Urlaub nicht mehr leisten können. Solidarität entsteht nicht durch gemeinsamen Verzicht, sondern den Kampf für höhere Löhne und billigere Mieten

Von Jan Schroeder

Ob Sie es wussten oder nicht, Sie haben wahrscheinlich im vergangenen Jahr etwa einen Monat umsonst gearbeitet. Tag für Tag ohne Bezahlung. Das jedenfalls bedeutet die Inflationsrate von 7,3 Prozent ganz real – ohne Lohnerhöhung und nach offizieller Statistik, die mit Vorsicht zu genießen ist. Sicher, wer ausreichend Immobilien, Aktien oder Kryptowährung besitzt, zuckt jetzt womöglich mit den Schultern, denn diesen Vermögenswerten macht die Inflation meist wenig aus. Preise von Immobilien etwa steigen in der Regel mit dem allgemeinen Preisanstieg in der Gesellschaft, und Kapital lässt sich in lukrativere Anlageoptionen verschieben, Aktien von Rheinmetall zurzeit beispielsweise. Wenn Sie zu den glücklichen Besitzenden gehören, sind Sie im Gegensatz zum Rest der Bevölkerung unter Umständen um einige zusätzliche Monatsgehälter reicher geworden, ohne dafür mehr zu arbeiten.

Im Kapitalismus gibt es kein „Wir“ – weder beim Thema Inflation noch beim Umgang mit ihr. Bei höheren Gas-, Öl und Flugpreisen verzichten nicht alle, sondern nur jene, die sich dann kein Auto, keinen Urlaub und keine Flüge mehr leisten können. Wer etwa Preissteigerung als Mittel im Kampf gegen den Klimawandel anpreist, sollte sich nicht wundern, wenn jener Bevölkerungsteil, der davon wirklich betroffen ist, demnächst rechts wählt. Für Reiche ist jede Krise eine lukrative Investmentmöglichkeit, für den Rest ohne Kapital eine Gelegenheit sich

nolens volens zu überlegen, wo man Abstriche macht.

Die Erhöhung des Leitzinses bei der US-Notenbank Fed und die Vorbereitung der EZB auf einen ähnlichen Schritt bedeuten, dass man sich auf eine längerfristige Inflation einstellt und womöglich – ähnlich wie bei der Stagflation in den 1970er Jahren – einen sinkenden Lebensstandard weiter Teile der Bevölkerung in Kauf nimmt. Angesichts der 100 Milliarden, die mal eben für die Ausrüstung lockergemacht werden, ist das Entlastungspaket der Bundesregierung besten-

Im Kapitalismus gibt es kein „Wir“ – weder bei der Inflation noch beim Umgang mit ihr

falls Aktionismus. Schlimmstenfalls aber gibt sie damit zu verstehen, nichts wirklich gegen Inflation und ihre andauernden Auswirkungen tun zu wollen.

Nach dem Krieg wird die Inflation allerdings das bestimmende Thema bleiben. Für die Mittel- und Unterschicht schürt sie schon jetzt Unsicherheit und Zukunftsängste. Die Inflation ist dem Krieg vorangegangen und wird auch nicht so schnell wieder verschwinden. Bereits Mitte letzten Jahres war weltweit ein merklicher Preisanstieg zu spüren, befeuert durch die Lockdown-Politik vieler Staaten während der Pandemie, die Produktivitätsrückgänge und Probleme bei den weltweiten Lieferketten

verursacht hat. Jetzt scheinbar tugendhaft Verzicht zu predigen, ist zynisch. Verzicht muss die Mehrheit der Bevölkerung sowieso – kurzfristige Entlastungen hin oder her. Dass „gemeinsamer“ Verzicht solidarisch mache, könnte weltfremder nicht sein. Spätestens die letzten beiden Jahre sollten vom Gegenteil überzeugt haben. Der französische Soziologe Émile Durkheim hätte sich während der Coronapandemie, in der schon ausreichend „solidarischer“ Verzicht verordnet wurde, auf traurige Weise in seiner Annahme zunehmender gesellschaftlicher Anomie oder, um es salopp auszudrücken, Asozialität in der Moderne bestätigt gesehen: Die weltweit angestiegene Selbstmordrate, die psychischen Krankheiten und der Alkohol- und Drogenmissbrauch wären ihm Indikatoren gesellschaftlicher Desintegration gewesen, vom gegenseitigen Hass, den Befürworter wie Gegner der Impfkampagne aufeinander gerichtet haben, ganz zu schweigen. Solidarität wäre nur im gemeinsamen Eintreten für bessere Lebensbedingungen für alle zu haben, angefangen durch zivilgesellschaftliche Organisierung im Kampf um höhere Löhne und niedrigere Mieten. Das aber ist nur möglich wider jede Verzichtslogik. Verzicht oder gar ein „Ende des endlosen Wachstums“ wie Greta Thunberg auf Grundlage des Kapitalismus zu fordern, bedeutet für Verelendung einzutreten und buchstäblich auf die Freiheit zu verzichten, Gesellschaft über ihren mangelhaften Istzustand hinauszutreiben. Kapitalismus ist eine Treitmühle, in der es ohne Wachstum nicht gleich bleibt, sondern rückwärts geht.

Er mag keine Regeln

Der Autohersteller Tesla hat Elon Musk reich gemacht, das Raumfahrtunternehmen SpaceX berühmt. Nun will er sein liebstes Spielzeug kaufen: Twitter. Für die Meinungsfreiheit im Netz bedeutet das nichts Gutes



Elon Musk, selbst passionierter Twiternutzer, betreibt den siebtgrößten Twitteraccount der Welt Foto: Jim Watson/afp

Von Michael Seemann

Als vor vier Jahren eine jugendliche Fußballmannschaft in den Tiefen eines weitverzweigten Höhlensystems in Thailand eingeschlossen war, fieberte die Welt ihrer Rettung entgegen. Elon Musk bot seine Hilfe an. Mithilfe eines ferngesteuerten Mini-U-Boots sollten die Jungs die unter Wasser liegenden Höhlengänge passieren. Ein Plan, der viel Aufmerksamkeit auf sich zog – und die einhellige Kritik aller beteiligten Fachleute. Einer davon, der britische Taucher Vernon Unsworth, der direkt an den Rettungsarbeiten vor Ort beteiligt war, nannte Musks Angebot einen „PR-Stunt“. Musk war außer sich und bezichtigte Unsworth in einer Reihe wütender Tweets der Pädophilie. Musk entschuldigte sich später und löschte die Tweets. Dennoch gibt diese Episode einen tiefen Einblick in die Gefühlswelt von Elon Musk und sein Verhältnis zu Twitter. Den Dienst, den er für umgerechnet 41 Milliarden Euro kaufen will. Dass die mit Abstand größte Tech-Übernahme der Geschichte durch einen Privatmann statt durch eine Firma geschieht, sagt etwas über unsere Zeit aus. Aber auch über Elon Musk.

Musk wuchs in Südafrika als Sohn eines reichen Minenbesitzers auf. Neben dem sorgenlosen Lebenswandel erbte er auch die Gewinnerhautfarbe im damaligen Apartheidsregime. Keine Idealbedingungen, um zu lernen, dass Regeln auch für einen selbst gelten sollten. Nach seinem Studium in Kanada und dem anschließenden Umzug in die USA sah es kurzzeitig so aus, als würde er doch noch in Berührung mit der Realität kommen. Musk arbeitete hart an der Gründung seines ersten Start-up Zip2 und verdiente wenig. Doch der Verkauf von Zip2 machte ihn schon mit 28 zum Multimillionär. Das Timing war günstig: Im Jahr darauf platzte die Dotcomblase.

Musks zweite Firma, X.com, sollte Zahlungen im Internet abwickeln, fusionierte dann mit einer ähnlichen Firma von Peter Thiel und wurde zu PayPal. Der Verkauf an Ebay 2002

machte alle Beteiligten zu hunderten Millionären und begründete die „PayPal-Mafia“, ein informelles Netzwerk von mächtigen Investoren und Gründern, zu denen neben Musk und Thiel (erster Investor von Facebook und Gründer von Palantir) auch Reid Hoffman (Gründer von LinkedIn), Chad Hurley (Gründer von Youtube) und viele andere gehören. In den nuller Jahren dominierte die PayPal-Mafia die Entwicklung der sozialen Medien.

Nur Elon Musk gründete erst mal die Raketenfirma SpaceX, die es sich zum Ziel setzte, den Preis von Weltraummmissionen zu drücken. Das gelang tatsächlich, unter anderem mit landefähigen Raketen. Ein Erfolg, der viel zu Musks heutiger Popularität beigetragen hat. Sein zweiter, noch größerer Erfolg ist die Etablierung der elektrischen Automarke Tesla. Musk hat Tesla nicht gegründet, sondern nur eingekauft und er hat auch keine der wesentlichen Technologien erfunden. Es ist ihm aber durch geschicktes Marketing und eine strategisch kluge Produktentwicklung gelungen, dem elektrischen Auto zu einem echten Durchbruch zu verhelfen.

Musks unternehmerischer Erfolg ist erstaunlich und manchmal unheimlich. Der hohe Kurs der Tesla-Aktie ist der wichtigste Grund für Musks Reichtum. Die ungeheure Marktkapitalisierung des Unternehmens – aktuell eine knappe Billion Dollar – ist schwer zu erklären. Tesla musste die zehn nächstgrößeren Autohersteller der Welt komplett ersetzen und dann noch ordentlich wachsen, um diesen Investorerwartungen zu entsprechen. Dabei verkauft Tesla derzeit nicht mal eine Million Fahrzeuge im Jahr. Allein VW verkauft zehnmals so viele.

Der Bloomberg-Kolumnist Matt Levine hat die sogenannte Elon-Markt-Hypothese aufgestellt: „So wie der Finanzmarkt derzeit funktioniert, berechnet sich der Wert von Anlagen nicht nach ihren Einnahmen, sondern nach der (assoziativen) Nähe zu Elon Musk.“ Das gilt nicht nur für den Aktienmarkt, sondern auch für Musks Engagement in Kryptowährungen. Sein Hype und Fallenlassen von Bit-

coin und Dogecoin führte immer wieder zu enormen Kursschwüngen, auch wenn dieses Engagement hauptsächlich aus wenigen nur halb ernstgemeinten Tweets bestand.

Twitter ist für Elon Musk überhaupt so vieles: Werbepattform für seine Unternehmen, Selbstvermarktungstool, Finanzmarktmanipulationsvehikel. Doch in allererster Linie ist es Musks liebster Zeitvertreib. Er selbst ist passionierter Twiternutzer und betreibt den siebtgrößten Twitteraccount der Welt.

Doch nun will er sein Spielzeug für sich haben. Dafür will er nicht nur die Mehrheit der Anteile kaufen, sondern alle. Er will Twitter ganz von der Börse nehmen und zu seinem Privatbesitz machen. So würde er den Rechenschaftspflichten gegenüber der Öffentlichkeit, Aktionär*innen und vielen Regularien der Börsenaufsicht entkommen. Er hat zudem angekündigt das Werbegeschäftsmodell abzuschaffen. So könnten ihm auch die Werbekunden nicht mehr reinreden.

Musk betont, keine wirtschaftlichen Ziele mit dem Kauf Twitters verfolgen zu wollen. Im Gegensatz zu Mark Zuckerberg und seinem Facebook-Mutterkonzern Meta ist Musk schließlich nicht auf die Einnahmen von Twitter angewiesen. Twitter könnte so zum persönlichen Hobbyprojekt des reichsten Menschen der Welt werden. Musk hat vor, dort seine politischen Vorstellungen von „echter Redefreiheit“ auszuprobieren. Nicht zufällig kommt das seinem eigenen Twitterstil zugute.

Elon Musk liebt es, Kontroversen auszulösen. Während Corona verbreitete er sowohl Desinformationen über die Krankheit als auch über die Impfung. Anfang des Jahres verglich er den kanadischen Premierminister Justin Trudeau mit Adolf Hitler. Er gab sich überrascht, dass der amerikanische Senator Bernie Sanders noch lebt, als jener höhere Steuern für Superreiche forderte, und er macht sich gerne über Bill Gates' Aussehen lustig. Seine Tweets bestehen zu einem guten Teil aus dem, was man im Netz „Shitposting“ nennt, und selbst wenn sie ausnahmsweise

mal ernst klingen, kann man sich nie ganz sicher sein.

So wurde auch sein Angebot, Twitter zu kaufen, zuerst nicht für voll genommen. Schon 2018 hatte er getwittert, Tesla von der Börse zu nehmen – „Finanzierung gesichert!“ Weil das eine glatte Lüge war, musste sich Musk wegen Anlagebetrugs vor der US-Börsenaufsicht verantworten. Dass Musk nach seinem Angebot zum Kauf von Twitter vorschlug, das w aus „Twitter“ zu streichen oder die Firmenzentrale zum Obdachlosenheim umzufunktionieren, war seiner Seriosität ebenfalls abträglich. Doch als er plötzlich mit dem nötigen Geld auftrat, lachte keiner mehr.

Ganz sicher, ob er den Deal auch durchzieht, scheint sich der Aktien-

Elon Musk und seine meist jungen, männlichen Fans hetzen gerne gegen Kritiker*innen

markt aber bis heute nicht zu sein. Der Wert der Twitteraktie liegt noch zehn Prozent unterhalb von Musks Angebot und die Übernahme kann sich noch monatelang hinziehen. Allerdings müsste Musk wohl mindestens eine Milliarde US-Dollar zahlen, wenn er es sich anders überlegt.

Musk liebt Twitter und er hasst Regeln. Das sind die beiden Hauptmotivationen für den Deal. Musk ist der Meinung, Twitter solle sich aus der Regulierung von Inhalten, soweit es geht, zurückziehen. Ausnahmen seien die jeweils geltenden Gesetze und die Bekämpfung von Spam und Betrugsversuchen. Jede Moderation darüber hinaus schade dem Funktionieren des „freien Marktplatzes der Ideen“, wie er Twitter auch gerne nennt.

Musk nennt sich einen „Redefreiheitsabsolutisten“. Der bereits erwähnte Taucher Vernon Unsworth würde hier sicher die Augenbraue heben. Genau wie die Blogger und Journalist*innen,

die von Teslas Events eingeladen werden, weil sie mal kritisch über das Unternehmen schrieben. Musk hat zudem eine lange Geschichte von Hetze gegen Journalist*innen und Medien, die kritisch über ihn und seine Unternehmen berichten. Unter seinen fast 90 Millionen Followern stehen ihm etliche, meist junge Männer zur Seite, wenn es darum geht, die Ehre ihres Helden zu verteidigen.

2018 machte ein Artikel der Journalistin Erin Biba die Runde, in dem sie beschrieb, wie Musks Twitterarmee systematisch vor allem weibliche Journalistinnen angreift. Biba – selbst ein mehrfaches Opfer solcher Hasstiraden – berichtete über viele Fälle, in denen sich Journalistinnen deswegen aus der Berichterstattung über Musk zurückgezogen haben. An Musk gewendet endete ihr Text: „Ich kann Ihnen versichern, dass jede Frau einen Moment zögert, bevor sie Ihren Namen in einem Tweet nennt.“

Musk hat nach der Meldung seines geplanten Kaufs von Twitter gesagt, er hoffe, dass seine größten Kritiker*innen auf der Plattform bleiben, „denn darum geht es bei der Redefreiheit“. Es bleibt abzuwarten, wie er das genau meint. Der Autor David Hogg fragte direkt nach, ob diese Freiheit auch für seine Mitarbeitenden gelte, wenn sie sich via Twitter gewerkschaftlich organisieren. Musk, der auch eine lange Geschichte damit hat, Gewerkschaftsgründungen zu bekämpfen, antwortete leider nicht.

Musk hat nun die Chance, seine Hingabe zur Redefreiheit unter Beweis zu stellen. Bedeutet es die Rückkehr von Donald Trump, Alex Jones und anderer Hetzer, Lügner und Verschwörungstheoretiker unter einem Anything-goes-Regime? Oder will er Wege finden, wie seine Kritiker*innen sich wieder trauen, über ihn zu schreiben? Ich fürchte, wir kennen die Antwort.

Michael Seemann

ist Medienwissenschaftler und Autor von „Die Macht der Plattformen. Politik in Zeiten der Internetgiganten“. Er twittert unter dem Namen @mspro.

Klimaschutz

„Wir brauchen Aktivismus“

Sie ist Annalena Baerbocks Frau fürs Grüne: Jennifer Morgan war Greenpeace-Chefin und soll nun aus dem Außenministerium heraus den Klimaschutz voranbringen. Ein Gespräch über ihren Seitenwechsel von der Aktivistin zur Politikerin, mögliche und unmögliche Allianzen und darüber, wie der Krieg die Energiewende beschleunigt



Interview **Barbara Junge** und **Bernhard Pötter**

Auf dem Weg zur Staatssekretärin verlaufen wir uns. Im Gängelabyrinth des Außenministeriums biegen wir im zweiten Stock trotz Eskorte einmal links statt rechts ab und stehen verloren auf einem endlosen Flur. Eine Mitarbeiterin findet uns und entschuldigt sich: Das Büro der Klimastaatssekretärin ist so neu, dass noch kein Schild daraufhinweist. Nach einer kurzen Begrüßung geht es gleich los.

taz am wochenende: Frau Morgan, als Chefin von Greenpeace International haben Sie nach dem Klimagipfel von Glasgow gesagt: Ohne die Aktivisten wäre er ein Flop gewesen. Jetzt vertreten Sie als Staatssekretärin ein Industrieland. Sind Sie auf die Seite gewechselt, die für die Flops verantwortlich ist?

Jennifer Morgan: Nein. Ich würde immer noch sagen, dass Glasgow ein Flop gewesen wäre ohne die Aktivisten. Wir brauchen in der aktuellen Klimakrise alle an Bord: Regierungen, Wissenschaft, gesellschaftliche Unterstützung. Wir brauchen Aktivismus.

Bisher war Ihre Rolle, die Industrieländer anzutreiben. Müssen Sie jetzt in Ihrem neuen Job die AktivistInnen bremsen?

Nein, wir müssen immer noch die Industrieländer vorantreiben. Deutschland hat die G7-Präsidentschaft und wir beschleunigen zu Hause die Energiewende. Ich denke nicht so sehr daran, wer auf welcher Seite steht, sondern daran, was man mit wem unternehmen kann. Wenn ich eine Person sehe und denke, da kann ich einen Unterschied machen, dann werde ich mit ihm oder ihr für eine progressive Allianz arbeiten.

Ihre ehemaligen Kollegen von Greenpeace fordern einen schnelleren Ausstieg aus russischem Öl und Gas als Ihre Regierung. Schlagen da nicht zwei Herzen in Ihrer Brust?

Bevor ich diese Arbeit übernahm, habe ich den Koalitionsvertrag ganz genau gelesen. Und ich habe gesehen: Das gibt es eine Menge Schnittmengen mit dem, was Greenpeace sagt: schnellerer Kohleausstieg, schnelleres Ende für Verbrennungsmotoren. Es geht um einen anderen Begriff von Wohlstand, der mehr ist als nur das Bruttoinlandsprodukt, um Klimagerechtigkeit und um bezahlbares und erneuerbares Wohnen. Ich hatte und habe das Gefühl, dass die Vorhaben sehr ambitioniert sind. Und meine Rolle ist es auch ein bisschen, die Wissenschaft und die NGOs in dieser Debatte in die Regierung einzubringen.

So schnell wird man von einer Aktivistin zur Diplomatin?

Ich bin eine aktivistische Diplomatin. Das heißt für mich, alles zu tun, um Klimaschutz

Jennifer Morgan

56, ist seit 1. März Staatssekretärin und Sonderbeauftragte für internationale Klimapolitik im Auswärtigen Amt. Zuvor leitete sie von 2016 bis 2022 die Umweltorganisation Greenpeace International. Die geborene US-Amerikanerin ist Politikwissenschaftlerin und Germanistin und eine Kennerin der internationalen Klimapolitik. Unter anderem hat sie für Organisationen wie WWF und Thinktanks wie WRI gearbeitet und die Bundesregierung beraten. Morgan ist seit 2022 Deutsche und lebt in Berlin.

voranzutreiben, um Klimagechtigkeit zu schaffen. Und in meiner neuen Rolle habe ich andere Möglichkeiten als bei Greenpeace.

Ihr Job als Klimastaatssekretärin ist ja ganz neu. Was ist eigentlich Ihre Rolle?

Ich werde für die neue Klimaaußenpolitik dieser Regierung alle Hebel der Außenpolitik für Fortschritte im Klimaschutz nutzen. Mit den anderen Ressorts sind wir dabei, das Klimateam Deutschland aufzustellen. Aber auch mit Unternehmen und Bundesländern tausche ich mich aus. Hier im Haus reden wir ganz neu darüber, wie wir Klimaschutz in humanitäre Hilfe, Handelsabkommen oder wissenschaftliche Partnerschaften integrieren. Auf internationaler Ebene nutzen wir alle Instrumente, um die Grenze von 1,5 Grad Erwärmung zu halten. Meine Rolle ist es, Strategien zu entwickeln, Gespräche zu führen und Koalitionen – mit anderen – zu organisieren und voranzutreiben. Wir wollen eine Klimaaußenpolitik aus einem Guss.

Sie haben die 1,5-Grad-Grenze erwähnt. Was ist da Ihr Minimalziel?

Das Ziel ist: Wir müssen gegen jedes Zehntelgrad Erwärmung kämpfen.

Schaffen wir die 1,5 Grad?

Die Wissenschaft sagt, dass wir das noch schaffen können. Aber es wird schwieriger mit jedem Jahr, in dem die Emissionen steigen. Wir können deshalb nicht wie vorher arbeiten, in kleinen Schritten. Wir müssen disruptive Momente suchen, sodass es schneller gehen kann. Die Konsequenzen, wenn wir es nicht schaffen, sind sonst zu groß: Ich war gerade in Bangladesch auf meiner ersten Auslandsreise. Da haben wir ein Dorf besucht, wo vor zwei Jahren ein intensiver Zyklon gewütet hat. Die Leute dort leiden so viel. Und wenn du ihnen in die Augen schaust, dann weißt du, wir müssen dringend etwas tun, denn sie haben daran keine Schuld.

Disruption ist ein Prozess der Zerstörung. Was sind diese disruptiven Momente?

Wir leben gerade in einem. Der Krieg in der Ukraine beschleunigt unsere Energiepreise. Wir wollen so schnell wie möglich unabhängig von Russlands Öl, Kohle und Gas werden. Es gibt aber natürlich auch andere Kräfte, die wollen den Moment nutzen, um mehr Öl und Gas und fossile Infrastruktur aufzubauen. Das müssen wir verhindern. Wir müssen gewinnen.

Für 1,5 Grad darf es weltweit keine neue fossile Infrastruktur geben. Aber Deutschland plant jetzt neue Terminals für Flüssiggas.

Der Krieg verlangt uns schwere Entscheidungen ab, die uns nicht in eine Sackgasse führen dürfen. Daher müssen neue Terminals auch grünen Wasserstoff aufnehmen können. Und wir dürfen nicht auf langfristige Lieferverträge setzen. Denn es gilt das Ziel, die Gasnetze bis spätestens 2045 zu dekarbonisieren. Wir wollen die Weichen so stellen, dass wir die Emissionen in den nächsten Jahren schneller runterbringen können.

Das Gespräch führen wir im „Hildegard-Hamm-Brücher-Saal“. Ein großer Titel für ein kleines Zimmer, das in dunklem Holz getäfelt ist und an der Westseite des Gebäudes liegt. An diesem sonnigen Aprilmittwoch herrschen hier schon hochsommerliche Temperaturen. Zum Glück ist nicht August. Beim Thema Gebäudeklimateisurierung hat

Auswärtige Amt offenbar noch Nachholbedarf.

Wie groß sind denn Ihre Möglichkeiten im Auswärtigen Amt? Hier arbeiten 3.000 Leute, die sich bisher kaum um das Thema gekümmert haben. Sie bringen 15 Klimaexpertinnen aus dem Umweltministerium mit. Wie groß ist Ihr Hebel, um hier viel zu ändern?

Mit der Entscheidung, den Klimaschutz ins Auswärtige Amt zu holen, hat eine neue Ära der Außenpolitik begonnen. Es gibt dafür eine große Offenheit und ein Interesse im Haus, um die Hebel des AA zu nutzen, um das 1,5-Grad-Ziel zu sichern. Viele Abteilungen im Haus wissen, wie dringend das ist. Vorher gab es nicht die Kapazitäten im Haus, das irgendwie in eine interne umfassende Strategie umzusetzen. Aber der Hebel ist groß. Auch, weil das Thema der Ministerin sehr am Herzen liegt. Da ist diese Disruption eine Chance und Deutschland kann mit einer kohärenten Klimaaußenpolitik ein Modell für die Welt werden.



„Im Moment werden wir nicht mit einer russischen Delegation verhandeln“

Bisher sind Deutschland und die EU keine großen Vorbilder. Bei der COP27, der nächsten Klimakonferenz im November im ägyptischen Scharm al-Scheich, sollen alle Länder höhere Klimaziele vorlegen. Davon ist in Deutschland nichts zu sehen.

Alle Länder sollen ihre Klimapläne, ihre NDCs, verbessern. Wir können das als Deutschland oder in der EU machen. Es gibt verschiedene Wege, das zu erreichen. Am besten durch eine NDC-Erhöhung. Es gibt aber auch andere Möglichkeiten, die Ambitionen zu steigern: etwa durch mehr Erneuerbare, einen früheren Kohleausstieg oder die Vermeidung von Methanemissionen.

Sie sagen, eine der obersten Prioritäten Deutschlands sei Solidarität mit den Opfern. Im Bundeshaushalt 2022 werden aber die Mittel für Klimafinanzierung kaum erhöht.

Da müssen wir ran. Der erste Teil der Solidarität ist, dass wir zu Hause viel machen, um die Emissionen zu senken. Da sind wir mit dem Fit-for-55-Paket der EU auf einem guten Weg. Der zweite Teil ist die Klimafinanzierung. Da hat Frau Merkel im letzten Jahr in der Tat versprochen, dass Deutschland seine Hilfen von derzeit 4 auf 6 Milliarden in 2025 aufstockt. Das ist die häufigste Frage von Entwicklungs- und Schwellenländern und auch unsere Erwartung: dass Deutschland seine Verpflichtung einhält. Wir müssen liefern. Und deshalb hoffe ich, dass der Bundestag auch mehr Geld für die internationale Klimafinanzierung beschließt als die jetzt für 2022 debattierten knapp 4,2 Milliarden Euro.

Wie relevant ist das alles, wenn China weiter die Kohle ausbaut und so die globalen Emissionen hoch hält?

Man muss sich klarmachen: An China kommt niemand vorbei. Ohne die Kooperation mit China werden wir das 1,5-Grad-Ziel nicht erreichen. Den Ausbau der Kohle thematisieren wir mit den Chinesen in verschiedenen Gesprächen. Wichtig ist der Kontext, in dem sich China bewegt:

Das Land will ein glaubwürdiger multilateraler Partner sein. Unsere Partnerschaften mit anderen Schwellenländern oder den besonders verletzlichen Staaten sind ihnen sehr wichtig, weil das eine Weltordnung schafft, bei der sie dabei sein wollen. Und China will wissen, welches Land in welche Richtung geht. Das ist unsere Möglichkeit, China zu engagieren und zu mehr Klimaschutz zu bewegen. Die EU-Planung zum CO₂-Außenzoll, dem sogenannten CBAM, ist wichtig. Aber noch wichtiger ist zu verstehen, dass China auf der Seite der Länder sein will, die vorgehen und nicht gegen sie. Die Frage ist also: An welchen Fäden ziehen wir?

Aber diese Fäden im UN-System reißen gerade. Russland als Mitglied des Sicherheitsrats tritt Völkerrecht mit Füßen, der Hunger in armen Ländern nimmt zu. Wird das Klimathema im Ukrainekrieg zweitrangig?

Ja und nein. Einerseits beschleunigen wir unsere Energiepreise, wie gesagt. Das bleibt unsere Priorität. Das ist in ande-

ren Ländern nicht so. Als wir vor zwei Wochen in der Sahelzone waren, die Ministerin und ich, da war das Thema Klima und Sicherheit oben auf der Agenda. Für mich war das ein wichtiges Zeichen: Klimawandel ist immer noch Topthema – auch in Kriegszeiten. Das Thema darf nicht verloren gehen, die vulnerablen Staaten wissen das auch. Auf der anderen Seite wird es natürlich schwieriger. Wir werden alles tun, weiter multilateral zu arbeiten. Wir werden im Juni in Bonn bei der Vorbereitung der COP27 sehen, wie das thematisiert wird.

Können Sie sich vorstellen, mit einer russischen Delegation zu verhandeln?

Im Moment werden wir nicht mit einer russischen Delegation verhandeln. Es ist klar: Das ist nicht möglich. Wie das im November in Scharm al-Scheich wird, wird sich daran entscheiden, wie dann die Lage in der Ukraine ist.

Russland könnte wegen des Prinzips der Einstimmigkeit eine UN-Konferenz komplett blockieren. Wäre jetzt nicht der Zeitpunkt, die UN-Verhandlungen aufzugeben und sich darauf zu konzentrieren, „Klimaschutzclubs“ von gleichgesinnten Staaten voranzubringen?

Wir brauchen beides. Auch in schwierigen Zeiten ist der multilaterale Ansatz wichtig. Der Klimaprozess hat auch Trump überlebt. Auch das war eine riesige Disruption. Aber wir brauchen das Multilaterale, weil sonst die kleinen Inselstaaten und die am wenigsten entwickelten Länder nicht dabei sind. Und diese Länder sind es, die Druck machen. Aber das ist nicht genug. Wir brauchen auch die Politik der EU, etwa mit dem Außenhandelszoll CBAM.

Muss Europa auch beim Klima härter verhandeln und nicht mehr Everybody's Darling sein wollen?

Ja, ich glaube, Europa muss erstens zeigen, dass wir es ernst meinen. Das tun wir mit dem Fit-for-55-Paket. Wir sind ein großer Block, wir beschließen verbindliche Gesetze, wir reden über einen Außenzoll. Das ist al-

les gut. Wir müssen aber auch wieder zurück dahin, den armen Ländern wirklich zuzuhören. Wir sehen, dass die Auswirkungen der Klimakrise schon stattfinden und wir müssen da mehr tun. Das hängt sehr eng zusammen. Du kannst keine progressive Allianz mit verletzlichen Ländern aufbauen, ohne bei der Klimafinanzierung zu liefern oder bei der Finanzierung von Anpassung. Aber ja, Europa muss auch härter verhandeln. Es geht schließlich um alles.

Bei der Klimakonferenz wird es um lauter Themen gehen, die die Industrieländer ablehnen: mehr Geld für die Armen, für Anpassung, den Ausgleich von Verlusten durch den Klimawandel. Dazu der Krieg in der Ukraine. Die COP27 kann doch eigentlich nur scheitern.

Es wird kein einfaches Treffen, das ist klar. Die USA haben dann die Midterm-Wahlen hinter sich und Präsident Biden kann bisher seine Klimagenda noch nicht so durchsetzen, wie er es will. Aber es gibt in den USA auch eine große Debatte über Klimagerechtigkeit. Leider ist diese nationale Debatte bisher nicht mit der internationalen Debatte über Klimagerechtigkeit verbunden. Aber klar, die COP wird eine Herausforderung. Die Botschaft lautet: Es geht beim Klimawandel für Millionen von Menschen um Leben und Tod. Und deswegen müssen wir alles tun, um unseren Beitrag zur Anpassung zu leisten. Uns muss klar werden, dass Ernährung, Sicherheitsfragen, Energieversorgung, Migration und Klima zusammenhängen. Wie können wir vermeiden, dass diese Konflikte stattfinden? Wie können wir Menschen ihre Heimat erhalten, damit sie nicht Klimamigranten werden müssen? Wie funktioniert Zusammenarbeit verschiedener Länder? Wir haben zum Beispiel ein Projekt in Zentralasien, da geht es eigentlich um die Auswirkungen der Klimakrise auf grenzüberschreitende Wasserressourcen. Wir sehen, wie die Staaten an einem gemeinsamen Problem zusammenarbeiten und auf Kooperation – nicht auf Konflikte – setzen. In diese Richtung müssen wir arbeiten. Denn was da auf uns zukommt, sind keine Wetterereignisse. Das ist eine Welle von Chaos.

Sie sind jetzt seit zwei Monaten hier im Amt. Was ist der größte Unterschied zwischen dem Auswärtigen Amt und Greenpeace?

Der Paternoster-Aufzug (lacht). Im Ernst: Greenpeace wird von Einzelpersonen finanziert und ich habe mich dort immer der Oma verpflichtet gefühlt, die 20 Euro gespendet hat. Hier im Ministerium sind wir verantwortlich gegenüber allen Bürgerinnen und Bürgern. Das ist ähnlich, aber anders.

Insgesamt klingen Sie so, als wollten Sie internationale Diplomatie mit den Mitteln einer NGO betreiben.

Wenn das heißt, aktiv mit neuen Ideen, Vernetzung und Kommunikation verschiedene Akteure zusammenzubringen, dann ja, das ist der Ansatz unserer und meiner Klimaaußenpolitik. So habe ich immer gearbeitet. Für mich ist das nicht neu. Für die Regierung und das Auswärtige Amt vielleicht schon.

*Nach einer Dreiviertelstunde ist das Gespräch vorbei. Eine kurze Fotosession, Verabschiedung auf dem langen Flur mit den Schwarz-Weiß-Fotos der ehemaligen Staatsminister im Auswärtigen Amt. Jennifer Morgans Mitarbeiter drängen, der nächste Termin steht an, eine virtuelle Sitzung mit Vertreter*innen der Ostseeländer.*

Sie kennen und sie duzen sich

Plötzlich sitzen in der Bundesregierung die alten Mitstreiter*innen der Umweltbewegung. Hilft ihr das, Gehör für ihre Anliegen zu finden?

Von **Malte Kreutzfeldt** und **Bernhard Pötter**

Hat Greenpeace jetzt einen direkten Draht in die Bundesregierung? Nein, sagt Martin Kaiser, Geschäftsführer von Greenpeace Deutschland, „auch wenn es interessant ist zu sehen, dass Leute, die du gut kennst, vor der Bundesfahne stehen und plötzlich das Land repräsentieren“. Aber mit seiner ehemaligen Chefin Jennifer Morgan „hatte ich seit ihrem Amtsantritt noch keinen Kontakt“, sagt Kaiser. „Für alle Seiten ist klar, dass sie einen Rollenwechsel vollzogen hat und nicht mehr NGO-Vertreterin ist.“

Vor allem mit der Regierungsbeteiligung der Grünen sind Menschen in Staatsämtern gekommen, die ihre Wurzeln in der Umweltbewegung haben. Man kennt sich, man duzt sich, man hat die privaten Handynummern und ist teilweise befreundet. Aber einen direkten Zugang in die Regierung sehen die meisten Umweltverbände deshalb noch lange nicht – oder sagen es zumindest nicht offen.

„Natürlich sind unsere Themen anschlussfähiger und die andere Seite weiß, worüber wir reden, wenn es um Klimaschutz, Naturschutz oder Nachhaltigkeit geht“, sagt Kaiser. Er gesteht auch zu, dass der Ausbau der Erneuerbaren dem entspricht, was Greenpeace fordert. Aber schon beim Energiesparen und beim Naturschutz, etwa bei Offshorewindkraft, gibt es Kritik. Und die Regierung solle viel schneller aussteigen als geplant, fordern die Umweltschützer. Wenig getan habe sich auch beim Zugang zum Kanzleramt, „das ja in vielen Dingen entscheidend ist“, sagt Kaiser.

Auch Sascha Müller-Kraenner weist die Idee zurück, dass in der Regierung nun „lauter NGO-Leute“ seien. „Im Gegenteil: Jennifer Morgan ist die große Ausnahme“, sagt der Geschäftsführer der Deutschen Umwelthilfe (DUH). Vor allem in den von den Grünen geführten Ministerien für Wirtschaft, Umwelt, Landwirtschaft und Außenpolitik seien die vielen neuen Stellen mit Leuten aus der Partei oder aus den bisherigen Ministerien besetzt worden, sagt Müller-Kraenner. „Ich bedauere, dass die Grünen für ihre Ministerien nicht mehr auf den Sachverstand der Zivilgesellschaft zurückgreifen.“ Zwar habe die grüne Parteizentrale im Herbst Listen

erstellt, welche Personen auch aus Umweltgruppen für Posten infrage kämen – aber kaum jemand sei dann zum Zuge gekommen.

„Teilweise sind unsere Zugänge in die Ministerien besser geworden“, gesteht der DUH-Manager zu. Bei Landwirtschaft und Verkehr etwa habe es vorher praktisch kaum Kontakte gegeben, „da wird jetzt eher eine normale Gesprächsebene hergestellt“. Mit dem Umweltministerium seien die Kontakte gut, mit Wirtschaft gemischt: Ernsthaftige Gespräche etwa beim Ausbau der Erneuerbaren, wenig Rückhalt bei Gebäudeeffizienz und umstrittenen Gasterminals. „Es gibt eher den Eindruck, das muss alles schnell entschieden werden und Verbände seien da hinderlich.“

Auch Kai Niebert, Präsident des Dachverbands Deutscher Naturschutzring, hat die Erfahrung gemacht, dass die Zugänge der Umweltverbände sich seit dem Regierungswechsel verbessert haben. Während Verkehrsmi-

„Teilweise sind unsere Zugänge in die Ministerien besser geworden“

Sascha Müller-Kraenner, Deutsche Umwelthilfe

nister Andreas Scheuer (CSU) kein einziges Gespräch mit Umweltverbänden führte, habe es mit Nachfolger Volker Wissing (FDP) bereits ein Treffen gegeben, das mit über drei Stunden zudem länger dauerte als geplant.

„Und mit dem Wirtschaftsministerium hatte ich jetzt schon mehr Kontakte als während der gesamten Kohlekommission“, berichtet Niebert. Allerdings schränkt er ein: „Dass mehr kommuniziert wird, bedeutet nicht in allen Fällen, dass wir auch mehr Einfluss haben.“ Oft stelle die Regierung auch nur ihr Pläne vor und ziehe diese dann durch, ohne dabei auf Einwände einzugehen.

Zweischneidig fällt auch die Bilanz der Klimaaktivistin Luisa Neubauer aus. „Die Regierung ist einerseits offener für unsere Forderungen, verbreitet aber andererseits auch regelmäßig den Eindruck beleidigt zu sein, wenn man sie kritisiert“, sagt die bekannteste Vertreterin der deutschen Fridays-for-Future-Bewegung.

Anzeige

Jetzt am Kiosk!
Montag-Freitag 1,90 € • Samstag 2,30 €

Alle Verkaufsstellen unter: jungewelt.de/kiosk

„krieg und frieden“:
ein tagebuch

George Orwell neu lesen

Aus Sankt Petersburg **Olga Lizunkova**

Das Schlimmste, was mir hätte passieren können, wäre gewesen, mich an den Krieg zu gewöhnen. Aber ich habe mich daran gewöhnt. Der Schrecken und die Trauer der ersten Tage sind vorbei. Geblieben ist eine zähe, schleimige Niedergeschlagenheit. Um mich herum scheint alles wie mit Raureif überzogen, wie unter einer dicken Eisschicht. Seit zwei Monaten greifen alle psychischen Schutzmechanismen. Über alles, was wir konnten und nicht konnten, haben wir lange diskutiert, geschrieben, gestritten, gekämpft und uns wieder versöhnt. Und jetzt?

Bei uns im Büro haben wir aufgehört, die Nachrichten zu diskutieren. Nur alle paar Tage fragt jemand: „Was ist mit den Verhandlungen, haben sie sich geeinigt?“ Nein, sie haben sich nicht geeinigt. Vermutlich werden sie sich nie einigen. Vermutlich wird es lange dauern, vielleicht hört es nie auf. Dieser Krieg dauert schon zwei Monate, die wie eine Ewigkeit erscheinen.

Ich schreibe meiner Freundin eine Nachricht, und frage, wie es ihr geht. Sie antwortet: „Wie es allen geht. Kind, Haushalt, Job, Krieg.“ „Wie es allen geht“ – das ist die beliebteste Antwort gerade. Man sagt natürlich nicht „schlecht“. Denn „schlecht“ ist es nicht bei uns, sondern dort, wo geschossen wird. Und „normal“ antwortet man auch nicht mehr. Weil es „normal“ ist, wenn kein Krieg ist oder wenn man ihn vergessen hat. Aber wir haben ihn nicht vergessen. Wir haben uns daran gewöhnt. Der Krieg ist einfach da.

taz panterstiftung

War es vor einem Monat noch unmöglich, sich vom Strom der Nachrichten zu lösen, bringt man damit jetzt noch etwa eine Stunde pro Abend: Analysen, eine Reportage aus der Ukraine, und natürlich die russischen Nachrichten – eine wilder als die andere. „Ein Kindertrainer wurde beschuldigt, die Streitkräfte zu diskreditieren. Er hat den Buchstaben Z von der Tür einer Sportschule entfernt.“ „Ein Lehrer wurde wegen eines Posts über den Krieg in den sozialen Medien entlassen.“ „Von September an wird am Anfang jeder Unterrichtsstunde in den Schulen die Nationalhymne gesungen.“ „In Kurgan verkauft man jetzt Osterkuchen, die mit dem Buchstaben Z verziert sind.“

Und zwischen all dem in den Regionalnachrichten tauchen neue Bilder gefallener Soldaten auf. Wenn ich mit der Metro zur Arbeit fahre, achte ich manchmal aus Neugier darauf, welche Bücher die anderen Fahrgäste lesen. Schon mehrmals habe ich dabei „1984“ von George Orwell entdeckt. Das ist, so scheint mir, überhaupt das meisterwähnte Buch der letzten Monate. Wenn man darüber spricht, fügt man jetzt noch einen traurigen Scherz an: „Zu spät, jetzt noch Orwell zu lesen. Wir leben schon längst in seiner Realität.“

Aus dem Russischen von Gaby Coldewey
Das Tagebuch „Krieg und Frieden“ finden Sie online auf Russisch und Deutsch taz.de/Krieg-Frieden

Anzeige



Enkeltauglich leben

Ökonomie der Gabe | Commoning | Landwende | Subsistenz |
Ausstieg aus der Tauschlogik | Permakultur | Lassenskraft |
Materielle Grundgeborgenheit | Gemeinschaften | Lernorte
bilden | Kraft der Vision | das gute Leben für alle

Kostenloses Probeheft auf: www.oya-online.de

Nächster Vorstoß im Osten

Vor allem im Osten der Ukraine halten die Gefechte mit russischen Truppen an. Noch immer gibt es keine Bewegung bei der Evakuierung von Zivilist*innen aus Mariupol

Von **Barbara Oertel**

Alles nach Plan? Bei ihrem Angriffskrieg gegen die Ukraine hat sich der Vorstoß russischer Truppen auch am Freitag auf den Osten des Nachbarlands konzentriert. Kiew räumte schwere Verluste ein. Allerdings seien sie auf russischer Seite sehr viel schwerer, sagte Präsidentschaftsberater Oleksij Arestowjtsch: „Ihre Verluste sind kolossal.“

Das britische Verteidigungsministerium berichtete von besonders schweren Gefechten um die Städte Lyssytschansk

und Sewerodonezk im Donbass. „Die russischen Gebietsgewinne sind begrenzt und wurden unter erheblichen Kosten für die russischen Streitkräfte erzielt“, hieß es.

Berichten des Onlinenachrichtenportals *insider.ru* zufolge würden russische Truppen Student*innen in den „Volksrepubliken“ Donezk und Luhansk massenhaft zu Blutspenden für verwundete Kolleg*innen zwingen. Bisher seien 700 derartige Fälle bekannt geworden. Dieses Vorgehen sei ein Verstoß gegen das Genfer Abkommen, sagte die ukrainische Ombudsfrau für

Menschenrechte Ljudmila Denisowa.

Unterdessen stand das große Stahlwerk Asowstal in der südöstlichen Hafenstadt Mariupol weiter unter russischer Belagerung. Das Büro des ukrainischen Präsidenten Wolodimir Selenski kündigte einen Einsatz im Laufe des Tages an, um Zivilist*innen aus dem Werk herauszuholen.

Dem Rat der Stadt zufolge sind in Mariupol, wo seit Kriegsbeginn Tausende Tote zu beklagen sind, derzeit etwa 100.000 Bewohner in akuter Lebensgefahr. Es gebe einen katastrophalen Mangel an Trinkwasser und

Lebensmitteln, hieß es. Um die Evakuierung der Menschen aus Mariupol bemühte sich am Freitag auch UN-Generalsekretär Antonio Guterres, der am Vortag zu Gesprächen mit Wolodimir Selenski in Kiew eingetroffen war. Am Donnerstagabend hatten russische Streitkräfte die Hauptstadt erstmals seit zwei Wochen abermals mit Raketen angegriffen. Dabei war auch die Journalistin Wira Gyrytsch getötet worden, die für den Sender Radio Freies Europa gearbeitet hatte.

Angaben des ukrainischen Staatskomitees für Fernsehen und Radio zufolge, das das Nachrichtenportal *Ukrainska Pravda (UP)* zitiert, seien seit Kriegsbeginn 243 Verbrechen russischer Truppen an Journalist*innen registriert worden: 7 seien getötet, 9 verletzt sowie 8 verhaftet beziehungsweise entführt worden. 15 Medienvertreter*innen seien spurlos verschwunden.

Unterdessen haben sich hochrangige Delegationen aus der Republik Moldau und der von Chişinău abtrünnigen Region Transnistrien im Dorf Varnița am Freitag zu offiziellen Gesprächen getroffen. Das berichtete die *UP*. Hintergrund ist eine Reihe von Explosionen, die Transnistrien Anfang dieser Woche erschüttert hatten. Am Freitag forderten Außenminister*innen verschiedener Länder, darunter Deutschland, ihre Bürger*innen auf, Moldau sowie Transnistrien zu verlassen.

Ausgebombt:
ein Bewohner
Mariupols vor
den Resten
seines
Wohnhauses
Foto:
Alexander
Ermochenko/
reuters

Von **Jost Maurin**

Die ukrainische Landwirtschaft bittet die EU dringend um Unterstützung, Getreide per Bahn ins Ausland zu transportieren. „Wir brauchen noch mehr Engagement der EU-Länder und mehr Hilfe, um diese Logistik effizient zu gestalten“, sagte Roman Slastjon, Geschäftsführer des Branchenverbands Ukrainian Agribusiness Club (UCAB). Nötig seien etwa mehr Waggons für Getreide und mehr Personal, das vorgeschriebene Dokumente an der Grenze ausstellt.

Die Ukraine kann derzeit fast nur per Bahn Getreide exportieren, weil das russische Militär die Häfen des Landes kontrolliert oder blockiert. Auch deshalb rechnet die Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen (FAO) damit, dass die Zahl von unterernährten Menschen weltweit 2022/23 um 8 bis 13 Millionen steigen könnte. Die Ukraine lieferte vor dem Krieg 12 Prozent der globalen Weizenexporte. Besonders abhängig davon sind Nordafrika und der Nahe Osten. Wegen der befürchteten Lieferausfälle sind die Nahrungsmittelpreise stark gestiegen.

Dabei wird die Ukraine in diesem Frühling nach neuen Schätzungen des UCAB trotz des Kriegs auf 14 Millionen Hektar oder 75 Prozent der ursprünglich geplanten Anbaufläche vor allem Getreide aussäen. Doch wenn die Ernte nicht die VerbraucherInnen etwa in Afrika erreicht, kann sie dort auch nicht die für viele Arme zu ho-

hen Lebensmittelpreise senken. Normalerweise gelangen 98 Prozent der ukrainischen Agrarexporte über Häfen am Schwarzen oder Asowschen Meer per Schiff auf den Weltmarkt. Weil das derzeit nicht möglich ist, wird nun vermehrt Ware per Bahn etwa in den rumänischen Schwarzmeerhafen Konstanza gefahren und dort auf Schiffe verladen. Bulgarien hat gerade zugesagt, dass auch über seinen Hafen Warna ukrainische Agrarexporte laufen können.

Aber die Bahn kann laut UCAB theoretisch höchstens 20 Prozent des normalen Getreide- und 50 Prozent des Sonnenblumenöl-Exportvolumens aus der Ukraine herausfahren: mit 560 beziehungsweise 130 Waggons pro Tag. Im April waren es dem Verband zufolge lediglich 305 Wagen. „Im März konnten wir nur 200.000 Tonnen Getreide exportieren, was nichts ist“, sagte Kateryna Ribatschenko, Geschäftsführerin des ukrainisch-schwedischen Großbetriebs Agro-Region Ukraine.

„Von europäischer Seite fehlt es manchmal an Kapazitäten, um diese Waggons aufzunehmen, manchmal fehlen Waggons, manchmal gibt es nicht genug Platz in den Häfen, um die Waggons zu entladen und auf die Schiffe zu laden“, klagte Slastjon. Zudem ist die Bahn teurer. „Es kostete 20, 25 US-Dollar pro Tonne, Getreide aus der Nord- oder Zentralukraine nach Odessa zu bringen. Es jetzt mit der Bahn beispielsweise nach Konstanza zu transportieren, kostet uns 100 Dollar“, so Ribatschenko. Das liegt auch daran, dass das ukrainische Schienennetz eine andere Spurweite als etwa Rumänien hat.

Bauern bitten EU um Hilfe bei Export

Da die Häfen blockiert sind, kann die Ukraine nur einen Bruchteil ihres Weizens verkaufen. Der Bahn fehlen Waggons



Feldarbeit mit kugelsicherer Weste: Bauer in der ukrainischen Region Saporischschja Foto: Ueslei Marcelino/reuters



Zerstörungen in der Stadt Irpin
Foto: Eric Bouvet/VII/ Redux/laif

Kinder als Faustpfand

Ukrainische Menschen werden nach Russland verschleppt, darunter viele Kinder. Moskau behauptet, viele von ihnen seien Waisen, die schnell von russischen Familien adoptiert werden sollen

Aus Dnipro und Moskau **Anna Murlykina** und **Inna Hartwich**

Er mag fünf oder sechs Jahre alt sein, hat schwarze Haare und eine Zahnücke, David sein Name. „Da waren Panzer“, sagt er, „sie schossen ganz viel. Wir gingen in den Keller.“ Mit seinem Bruder Maxim ist er in einem Video zu sehen, das die russische Nachrichtenagentur Ria im März verbreitete. Das Thema: Was die „Regierung“ der „Volksrepublik Donezk“ und die Regierung Russlands alles täten, um Kinder aus dem Kriegsgebiet zu holen. Wobei Russland die Kampfhandlungen natürlich nicht „Krieg“, sondern „militärische Spezialoperation“ nennt.

David und Maxim wie auch siebzehn weitere Jungen und Mädchen, so Ria, seien Kinder und Pflegekinder aus Mariupol, deren Eltern die Kinder abgegeben hätten oder deren Pflegeeltern verschollen seien. Russland betrachtet sie als Waisen. Im Beitrag heißt es: Die Kinder seien zur Kur in einem Mariupoler Sanatorium gewesen, als die Angriffe auf die Stadt begonnen hätten. Alle Erwachsenen aus dem Sanatorium hätten die Stadt und die Kinder verlassen, wird behauptet. Erst russische Truppen hätten die Mädchen und Jungen zwischen 4 und 17 Jahren „gerettet“ und in ein Waisenheim in Donezk gebracht. Auch in anderen russischen Staatsmedien finden sich die Gesichter der beiden Brüder. Es sind Beiträge über ein Waisenheim in Russland.

Nach Angaben ukrainischer und russischer Behörden bringt Russland jeden Tag Hunderte von Menschen aus der Ukraine weg. „Evakuierung“ nennt das Russland. „Kidnapping“, sagt die Ukraine. Die Ukrainer*innen werden quer durch Russland in Übergangswohnheimen untergebracht oder kommen bei Verwandten unter. Oder in Waisenheimen. Journalist*innen wird der Zugang zu solchen Wohnrichtungen hinter Zäunen verwehrt – oder nur in organisierter Form gestattet.

Nach russischen Angaben will Russland 915.000 Ukrainer*innen aus der Ukraine geholt haben, darunter 170.000 Kinder. 1.700 davon seien elternlos, sagt Russlands Beauftragte für Kinderschutz Maria Lwowa-Belowa kürzlich. Schwer zu sagen, ob diese Zahlen glaubwürdig sind. Das UN-Flüchtlingshilfswerk (UNHCR) bestätigt bislang 550.000 deportierte Ukrainer*innen, darunter 121.000 Kinder.

„Sie zählen die Leute busweise“, sagt Ljudmyla Denisowa, die ukrainische Ombudsfrau für Flüchtlinge. „Wir haben um Listen mit allen Familiennamen gebeten. Aber so etwas gibt es noch nicht. Aufgrund der ständigen Kämpfe sind solche Listen derzeit nicht zu bekommen, weil es keinen Zugang zu den russisch besetzten Gebieten gibt. Und zu russischem Staatsgebiet auch nicht.“

Russland vereinfacht derzeit das Adoptionsrecht für Kinder aus dem Donbass. Bei allen Berichten in Russland geht es lediglich um die Kinder aus dieser Region, obwohl laut ukrainischen Angaben auch Kinder aus anderen Gebieten der Ukraine entführt worden sein sollen. Das könnte, so sagen ukrainische Expert*innen, damit zusammenhängen, dass Russland mit den von Moskau anerkannten Separatistengebieten Donezk und Luhansk an gemeinsamen Gesetzen arbeitet, unter anderem auch am veränderten Adoptionsrecht. Deshalb „durchlaufen“ alle von den russischen Truppen mitgenommenen ukrainischen Kinder zunächst sogenannte Fürsorgeeinrichtungen in den „Republiken“ Donezk und Luhansk, meist in Donezk. Dann gelten sie als „Waisenkinder aus dem Donbass“.

In russischen Foren tauschen sich Pflegeeltern über Möglichkeiten einer schnellen Adoption ukrainischer Kinder aus. Die russischen Behörden stören sich nicht einmal mehr an der ukrainischen Staatsbürgerschaft der Kleinen. Ukrainer*innen beklagen, dass es den Rus-

s*innen auch durch solche Maßnahmen um die Zerstörung ukrainischer Identität gehe.

Das russische Staatsfernsehen sendet derweil Bilder vom fröhlichen Empfang der ukrainischen Kinder in der Region Moskau. Geschmückt ist der Bahnhof, der Gouverneur wartet mit Plüschbären in Rosa und Hellblau. Es sind verstörende Bilder, wie er mit dem Spielzeug auf die Kinder zustürmt, Mädchen umarmt, sich freut, wie die Kinder „Mama“ zu ihnen unbekannt Frauen sagen. Er lässt sich mit den Kindern fotografieren, sich zurufen, dass es ihnen gut gehe. Freiwillige stünden bereits Schlange, um Kinder aufzunehmen und zu adoptieren, heißt es in dem Beitrag.

Bei einem Treffen mit dem russischen Präsidenten Wladimir Putin in dieser Woche erklärte die russische Kinderschutzbeauftragte Lwowa-

Der UNHCR bestätigt bislang 550.000 deportierte Ukrainer und Ukrainerinnen, darunter 121.000 Kinder

Belowa, dass spezielle Register angelegt würden für die Waisenkinder aus dem Donbass. Pflegefamilien und Adoptionen von Kindern aus der Ukraine sollen so problemloser werden. „Sagen Sie mir, wo die bürokratischen Hürden sind, und wir werden sie eliminieren“, meinte Putin. Nur: Haben die Kinder aus dem Donbass tatsächlich keine Familie mehr?

Nein. Da ist die zwölfjährige Kira. Auch sie saß in Mariupol fest. Ihr Vater war am 17. März bei den russischen Luftangriffen ums Leben gekommen, ihre Mutter bereits vor dem Krieg gestorben.

Kira soll tagelang neben ihrem toten Vater ausgeharrt haben. Russische Soldaten hätten das verletzte Mädchen mit anderen Kindern nach Donezk gebracht, später nach Russland. Laut den russischen Behörden war sie ganz alleine.

Zu Hause in der Ukraine aber kämpften Alexander und Swetlana Obedinski um ihre Enkelin. Sie wollten sie bereits aus Donezk herausholen, was sich als unmöglich herausstellte. Die Behörden verlangten die Vorlage von Vormundschaftsdokumenten. Wie aber sollten sie an die Sterbeurkunde des Sohnes kommen? Die Großeltern gaben nicht auf. Mittlerweile ist Kira wieder bei ihren Verwandten in der Westukraine.

Auch die Brüder David und Maxim sind keine Waisen. Sie sollen eine ukrainische Pflegemutter haben, Ria ließ sie am Telefon zu Wort kommen. Ja, sagt Olga Lopatkina, die Kinder seien zur Kur ins Sanatorium nach Mariupol gefahren, dann seien die Bomben gekommen. „Wir wollten sie rausolen, aber mit dem Auto dauert es von unserem Zuhause in Wuhledar bis nach Mariupol zwei bis drei Stunden. Ich musste mich mit meinen zwei anderen Söhnen selbst im Keller verstecken. Wir sind einfach nicht bis nach Mariupol gekommen“, erzählt sie und spricht von einem „unmenschlichen Leid“. Sie verlor die Verbindung zu David und Maxim, ließ sich mit ihren anderen Kindern evakuieren. Derzeit soll sich die Familie in Frankreich aufhalten. Dass die beiden verlorenen Söhne in Russland sind, hätten ihr die Behörden mitgeteilt. „Aber wie soll ich sie aus Russland herausholen?“, fragt sie und weint fast.

Wie viele ukrainische Familien ihre Nächsten in Russland suchen, ist nicht bekannt. „Wir müssen jeden konkreten Fall genau überprüfen und versuchen herauszufinden, ob die Kinder, die zu uns kommen, tatsächlich Waisen sind. Von schnellen Adoptionen zu sprechen, ist verfrüht“, sagt die Vorsitzende der Union Russischer Frauen



Die zwölfjährige Kira, als noch Frieden war Foto: privat

in Moskau, Ekaterina Lachowa. Die Organisation steht der russischen Regierung nahe, widersetzt sich jedoch der Praxis, die Kinder aus der Ukraine schnell in russischen Familien unterbringen zu wollen.

Im Mariupoler Stadtrat versucht man, Buch über alle verschwundenen Kinder zu führen. „Das ist eine äußerst schwierige Angelegenheit, weil wir nur mit den Angaben von Angehörigen arbeiten können. Manchmal fallen uns auch entscheidende Nachrichten in den sozialen Netzwerken auf oder in der russischen Presse. Wir beschäftigen uns systematisch mit diesem Monitoring“, sagt der Vizebürgermeister von Mariupol, Arkadi Meschkow. „Nach unseren Informationen können wir bestätigen, dass 5.487 Kinder aus Mariupol fortgebracht wurden.“

Die ukrainische Ombudsfrau Denisowa sagt: „Zurzeit haben wir nur bruchstückhafte Informationen über die Schicksale der Kinder, die nach Russland gekommen sind.“ Sie wüssten, dass sich ein Teil von ihnen im nordrussischen Autonomen Kreis der Jamal-Nenzen befindet. Es gebe ukrainische Kinder im zentralrussischen Pensa. „Dort leben sie in einem geschlossenen Lager, sie dürfen das Gelände nicht verlassen. Es heißt, dass sie in Sprachlager kommen, wo sie vom Ukrainischen aufs Russische um-

lernen müssen.“ Gerade habe sie einen Anruf erhalten, dass 30 Kilometer von Tschekboksary an der Wolga 1.000 ukrainische Bürger*innen aus Mariupol seien. „Und in Wladimir ist eine Gruppe von 14-, 15-jährigen Teenagern aus Mariupol. Eine vollständige Liste der Kinder haben wir noch immer nicht bekommen.“

Unter welchen Bedingungen die Kinder aus der Ukraine in Russland leben, lässt sich kaum herausfinden. Wenn staatsnahe russische Medien berichten, heißt es, dass die Kinder ein „schönes Leben“ und genug zu essen hätten, Kindergärten und Schulen besuchten, und mit „Spielzeug ausgestattet“ seien.

Ausländische Journalist*innen haben keinen Zugang. Sobald das Büro der Kinderschutzbeauftragten Lwowa-Belowa hört, dass sich eine deutsche Zeitung meldet, wimmelt die Sekretärin ab: „Ich weiß auch nicht, warum der Zuständige nicht ans Telefon geht.“ Dabei hat der „Zuständige“ noch gar nicht erfahren, um welches Thema es geht.

Mitarbeit: Gaby Coldewey

Anzeige

Ahoi, Mitbestimmung!

Union Busting stoppen

Gegenwehr stärken

Mitbestimmung ausbauen

Arbeitswelt demokratisieren

Zukunft mitgestalten

Unser Update für die Betriebsverfassung:
www.linksfraktion.de/mitbestimmung

DIE LINKE.
IM BUNDESTAG

Es ist auch sein Land

2014 floh Tarek Saad aus Syrien nach Schleswig-Holstein. Dort will er jetzt für die SPD der erste Landtagsabgeordnete mit direkter Fluchtgeschichte werden. In einem Wahlkreis, der seit über 15 Jahren CDU wählt. Und gegen Widerstand in der eigenen Partei. Kann das funktionieren?

Von **Sascha Lübbe** (Text) und **Andreas Oetker-Kast** (Fotos)

Am Abend eines langen Tages sitzt Tarek Saad im Wohnzimmer eines Bauernhauses und überlegt, aus welchem seiner Leben er am besten erzählt. Es ist kurz nach sieben, draußen ist es kalt, nur eine Handvoll Lichter leuchten in der Dunkelheit. Die Nachbarhäuser des 511-Seelen-Dorfs Gönnebek, tiefstes Schleswig-Holstein.

Drinne wirft eine Stehlampe schummriges Licht in den Raum, ein Akkordeon hängt an der Wand. „Schön habt ihr's hier“, sagt Saad, 28, ein höflicher Mann von kleiner Statur. Er schenkt sich etwas Kaffee ein.

Ihm gegenüber sitzen drei Männer, größer, breiter, mehr als doppelt so alt wie er. Klaus, Werner, Thomas. Die Arme vor der Brust verschränkt. Auf ihren schwarzen Hoodies prangt ein Aufnäher, darauf ein Motorradfahrer und Flammen. Das Emblem ihrer Gruppe, die Flaming-Stars. Ein landesweiter Zusammenschluss von Feuerwehrleuten, die Motorrad fahren und sich sozial engagieren. Saad hatte ihnen eine Mail geschrieben, wollte sie kennenlernen, also lud Klaus ihn zu sich nach Hause ein.

„Na dann erzähl mal“, sagt Klaus. Saad lächelt, stellt die Kaffeetasse ab. „Ich fahre auch Motorrad“, sagt er. „Hab ich im Krieg gelernt. Motorräder sind schneller und wendiger als Autos. Damit kannst du am besten den Kugeln ausweichen.“

Kurz ist es still. Dann erzählt Klaus von den Touren, die sie mit der Gruppe fahren.

Saad war schon den ganzen Tag in der Gegend unterwegs, um sich vorzustellen und vorzufühlen, ob er die Menschen für sich gewinnen kann. Er spricht über die Gesundheitsversorgung auf dem Land, den öffentlichen Nahverkehr, den Ausbau der Autobahn. Aber auch über sich selbst, sein Leben in Syrien, die Flucht nach Deutschland, seinen Neuanfang.

In der SPD sei ein Wunder geschehen, wird er am Ende des Abends sagen. Nach 16 Jahren Merkel stelle man wieder einen Kanzler. „Wenn noch ein Wunder geschieht und ich in den Landtag gewählt werde, möchte ich, dass ihr mich schon kennt.“

Tarek Saad hat sich viel vorgenommen. Wenn Schleswig-Holstein am 8. Mai einen neuen Landtag wählt, will er dort der erste Abgeordnete mit direk-

tem Fluchthintergrund werden. Kein leichtes Unterfangen. Das Bundesland wird seit der letzten Wahl von einer Jamaika-Koalition regiert. Saads Wahlkreis, Segeberg-Ost, eine konservative, ländliche Gegend, wählt seit über 15 Jahren CDU. Und auch die Demografie spricht nicht für ihn. 45,6 Jahre beträgt das Durchschnittsalter in Schleswig-Holstein, etwas über dem Bundesdurchschnitt. Der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund ist mit 18 Prozent der niedrigste in Westdeutschland. Ein junger, aus Syrien geflüchteter Mann in einem weißen, alternden Land? Kann das funktionieren?

Wer Tarek Saad die Monate vor der Wahl begleitet, ihn auf Parteiveranstaltungen erlebt, neben ihm sitzt, während er mit seinem silbernen Opel Astra durch die weite, dünn besiedelte Landschaft fährt, der erlebt einen Mann, der mit seiner Integrationsgeschichte einerseits für viele ein Vorbild ist. Dessen Kandidatur andererseits aber auch auf Widerstände trifft, auch in der eigenen Partei.

Die Geschichte von Tarek Saad ist die Geschichte eines Mannes, der aus dem syrischen Bürgerkrieg nach Deutschland kam und hier in eine Grundsatzfrage hineingeraten ist: Wie viel Diversität verträgt deutsche Politik?

Sein erstes deutsches Wort ist „Moin“

Tarek Saad wird 1993 in der Hafenstadt Latakia im Westen Syriens geboren. Er wächst in einem konservativen Elternhaus auf. Der Vater, ein Lehrer, sucht seine Freunde für ihn aus, schreibt ihn ohne sein Wissen für ein Jurastudium ein. Die Mutter ist Hausfrau. Über Politik sprechen sie nicht.

Als 2011 der Arabische Frühling in Syrien anbricht, begehrt auch Saad auf. Er sprüht Freiheitsparolen an Häuserwände, demonstriert gegen das Regime. 2012 geht er, um nicht in die Armee eingezogen zu werden, in die „befreite Zone“, wie er sie nennt. Ein Landstrich, den nicht Assad, sondern Rebellengruppen kontrollieren. Er filmt ihre Gefechte mit der Armee, verkauft die Aufnahmen unter anderem an al-Dschasira.

Er wird angeschossen, schwer verwundet in die Türkei gebracht, flüchtet dann nach Griechenland. Dort findet er einen Schlepper, der ihn für das Geld, das er mit den Videos verdient

hat, nach Deutschland bringt. Im Juni 2014 kommt Saad mit fünf Euro in der Tasche in der Nähe des Hamburger Hauptbahnhofs an. Die Behörden schicken ihn in die Gemeinde Felde bei Kiel.

Die erste Zeit lebt er in einer Notunterkunft, einer Baracke, mitten im Wald. Er freundet sich mit einer Flüchtlingshelferin, Petra Paulsen, an und lernt ihre zwei Söhne kennen. Die Familie führt ihn heran an dieses Land, über das er eingangs nicht mehr weiß, als die meisten Deutschen vor 2015 über Syrien wussten. „Deutschland war für mich nur Mercedes, BMW und Merkel“, sagt Saad.

Es wird schnell mehr. Das erste deutsche Wort, das er 2014 lernt, ist: „Moin“. Drei Jahre später beginnt er ein Studium der Politik- und Islamwissenschaft an der Uni Kiel, hält Vorträge in fast akzentfreiem Deutsch. Er wird Stipendiat der Friedrich-Ebert-Stiftung, Geschäftsführer eines Kulturvereins. 2020 erhält er die deutsche Staatsbürgerschaft.

Sein politischer Aufstieg verläuft ähnlich rasant. Petra Paulsen, die Flüchtlingshelferin, ist Vorsitzende

„

Mit fünf Euro kommt Tarek Saad 2014 in Hamburg an. Die Behörden schicken ihn in eine Gemeinde bei Kiel. „Deutschland war für mich nur Mercedes, BMW und Merkel“, erinnert er sich

des SPD-Ortsvereins. 2015 macht sie Saad mit dem damaligen Ministerpräsidenten Torsten Albig bekannt. Saad liest sich alles zur Partei an, erfährt von Willy Brandt, selbst ein Geflüchteter. Für Saad eine Inspiration. „Ich hatte das Gefühl, in der SPD versteht man mich, wenn ich von Flüchtlingsthemen rede“, sagt er. 2016 tritt er in die Partei ein, 2018 wird er Landesvorsitzender der AG Migration und Vielfalt, im April 2021 Beisitzer im Landesvorstand.

Einigen in der SPD geht sein Aufstieg zu schnell. „Zu jung, zu unerfahren, nicht lange genug in Deutschland – das habe ich immer wieder gehört, wenn ich mich auf Posten bewarb“, sagt Saad. Er sehe das aber als „normalen Parteiwettkampf“, als Teil der Demokratie. Die meisten in der Partei, so fühlt es sich für ihn an, stützen ihn auf dem Weg nach oben. „Ich hatte das Gefühl: Es kann immer so weitergehen.“

Am Abend des 29. September 2021 steht Tarek Saad im hell erleuchteten Saal des Bürgerhauses von Trappenkamp, einer 5.000-Einwohner-Gemeinde im Kreis Segeberg. Er wirkt angespannt. Die Wahl des Direktkandidaten steht an, die Entscheidung, wer die SPD im Wahlkreis vertritt. Etwa 30 Genossinnen und Genossen aus den umliegenden Ortsverbänden sind gekommen, die meisten jenseits der 50. Ein Meer aus grauen Köpfen.

Sein einziger Gegenkandidat ist ein Mann aus der Region. Jens Kahlsdorf, 61, groß, schütteres, graues Haar. Auf seinem Bewerbungsbogen prangt ein Bild, auf dem er sein Jackett jovial im Fingerhaken über der Schulter trägt. Kahlsdorf saß im Wirtschaftsbeirat der IHK, ist Vorsitzender der AG 60+ der SPD Segeberg.

Er redet ruhig, fast behäbig, manchmal spricht er von sich selbst in der dritten Person. Seine Rede streift die wichtigen Themen der Region: den Ausbau der Autobahn, Krankenversorgung, die Situation in den Schulen. Immer wieder kommt er auf den Business-Club zu sprechen, den er führt, ein Netzwerk von Unternehmern.

Saads Rede hingegen ist emotional, manchmal bricht ihm kurz die Stimme weg. Er zielt vor allem auf die Vergangenheit der Menschen, viele von ihnen Nachkommen Vertriebener aus Pommern, Geflüchtete wie er. In seiner Rede fallen die Worte Heimat, Gerechtigkeit, Solidarität. Am Ende entscheiden sich die Genossinnen und Genos-

sen mit deutlicher Mehrheit für Saad, den Newcomer, und gegen Kahlsdorf, den vermeintlichen Mann aus ihren Reihen. Warum?

Vielleicht liegt es an Saads politischem Gespür. Er spricht von „Gesellschaftspolitik“, wenn er sich Leuten gegenüber sieht, die er mit dem Wort „Migration“ verschrecken würde. Er weiß, dass er jungen Menschen am besten mit konkreten Vorschlägen zu Themen wie Klima- und Wirtschaftspolitik kommt, älteren hingegen am besten von seiner Flucht erzählt. Stellt man ihm auf Podien Fragen, deren Antwort er nicht kennt, sagt er, er schlage das nach.

Er ist im politischen Betrieb mitgelaufen

Vielleicht liegt es aber auch an seinem Wissen um Parteistrukturen. Saad hat schnell gelernt, wann er Allianzen schmieden, wann er sich selbst behaupten muss. Er hat Praktika gemacht, ist im politischen Betrieb mitgelaufen. Bei Torsten Albig, Bettina Hagedorn, bei Serpil Midyatli, inzwischen Landesvorsitzende der SPD, für Saad war sie lange Zeit eine wichtige Mentorin.

Saad sagt, er mache das alles nach Gefühl. „Wenn man täglich in dieser Partei unterwegs ist, versteht man, wie sie funktioniert.“

Manchmal, wenn man ihn auf Podien reden hört, hat man das Gefühl, er ist zu schnell für diesen Landstrich. Wäre er in einer größeren Stadt nicht besser aufgehoben, in Lübeck, Flensburg oder Kiel? Saad winkt ab. Die innerparteiliche Konkurrenz sei zu groß, dort würde er kein Bein auf den Boden kriegen. Also zog er mit seiner Verlobten – sie stammt aus der Gegend – nach Trappenkamp, ihre Großeltern haben da ein Haus. Saad begann, im Landkreis am örtlichen Leben teilzunehmen. Wurde Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr, zweimal im Monat sitzt er jetzt mit älteren Leuten an einem Tisch, um Plattdeutsch zu üben.

Menschen, mit denen man über ihn spricht, egal ob Parteimitglieder oder Vorsitzende lokaler Vereine, betonen, dass es ihm wirklich um die Sache geht. Saad setzt sich für den Ausbau von Fahrradwegen und für bessere Schulen ein, sein Kernthema aber ist die Integration. Für die Friedrich-Ebert-Stiftung hat er eine Expertise zur Flüchtlingspolitik des Landes mit erarbeitet.



In seinem Wahlkampf besucht Tarek Saad Anfang April in Bad Segeberg auch eine Flüchtlingsunterkunft



Er fordert das Ende der Abschiebehaft für abgelehnte Asylbewerber, setzt sich für bessere Arbeitsmarktchancen gut integrierter Geflüchteter mit Duldung ein, den sogenannten Spurwechsel.

Das politische Engagement als Lebensinhalt. Zugleich, scheint es, ist die aufreibende Arbeit für ihn aber auch eine Art Flucht.

Ein Donnerstag, neun Uhr morgens. Tarek Saad sitzt in einem Gasthaus in der Gemeinde Leezen. Die Sonne scheint durch die breite Fensterfront. Er lächelt müde, die Nacht war kurz. Bis 2 Uhr morgens hat er am Computer gesessen, Mails geschrieben. Wenn er könnte, sagt Saad, würde er sieben Tage durcharbeiten. Pause mache er eigentlich nur, wenn seine Verlobte sage, sie bräuchten Zeit für sich als Paar. Er komme einfach schwer zur Ruhe.

Wirklich abschalten könne er nur beim Motorradfahren. Wenn er mit seiner Suzuki Gladius 650 über die Landstraßen fegt. Am liebsten mag er die Autobahnauf- und -abfahrten, die Kurven sind steil, man muss sich hundertprozentig konzentrieren. Er kann dann an nichts anderes denken. Nicht an die Partei, nicht an das Studium, nicht an die Vergangenheit.

„Je älter ich werde“, sagt Saad, „desto häufiger kommen die Erinnerungen.“

2011 filmt er mit seiner Kamera, wie Assads Scharfschützen auf Demonstranten schießen. Vor seinen Augen sterben Menschen, 18 Jahre alt ist er da.

Dann, der 6. August 2013, sein 20. Geburtstag. Saad lebt damals bereits in der „befreiten Zone“, filmt Rebellen mit seiner Kamera. Sie sind unterwegs an die vorderste Front. Plötzlich explodieren zwei Granaten vor dem Auto, sie springen raus, suchen Deckung. Der Rest bleibt für ihn lange verschwommen, taucht erst nach Tagen in Form von Flashbacks auf. Eine erste Kugel trifft seine linke Schulter, Saad erinnert sich an das Blut, das seinen Arm herunterläuft. Eine zweite streift seinen Kopf. Ab da wird alles schwarz.

Fünf Tage später wacht er in einem Krankenhaus in der Türkei auf. Die Rebellen haben ihn dorthin gebracht. Unterwegs, werden sie ihm später erzählen, musste man ihn wiederbeleben. Fotos zeigen ihn auf einem Krankenbett, mit starrem Blick. „Wäre ich nur drei Zentimeter größer, hätte die zweite Kugel mitten in den Kopf getroffen“, sagt Saad. „Dann wäre ich heute nicht mehr da.“

Es ist eine Erfahrung, die zwischen ihm und den Menschen in seiner Umgebung steht. Saad sagt, er könne oft nicht verstehen, warum sie sich über Kleinigkeiten aufregen. Staus auf dem Weg zur Arbeit, Ärger mit dem Chef. „Luxusprobleme“ nennt er das.

Es falle ihm auch schwer, Angehörigen von Verstorbenen sein Mitgefühl auszusprechen. „Ich kann verstehen, dass jemand traurig ist“, sagt er, „aber manchmal kann ich es nicht fühlen. Weil der Tod für mich etwas Normales ist.“

Die Erfahrungen in Syrien hätten ihn abgehärtet, sagt er. Sie hätten ihn aber auch schätzen gelehrt, was er hier hat: das Leben in Sicherheit und in ei-

„Einige Genossinnen und Genossen hat die Emotionalität seiner Rede vermutlich überfordert“

Enrico Kreft, Mitglied im SPD-Landesvorstand, über Saads Rede zu seiner Kampfkandidatur

ner Demokratie. Die Möglichkeit, politisch etwas zu bewegen. Er sei stolz, dass er so weit gekommen ist.

Die Enttäuschung kommt Ende Januar. Die Parteispitze gibt die Landesliste bekannt, sie hat ihn auf den 27. Platz gesetzt. Über die Liste in den Landtag zu kommen, ist damit so gut wie aussichtslos.

Saad ist wütend, verletzt. Er sagt, er fühle sich „als Maskottchen für Vielfalt“ benutzt. Er war mindestens von Platz 15 ausgegangen.

Er entschließt sich zu einer Kampfkandidatur um Platz sieben. Ein Platz, mit dem man relativ sicher in den Landtag einzieht. „Wenn man es riskiert, muss es sich auch lohnen“, sagt er.

Bei seiner Rede auf der Landeswahlkonferenz eine Woche später wirkt er deutlich aufgewühlter als in Trappenkamp. „Ihr seid alles, was ich habe, nachdem ich nichts mehr hatte“, sagt er an die Genossen gewandt. Es ist eine emotionale Rede, fast flehend. Vergeblich. 54 Teilnehmer stimmen für ihn, 137 für den ursprünglichen Kandidaten, der von der Parteispitze vorgese-

hen war: Marc Timmer, ein 50-jähriger Jurist, der im Bereich erneuerbare Energien gearbeitet hat.

Tarek Saad, der Mann aus dem syrischen Bürgerkrieg, der glaubte, in der SPD eine politische Heimat gefunden zu haben, muss einsehen: Die Genossinnen und Genossen entscheiden sich gegen ihn.

Verläuft hier die Grenze der Willkommenskultur – der Moment, in dem es um Einfluss geht?

Spricht man mit Parteimitgliedern über die Platzierung und die Abstimmung, heißt es, einige in der Partei stört sich an Saads Kampfkandidatur. Er sei zu jung dafür, noch nicht lange genug dabei. Enrico Kreft, Mitglied im Landesvorstand, sagt, er halte Saads Kandidatur zwar für gerechtfertigt, glaube aber, er sei mit Platz sieben zu hoch eingestiegen und habe seine Rede zu sehr auf den Fluchtaspekt abgestellt. „Einige Genossinnen und Genossen hat die Emotionalität seiner Rede vermutlich überfordert.“

Viele verweisen auf die Erfahrung und thematische Expertise des ursprünglich vorgesehenen Kandidaten.

Aber es gibt auch andere Stimmen. Canan Canli vom SPD-Kreisverband Kiel hält eine Furred für Saad. Das Ergebnis der Abstimmung habe sie schockiert, wird sie Wochen später in ihrem Haus am Kieler Stadtrand sagen. Vor allem die Eindeutigkeit, mit der die Genossen gegen ihn stimmten.

Canli, in Deutschland als Tochter kurdischer Einwanderer aus der Türkei geboren, sagt, Saad sei nicht nur ein Vorbild für Geflüchtete, sondern auch für Menschen mit Migrationshintergrund in der Partei. „Wir haben uns mit ihm identifiziert. Eine Entscheidung für ihn wäre für uns alle ein Zeichen gewesen, dass wir angenommen werden“, sagt sie. „Plötzlich fragt man sich schon: Spielt es doch eine Rolle, woher jemand kommt?“

Es gibt Politiker und Parteienforscher, die sagen, sie beobachten das häufiger: Parteien schmücken sich mit Kandidatinnen und Kandidaten mit Migrationshintergrund, um sich als divers zu präsentieren. Geht es dann aber ans Eingemachte, setzen sie sie

Wahlen im Norden

Die Ausgangslage

Am 8. Mai wählt Schleswig-Holstein einen neuen Landtag. Seit Juni 2017 regiert Daniel Günther (CDU) das Land mit einer Koalition aus Union, Grünen und FDP.

Die Umfragen

Die CDU liegt momentan klar vorn. Demnach käme sie auf 38 Prozent, die SPD auf 20, die Grünen auf 16. Wegen einer Coronainfektion konnte Günther am Fernsehtriell am Dienstag nur per Videoschalt von zu Hause aus teilnehmen.

oben zu platzieren.“ Eine besondere Rolle dürfte das Thema spielen, für das Saad steht: Migration. In Schleswig-Holstein, zumindest vor dem Ukraine-Krieg, nicht ganz oben auf der Liste. Ein Thema zudem, von dem nicht wenige fürchten, man könnte sich damit die Finger verbrennen, besonders bei der Wahl.

Auch Saads Fürsprecherin Canan Canli sagt: „Wir sind in der Opposition. Unser Ziel ist es, auf jeden Fall stärkste Kraft zu werden.“

Sie sagt aber auch: „Es wird getriebmühlenartig behauptet, mit dem Thema Migration gewinne man keine Wahlen. Aber wer sagt eigentlich, dass das wirklich so ist?“ Saad weiter vorne aufzustellen, meint Canli, wäre ein wichtiger Schritt für die SPD in Schleswig-Holstein gewesen.

Saad selbst klingt seit der Abstimmung verhaltener, wenn er von der deutschen Politik spricht. Aus Sicht der Parteispitze, die eine Wahl gewinnen will, könne er die Entscheidung verstehen. Aus sozialdemokratischer Sicht falle ihm das schwer. „Es geht ja darum, die gesamte Gesellschaft abzubauen.“ Enttäuscht von der Demokratie sei er dennoch nicht. Rückschläge gehörten dazu.

Ein Monat später. Tarek Saad lenkt seinen Opel durch eine Einfamilienhaussiedlung südlich von Bad Sege-

meister einer kleinen Gemeinde, in der schon sein Vater Bürgermeister war.

Doch Saad ist zuversichtlich, und nicht nur er. „Tarek spricht eine andere Klientel an“, sagt etwa die SPD-Landtagsabgeordnete Katrin Fedrowitz. „Menschen, die nahbare Politiker suchen. Und mit dem Ukraine-Krieg wird auch Migration wieder Thema werden.“

Saad erhält inzwischen vermehrt Anfragen dazu. Er wird zu Podien eingeladen, das Deutsche Rote Kreuz will mit ihm die Unterbringung Geflüchteter diskutieren.

Er hat auch die Erstaufnahmeeinrichtung im Wahlkreis besucht. Es ist dieselbe, in der er damals ankam. Jetzt leben geflüchtete Ukrainer dort. „Ein Rollenwechsel“, sagt Saad. Plötzlich fand er sich in der Position eines potenziellen Entscheiders wieder, einer, der Dinge verbessern kann. Etwa die Arbeit der Ehrenamtlichen mehr zu unterstützen.

„Die Ukrainer dürfen nicht in eine Parallelgesellschaft rutschen“, sagt Saad. „Sie brauchen Wohnungen und Jobs. Ihre Situation wird uns die nächsten Jahre beschäftigen.“ Die Willkommenskultur, das sagt er auch, sei momentan so groß wie 2015.

An rund 50 Türen klingelt Saad an diesem Tag. Eine Frau um die 60 sagt, sie habe schon von ihm gehört. Ihre Nachbarin, gleiches Alter, sagt, toll, dass er kandidiert. Ein Mann um die 50 tritt enthusiastisch vor die Tür. Saad sei der erste Politiker, der persönlich bei ihm vorbeikomme, seine Stimme habe er auf jeden Fall. Doch die drei sind die Ausnahme. Die meisten Menschen bleiben eher reserviert.

Nur ein Mann verwickelt ihn in ein längeres Gespräch. Hochgewachsen steht er in seinem Garten, hager, faltiges Gesicht. Eine kleine Schippe in der Hand.

„Bin seit einem Jahr fertig mit der Arbeit“, sagt der Mann. „Hat keinen Spaß mehr gemacht.“ Und dann erzählt er aufgebracht, was schief läuft in diesem Land: Vor 50 Jahren habe dieser Ort nur aus ein paar Häusern bestanden. Und jetzt: alles zugebaut.

„Wenn Leute zu dicht aufeinanderhocken, gibt das nur Probleme“, sagt der



Kein Ortstermin ohne Selfie: Tarek Saad hier mit der Staatsministerin für Integration, Reem Alabali-Radovan von der SPD. Und mit SPD-Generalsekretär Kevin Kühnert im Hintergrund

auf aussichtslose Listenplätze. Und geben denen den Vorzug, die in Erscheinungsbild und Biografie der Mehrheit entsprechen.

Aber gilt das auch hier? An der Spitze der SPD Schleswig-Holstein steht Serpil Midyatli, die erste türkischstämmige Abgeordnete im Landtag.

Midyatli sagt, mit der Listenaufstellung werde man niemandem gerecht, außer vielleicht den ersten fünf Plätzen. Man müsse viel berücksichtigen: die Themen, für die jemand steht, das Alter, Geschlecht, die Frage, wie lange jemand in der Partei aktiv ist.

Dass Saad auf Platz 27 gelandet ist, habe mit diesen Faktoren zu tun. „Die haben es schwermgemacht, ihn weiter

berg, eine Parallelwelt aus rotem Klinker und sauber gestutztem Rasen. Es ist Mittag, die Straßen sind leer. Saad fährt an den Straßenrand, parkt, langt auf die Rückbank, greift sich einen Stapel Flyer.

Über die Liste kommt er nicht in den Landtag. Also, hat er entschieden, muss er das Ding direkt holen.

Bei der letzten Landtagswahl stimmten rund 20.000 Menschen in seinem Wahlkreis mit der Erststimme für die CDU, 14.000 für die SPD. Die SPD-Wähler will er halten, mindestens 3.000 von den CDU-Wählern auf seine Seite ziehen. Darum ist er hier.

Wieder tritt er gegen einen weißen Mann an: Sönke Siebke, Direktkandidat der CDU. 57 Jahre alt, Landwirt. Bürger-

Mann, das habe man ja an Corona gesehen. Es gebe schlicht zu viele Menschen. „Deshalb sollte der Staat nach dem zweiten Kind kein Kindergeld mehr zahlen.“

Saad hört freundlich lächelnd zu. Dann setzt er, ruhig und mit Bedacht, zu einer Antwort an. Er erzählt von der Bevölkerungsentwicklung in Deutschland, vom demografischen Wandel, spricht von Bauverordnungen und Bürgerentscheiden.

„Ich freue mich, wenn Sie mich unterstützen“, sagt er am Ende.

Der Mann schaut kurz irritiert. Es scheint, als habe ihm länger niemand interessiert zugehört.

„Schau'n wir mal“, sagt er dann.

der check

Könnte die WHO demnächst die Weltregierung übernehmen?

Der geplante Pandemievertrag der Weltgesundheitsorganisation (WHO) ist ein neues Mobilisierungsthema der Corona-Verschörungstheoretiker:innen. In einem offenen Brief der impfkritischen „Wissenschaftlichen Initiative Gesundheit für Österreich“ heißt es: „Dieses Abkommen soll ermöglichen, dass die WHO nicht mehr wie bisher Empfehlungen für die Regierungen der Mitgliedsländer abgibt, sondern Entscheidungen trifft, die als Gesetze gelten und sogar über unserer Verfassung stehen sollen.“

Das Abkommen würde es der WHO ermöglichen, so die Initiative, den Staaten „beliebige Maßnahmen zu diktieren“, wenn die WHO den „globalen Notstand“ ausruft. Die WHO könne dann zum Beispiel „bei jeder beliebigen Infektionskrankheit eine Impfpflicht in allen Mitgliedsstaaten verordnen“.

Richtig ist:

Tatsächlich ist ein WHO-Pandemievertrag geplant. Dessen Ziel ist allerdings noch sehr vage: Der Vertrag soll sicherstellen, dass die Staaten bei einer neuen Pandemie besser vorbereitet sind und besser zusammenarbeiten. Ein erster Vorentwurf soll erst im August vorliegen. Die österreichische Initiative beschreibt also vor allem ihre Befürchtungen.

Es ist aber sehr unwahrscheinlich, dass sich die Staaten freiwillig den Vorgaben der WHO unterordnen. Bisher kann nicht einmal die EU ihren Mitgliedsstaaten Vorgaben zur Pandemiebekämpfung machen.

Was auch immer im endgültigen WHO-Vertrag stehen wird: In Deutschland ist ein völkerrechtlicher Vertrag nur verbindlich, wenn ihm der Bundestag zustimmt. Christian Rath

die wortkunde

[ˈzɔndəfɛmøːɡn̩]

100 Milliarden Euro für die Bundeswehr kündigte Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) Ende Februar an: ein Sondervermögen. Was manchen wie bloßer PR-Sprech erscheint, ist ein gängiger Fachbegriff. Volkswirtschaftlich betrachtet handelt es sich um ein Geldvolumen, das für spezifische Ausgaben geplant ist und separat vom Bundeshaushalt verwaltet wird. Es gibt zwei Arten Sondervermögen: Die Einnahmen fließen aus dem Haushalt zu. Oder sie werden wie beim „Sondervermögen Bundeswehr“ per Kredit finanziert. In diesem Fall ist der laut Gesetzentwurf von der Schuldenbremse ausgenommen. Es wird zwar Vermögen geschaffen durch die Armeeausrüstung, aber vor allem gibt es nun eine Menge Schulden. Laut Finanzministerium erfasst der Begriff „Vermögen“ eben sowohl positive als auch negative Vermögenswerte. Sara Rahnenführer



die erklärung

Ene, mene, muh – und raus bist du?

Gerhard Schröder, Boris Palmer und auch Thilo Sarrazin – sie alle haben oder hatten Probleme mit ihrer Parteimitgliedschaft. Doch ein Ausschluss ist gar nicht so einfach

Von Christian Rath

1 Wann darf eine Partei ein Mitglied ausschließen?

Parteien sollen sich voneinander unterscheiden. Denn bei Wahlen zählen auch Inhalte, nicht nur Personen. Deshalb können Parteien sicherstellen, dass ihre inhaltliche Ausrichtung sichtbar bleibt, indem sie Mitglieder ausschließen, die unpassende Positionen vertreten oder ihre Glaubwürdigkeit stark beeinträchtigen. Allerdings sollen Parteien laut Grundgesetz auch demokratisch aufgebaut sein. Daher muss verhindert werden, dass ein Parteivorstand Mitglieder ausschließen kann, die nicht exakt seiner Linie folgen. Auch innerhalb einer Partei muss eine Opposition möglich sein.

Laut Parteiengesetz kann ein Mitglied deshalb nur dann ausgeschlossen werden, wenn es vorsätzlich gegen die Satzung, erheblich gegen Grundsätze oder die Ordnung der Partei verstößt und ihr so schweren Schaden zufügt.

2 Wie läuft ein Parteiausschlussverfahren denn nun genau ab?

Über Parteiausschlüsse entscheiden nicht die Parteivorstände, son-

dern parteiinterne Schiedsgerichte. Diese werden von den Mitgliedern oder Delegierten gewählt. Die Verfahren sollen ähnlich fair und neutral ablaufen wie auch staatliche Gerichtsverfahren. Meist stehen mehrere Instanzen zur Verfügung, vom Kreisschiedsgericht bis zum Bundesschiedsgericht.

Falls das parteiinterne Verfahren mit einem Ausschluss oder einer anderen Sanktion endet, kann das betroffene Mitglied zusätzlich staatliche Gerichte anrufen. Auch hier stehen wieder drei Instanzen zur Verfügung, vom Landgericht bis zum Bundesgerichtshof. Ein Ausschlussverfahren kann also jahrelang dauern.

Die staatlichen Gerichte müssen die Entscheidungen der Parteigerichte jedoch im Kern akzeptieren. Ob die Grundsätze der Partei erheblich verletzt wurden und ob dabei der Partei schwerer Schaden entstanden ist, das entscheiden die parteiinternen Gerichte nach ihren eigenen Maßstäben. Die staatlichen Gerichte können einen Parteiausschluss nur beanstanden, wenn dieser willkürlich oder „grob unbillig“ (also völlig überzogen) war.

3 Wie geht es weiter mit Ex-SPD-Kanzler und Putin-Freund Gerhard Schröder?

In der SPD kann jede Parteigliederung aus dem ganzen Bundesgebiet den Ausschluss eines SPD-Mitglieds beantragen. Im Fall von Ex-Kanzler Gerhard Schröder wurde der erste Ausschlussantrag am 2. März 2022 vom Kreisverband Heidelberg gestellt. Inzwischen gibt es 14 Anträge auf ein Parteiordnungsverfahren gegen Schröder.

Was ihm jeweils vorgeworfen wird, unterliegt laut SPD-Schiedsordnung der Verschwiegenheit. Aber vermutlich wird Schröder vorgehalten, dass er trotz des völkerrechtswidrigen Überfalls Russlands auf die Ukraine seine lukrativen Posten bei russischen Staatsfirmen behält.

Da Schröder Mitglied im SPD-Ortsverein Hannover-Oststadt/Zoo ist, wird das Verfahren bei der Schiedskommission des SPD-Unterbezirks Region Hannover geführt. Diese bereitet derzeit eine mündliche Verhandlung vor. Gerhard Schröder ist zwar selbst Anwalt, kann sich aber auch anwaltlich vertreten lassen. Die Anwält:in müsste dann allerdings SPD-Mitglied sein.

4 Warum dauerte es zehn Jahre bis zum SPD-Ausschluss von Thilo Sarrazin?

Im Fall von Thilo Sarrazin, der von 2002 bis 2009 Berliner Finanzsenator war, gab es drei Ausschlussverfahren. Im ersten ging es um ein Interview, in dem Sarrazin 2009 sagte, eine große Zahl an Arabern und Türken in Berlin habe „keine produktive Funktion, außer für den Obst- und Gemüsehandel“. Die Berliner Landesschiedskommission der SPD lehnte im März 2010 einen Ausschluss ab. Die Äußerungen seien provokant, aber nicht rassistisch.

Nachdem Thilo Sarrazin in seinem 2010 erschienenen Buch „Deutschland schafft sich ab“ über kulturelle und genetische Intelligenzunterschiede von Migrant:innen schrieb, gab es ein zweites Ausschlussverfahren, beantragt auch vom SPD-Bundesvorstand. Das Verfahren endete im April 2011 mit der Rücknahme der Ausschlussanträge. Sarrazin hatte zuvor versichert, er vertrete keine sozialdarwinistischen Theorien und verlange keine selektive Bevölkerungspolitik.

Acht Jahre später kam es zum dritten Ausschlussverfahren. Diesmal war der Antrag des SPD-Parteivorstands in drei parteiinternen Instanzen erfolgreich. Sarrazin verstoße, so die Bundesschiedskommission im Juli 2020, etwa gegen das Grundsatzprogramm der SPD, wenn er in seinem Buch „Feindliche Übernahme“ fordere, die Einwanderung von Muslimen zu beschränken oder zu unterbinden. Sarrazin verzichtete letztlich darauf, gegen den Parteiausschluss vor staatlichen Gerichten zu klagen.

5 Wem nutzte der Vergleich im Ausschlussverfahren der Grünen gegen Boris Palmer?

Der baden-württembergische Landesvorstand der Grünen beantragte Ende 2021 einen Parteiausschluss des Tübinger Oberbürgermeisters Boris Palmer. Ihm wurden 23 Äußerungen der letzten zehn Jahre vorgehalten. Etwa habe er sich für eine bewaffnete Sicherung der EU-Außengrenzen gegen Flüchtlinge ausgesprochen. Der Ausschluss sei erforderlich, „um Bündnis 90/Die Grünen von einem hartnäckigen Störer der innerparteilichen Ordnung und Verletzer der Grundsätze der Partei zu befreien“, schrieb der Parteienrechtler Sebastian Roßner, der die Grünen vertrat. Zumindest sollten die Mitgliedschaftsrechte Palmers zwei Jahre ruhen, so der Hilfsantrag des Landesvorstands.

Das Landesschiedsgericht der Grünen schlug vorige Woche einen Vergleich vor: „Aufgrund verschiedener Verstöße des Antragsgegners gegen Grundsätze und Ordnung der Partei ruht dessen Mitgliedschaft bis zum 31. 12. 2023.“ Beide Seiten nahmen den Vorschlag an. Damit ist Palmer nun gemaßregelt, aber nicht ausgeschlossen.

Für die Partei hat der Vergleich den Vorteil, dass Palmer damit auf Rechtsmittel verzichtet und keine juristische Blamage droht. Auch für Palmer ist das Ruhen der Mitgliedschaft sinnvoll. Denn als Grüner dürfte er bei der OB-Wahl im Oktober nicht gegen die von den Grünen inzwischen aufgestellte OB-Kandidatin Ulrike Baumgärtner antreten. Als vorübergehend Nicht-Grüner kann er es.

Die Hand, die einen schützt, sollte man nicht beißen. Auch nicht die von Willy Brandt Foto: Murat Türemis





Fabrice Leggeri im September 2021 in Bulgarien
Foto: Hristo Rusev/getty images

Lügeris Abschied

Frontex-Direktor Fabrice Leggeri tritt zurück. Über Jahre war die Agentur an illegalen Pushbacks an den EU-Außengrenzen beteiligt und hatte die Öffentlichkeit darüber getäuscht

Aus Berlin Christian Jakob

Den Hut nahm er, entschuldigen mochte er sich nicht: Nach sieben Jahren an der Spitze der EU-Grenzschutzagentur Frontex reichte der Franzose Fabrice Leggeri, 53, am Freitag seinen Rücktritt ein. Seine Begründung erstaunt: „Ich gebe mein Amt zurück, weil es aussieht, als ob das Frontex-Mandat, für das ich gewählt wurde, leise, aber effektiv verändert wurde.“

Es ist die letzte einer kaum mehr zu überblickenden Zahl an Lügen und Verdrehungen, die vor allem die letzten Amtsjahre Leggeris prägen. Das „Mandat“ der Agentur ist unverändert. Leggeri geht, weil Frontex unter seiner Führung nicht nur immer größer und mächtiger wurde, sondern immer systematischer Flüchtlingsrechte mit Füßen getreten hat – und dabei immer öfter erwischt wurde.

Es waren vor allem Recherchen eines Investigativteams des *Spiegels* und der NGO Lighthouse Reporting, die sich ab 2020 minutiös

mit den Verstrickungen von Frontex in die illegalen Zurückschiebungen an den EU-Außengrenzen befassen. Die Agentur selbst hatte lange jede Beteiligung an diesen zurückgewiesen und die Verantwortung – sofern es erdrückende Beweise für die Pushbacks gab – den nationalen Grenzschützern zugeschoben. Eine Zeit lang waren es tatsächlich vor allem diese, die in der Ägäis, am Evros, in Kroatien, Spanien oder Polen in erster Linie hinter den Pushbacks stecken. Doch je stärker die Frontex-Präsenz an den Außengrenzen wurde, umso häufiger waren die EU-Grenzschützer bei den Pushbacks dabei oder verhinderten diese nicht.

Die journalistischen Recherchen, die Leggeri nun letztlich zu Fall brachten, waren auch deshalb möglich, weil immer öfter Flüchtlinge mit ihren Handys filmen konnten, was ihnen angetan wurde – und von wem. So wurde sichtbar, wovon sonst nur aus zweiter Hand die Rede war: nackte Gewalt gegen Menschen in höchster Not, auf der Suche nach Zuflucht.

Als sich ab 2020 Video-Belege und Medienberichte häuften, setzte das EU-Parlament eine Arbeitsgruppe ein, die der Agentur schon vor einem Jahr mit Budgetkürzungen drohte und die Entlastung für das Haushaltsjahr 2019 verweigerte. Wegen der schleppenden Aufklärung von Vorwürfen kamen

EU-Grenzschützer waren häufig bei Pushbacks dabei oder verhinderten diese nicht

besonders aus dem EU-Parlament wiederholt Rücktrittsforderungen an Leggeri. Auch die EU-Betrugsbekämpfungsbehörde Olafermittelte zu „Vorwürfen im Zusammenhang mit Mobbing und Belästigung, Fehlverhalten und Zurückweisungen von Migranten“.

Das Fass zum Überlaufen brachte nun offenbar der jüngste *Spiegel-*

Bericht über frisierte Einträge in einer internen Frontex-Datenbank namens „Jora“. Darin wurden Frontex-Einsätze gegen Flüchtlingsboote in der Ägäis falsch verortet. Diese hatten sich tatsächlich in griechischen Hoheitsgewässern abgespielt – in der Datenbank wurden sie aber türkischen Gewässern zugeordnet, um nicht als Pushbacks erkennbar zu sein.

Leggeri hatte die Agentur 2015 von dem Spanier Gil Arias übernommen. Unter seiner Ägide stockte die EU das Frontex-Budget immer weiter auf und erweiterte die rechtlichen Befugnisse, etwa bei Abschiebungen. Zu seinen wichtigsten Projekten gehörte, die zeitlich begrenzte Ausleihe nationaler Grenzbeamter für einzelne Missionen durch ein „Standing Corps“ aus 10.000 europäischen Grenzschützern zu ersetzen. Das soll 2027 in voller Stärke einsatzfähig sein. Kommandieren wird es nun ein anderer. Der Frontex-Verwaltungsrat unter dem deutschen Bundespolizisten Alexander Fritsch muss einen Nachfolger für Leggeri suchen.

Tradition im Vorteil

Alleinerziehende Frauen verdienen drastisch weniger als Männer oder verheiratete Mütter

Von Patricia Hecht

Auf das gesamte Erwerbsleben gerechnet verdienen Frauen deutlich weniger als Männer – sie bekommen nur etwas mehr als die Hälfte des Geldes. Dieses erschreckende Verhältnis veröffentlichte ein Forscher:innenteam der Freien Universität Berlin 2020. Eine neue Studie zeigt nun: Die Lücke zwischen den Geschlechtern schließt sich vor allem dann, wenn Frauen sich innerhalb des traditionellen Familienbilds bewegen. Frauen hingegen, die überwiegend alleinerziehend sind, müssen im Vergleich zu verheirateten Müttern durchschnittlich Einbußen von rund 25 Prozent hinnehmen.

Der dritte und letzte Teil der Studie „Wer gewinnt? Wer verliert? Die Entwicklung und Prognose von Lebenserwerbseinkommen in Deutschland“ erscheint zum Tag der Arbeit am 1. Mai. Er untersucht, wie sich die massive Lücke in den Erwerbseinkommen von Frauen und Männern schließen lässt, wenn staatliche Leistungen und Familienkonstellationen berücksichtigt werden.

Gibt es zwei Einkommen im Haushalt, fängt das Partnereinkommen Ausfälle von Müttern auf, die zum Beispiel durch Kindererziehungszeiten nicht arbeiten können. Fällt diese Absicherung im eigenen Haushalt jedoch weg, ist der Staat nur unzureichend in der Lage, Einkommensausfälle zu kompensieren. Verheiratete Mütter und Väter, die heute Mitte 30 sind, haben im Haupterwerbsalter zwischen 20 und 55 Jahren – nach Steuern, zuzüglich staatlicher Leistungen – jeweils rund 700.000 Euro zur Verfügung. Frauen, die überwiegend alleinerziehend sind, kommen hingegen nur auf rund 520.000 Euro.

Zudem sind Alleinerziehende zunehmend auf Transferleistungen angewiesen. Denn viele familienbezogene Leistungen sind noch immer auf die Ehe ausgerichtet, darunter zum Beispiel das Ehegattensplitting oder die beitragsfreie Mitversicherung. „Für Alleinerziehende oder nicht verheiratete Paare sind diese Leistungen nicht zugänglich“, sagt Studienautor Timm Bönke. Staatlicherseits werden noch immer starke Anreize für eine traditionelle Rollenaufteilung gesetzt, in der die Frau weniger Erwerbs-, dafür mehr Sorgearbeit übernimmt als der Mann.

Aus den Erkenntnissen folge, schreiben die Autor:innen der Studie, „klarer Handlungsbedarf für die Politik“. Was es brauche, sei eine „universellere Absicherung unterschiedlicher Lebenswirklichkeiten“ durch verlässliche und qualitativ hochwertige Kinderbetreuung und größeren finanziellen Spielraum.

Auch die neue Frauen- und Familienministerin des Bundes, Lisa Paus (Grüne), ist alleinerziehende Mutter. Im ersten Statement nach ihrer Vereidigung am Mittwoch sagte Paus, sie wolle Alleinerziehenden den Rücken stärken: „Sie sind keine Familien zweiter Klasse.“ Der Staat müsse hier mehr tun: Die Kinderbetreuung ausbauen, ebenso die Elterngeldmonate bei Alleinerziehenden. Außerdem sollen eine Kindergrundsicherung und Steuergutschriften für Alleinerziehende auf den Weg gebracht werden. Allerdings bleibt das Ehegattensplitting bisher unangetastet.

Negativpreis für „Klarna“

Wer online einkauft, muss online zahlen – mitunter über einen Dienstleister. Dabei geht nicht immer alles transparent und verbraucherfreundlich zu

Der Zahlungsdienstleister „Klarna“ ist am Freitagabend mit einem Negativpreis für Überwachung, dem Big Brother Award ausgezeichnet worden. Den Preis in der Kategorie Verbraucherschutz geht an Klarna, weil das Unternehmen „intransparent Daten und Macht als Shoppingservice, Zahlungsdienstleister, Preisvergleichsportal, persönlicher Finanzmanager, Bonitätskontrollleur und Bank“ bündelt, heißt es in der Begründung des Vereins Digitalcourage.

Die bekanntesten Zahlungsdienstleister sind die US-Riesen Paypal und Amazon Pay. Das 2005 gegründete Unternehmen Klarna positioniert sich als europäischer Konkurrent. Kund:innen nutzen die Dienste unter anderem aus Bequemlichkeit und wegen des angebotenen Käufer-

schutzes. Doch gerade bei Klarna sehen Daten- und Verbraucherschützer:innen viele Probleme. So können Kund:innen bei einer Zahlung nicht immer problemlos erkennen, dass ihre Daten bei Klarna landen statt beim Händler. Das Unternehmen räumt sich teilweise das Recht ein, die Umsätze der vergangenen 30 Tage auf dem Girokonto einzusehen. Verbraucher:innen beschwerten sich zudem darüber, dass Klarna flott zur Hand ist mit Inkassoforderungen.

Klarnas Unternehmenssitz ist Schweden. Laut Sprecher Per Lovgren sind seit 2018 bei der dortigen Aufsichtsbehörde 372 Beschwerden gegen Klarna eingegangen. Durch eine Niederlassung in Berlin landen auch da zahlreiche Beschwerden von Kund:innen – derzeit seien es mehr als 170. „Im Verhältnis zu anderen Unterneh-

men ist das eine hohe Anzahl von Beschwerden“, so Sprecher Simon Rebiger.

Klarna selbst betont gegenüber der taz, „dass unsere Produkte und Dienstleistungen niemals auf Kosten der Privatsphäre unserer Nutzer:innen gehen dürfen“. Man mache derzeit deutlich, welche Daten gesammelt und wie sie verwendet würden, und nehme „den Schutz von persönlichen Daten sehr ernst“.

„Natürlich hätten auch andere Fintechs den Award sicherlich verdient“, sagt pade-lunn von Digitalcourage zur taz. Doch „in der Art und Weise, wie sehr Klarna sich zur intransparenten Allmacht zwischen die Beziehungen von Händlerin und Kunde drängelt, sehen wir den Preis bei an Klarna, in guten Händen“: (sve) Mehr auf taz.de



taz reisen
in die Zivilgesellschaft

IRAN-REISEN 2022 UNTER CORONA-REGELN

Gruppenreisen für Individualist*innen

Städtetour mit Ausflug in die Bahktari-Berge
ISFAHAN / TEHRAN
mit Thomas Hartmann
17. bis 26. September
10 Tage, ab 2.590 € (DZ/VP/Flug)

Teheran – Ghom – Kaschan – Isfahan – Yazd – Persepolis – Schiras
IRAN KLASSISCH
mit Kurt Scharf
1. bis 15. Oktober
15 Tage ab 3.360 € (DZ/VP/Flug)

Mashhad – Tabas – Birjand – Bam – Jiroft – Mahan – Kerman
SAFRAN UND WÜSTE
mit Arman Hosseinpour
22. Oktober bis 5. November
15 Tage ab 3.250 € (DZ/VP/Flug)

Anmeldungen bitte möglichst bis Ende Mai

nur für Geimpfte & Genesene

Mehr Infos: www.taz.de/tazreisen oder unter T (0 30) 2 59 02-1 17
taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin



Anhänger von Marine Le Pen singen nach der Stichwahl am vergangenen Sonntag die Nationalhymne
Foto: Alexis Sciard/IP3press/imago

Eine schrecklich zerstrittene Familie

Auch wenn Marine Le Pen bei der französischen Präsidentschaftswahl viele Stimmen gewinnen konnte – die Zeiten, in denen Rechte in Europa von Sieg zu Sieg eilten, scheinen vorerst vorbei. Die demokratischen Defizite aber bleiben

Von Christian Jakob

Viele Stimmen waren es, sehr viele Stimmen: 42 Prozent gingen am vergangenen Sonntag in Frankreich bei der Stichwahl ums Präsidentenamt an die Rechtsextremistin Marine Le Pen.

Es gab eine Zeit, in der es so aussah, als laufe es in fast ganz Europa auf ähnliche Verhältnisse hinaus. Ab etwa 2015 legten Parteien wie die AfD, Vlaams Belang in Belgien oder EKRE in Estland EU-weit zu. In Großbritannien trieb die Ukip den Brexit voran. In Österreich (FPÖ), Italien (Lega) oder Dänemark (Dansk Folkeparti) regierten extrem Rechte mit.

Doch ihr Aufwind ließ nach. 2020 zeigte das „Populismusbarmeter“ von Bertelsmann-Stiftung und Wissenschaftszentrum Berlin eine „Trendwende im Meinungsklima“: Immer we-

niger Menschen seien populistisch eingestellt, die Rechten „in der Defensive“. Die Coronakrise habe dies nicht ausgelöst, aber stabilisiert. Aus anderen Ländern war Ähnliches zu hören.

Wie sind nun die Wahlen in Frankreich und in Slowenien – wo der Populist Janez Janša von einer gerade erst gegründeten grünliberalen Partei abgelöst wurde – einzuordnen? Die demokratischen Systeme seien „in keinem guten Zustand“, sagt Studienautor Robert Vehrkamp. Aber es gebe auch angesichts der vielen Le-Pen-Stimmen „keinen Grund für pauschal-apokalyptische Prognosen“. Demokratien könnten sich reformieren, sagt Vehrkamp, „auch wenn ihnen das schwerfällt“.

In Frankreich ist von den einst tonangebenden Sozialisten und Konservativen praktisch nichts übrig. Die Wahl gewann Emmanuel Macrons erst 2016 gegrün-

deter Verein „En Marche!“ Es sei ein „Megatrend“, in fast allen Demokratien, dass lebensweltliche und traditionelle Parteibindungen stark abgenommen hätten, sagt Vehrkamp.

Grundsätzlich sei es nicht schlecht, dass Parteiensysteme sich auch radikal wandeln könnten, wenn etablierte Parteien auf gesellschaftlichen Wandel nicht reagieren. Auch Le Pens Erfolg sei nur so zu erklären, dass neue Dimensionen für Wahlentscheidungen hinzugekommen seien – zur ökonomischen etwa kulturalistisch-identitäre.

Le Pen habe so auch Wähler aus der Mittel- und Oberschicht gewinnen können, die mit Macrons kosmopolitischer Linie nichts anfangen konnten. „Die empfinden sich zwar nicht als sozial abgehängt, fühlen sich aber in ihren national-konservativen Werten zunehmend marginalisiert.“ Diese Verschiebung

im politischen System eröffneten Räume für neue Akteure. Und sowohl Macron als auch Sloweniens Grün-Liberale hätten gezeigt, dass „es kein Grundgesetz ist, dass diese neuen Spielräume nur von Populisten betreten werden können“.

Problematischer sieht Vehrkamp das Mehrheitswahlrecht. Länder wie Frankreich, Großbritannien, die USA und zum Teil auch Polen und Ungarn zeigten eine starke Repräsentationsverzerrung in den Wahlergebnissen. „Davon profitieren sehr häufig die Populisten.“ Das Wahlsystem allein sei zwar nicht die Ursache für gesellschaftliche Spaltung. Doch die neuen, vielfältigeren Konfliktlinien in vielen der entwickelten Demokratien könnten durch ein Konsens- und Verhältniswahlssystem wie in Deutschland offensichtlich „besser bearbeitet und moderiert werden“. Deshalb sei für

ihn „die Konsensdemokratie die zeitgemäßere Form der Demokratie“ und auch ein mögliches Rezept gegen Populismus.

Zurzeit stocken auch die Bemühungen um die Bildung einer paneuropäischen Rechtsallianz. Die von Le Pen mit aufgebaute

Die Bemühungen um eine europäische Allianz der Rechten stocken. Der Umgang mit Russland entzweit sie

„Identität und Demokratie“-Parteienfamilie im EU-Parlament entzweite sich schon vor Beginn des Ukraine-Kriegs an der Russlandfrage. Gipfel im Dezember in Warschau und Ende Januar in Madrid sollten einen Schulter-

schluss bringen. Doch die Differenzen zwischen Putin-Anhängern – wie Orbán oder Le Pen – und Russlandgegnern – etwa Polens PiS – sind praktisch unüberbrückbar.

In Madrid gab es am Ende drei verschiedene Abschlusserklärungen. Der spanische Gastgeber und Vox-Vorsitzende Santiago Abascal Conde wollte ein Votum für europäische Solidarität und gegen Russland. In der Vox-Erklärung war dann aber nur von „Bedrohung durch äußere Aggression“ die Rede. Le Pens Erklärung sprach von „politisch motivierten Angriffen Brüssels gegen Polen und Ungarn“, erwähnte aber Russland nicht. In der PiS-Erklärung wurden „russische Militäraktionen“ kritisiert. Und Matteo Salvini aus Italien war gar nicht erst erschienen – Vox hatte seine Sympathie für die katalanische Unabhängigkeitsbewegung missfallen.

Stadtgespräch
Katharina Wojczenko
aus Bogotá



Der rechte General, der es mit den Grenzen der Verfassung Kolumbiens nicht so ernst nimmt

Seine Gegner hat General Eduardo Enrique Zapateiro Altamiranda noch nie mit Samtschuhen angefasst. Doch jetzt könnte der Kommandant des kolumbianischen Heers tatsächlich Probleme bekommen. Anlass sind sechs Nachrichten auf Twitter.

Am 29. Mai sind in Kolumbien Präsidentschaftswahlen. In Umfragen liegt der linkspopulistische Kandidat Gustavo Petro immer noch mit deutlichem Abstand vorn. Petro war vor einigen Jahrzehnten Guerillero, später Bürgermeister von Bogotá und ist mittlerweile Senator der Republik. Dem Militär steht er kritisch gegenüber – womit er angesichts der Verbrechen der Armee während des bewaffneten Konflikts nicht allein da steht. Gerade sorgt eine Militäroperation in Putumayo für Aufregung: Elf Zivilistinnen starben unter dubiosen Umständen, die die Armee offenbar vertuschen wollte.

Als vor zwei Wochen sechs Soldaten bei einem Attentat starben, hinter dem laut Armee der Golfclan steckte, wies Petro darauf hin, dass einige Generäle mit dem Drogenkartell zusammenarbeite-

ten. Zum selben Schluss war im Februar ein Bericht der Generalstaatsanwaltschaft gekommen. Da platzte General Zapateiro der Kragen – in einem Maß, wie es die Kolumbianerinnen selbst von ihm bisher nicht gewohnt waren.

In sechs Tweets griff Zapateiro den Kandidaten Gustavo Petro offen an – alles vom offiziellen Account des Kommandanten des kolumbianischen Heers aus. Er warf ihm vor, den Tod von Soldaten politisch zu instrumentalisieren. Petro sei Teil des Kollektivs der „Drogenhandel-Politiker“ und unterstelle ihm Korruption: Die Kolumbianerinnen hätten ihn gesehen, wie er in Müllsäcken Geld entgegengenommen habe (das ist per Video belegt, doch urteilte der oberste Gerichtshof, dass das Geld nicht aus Drogenhandel stammte und die Umstände legal waren). Außerdem forderte der General Respekt vor „der ältesten Institution des Landes, deren Mitglieder, Männer und Frauen, bedingungslos mehr als 200 Jahre die Demokratie dieser Nation sogar mit ihrem Leben verteidigt haben“.

Jetzt hat der General ein Problem: Die kolumbianische Verfassung verbie-

tet es Staatsbediensteten, sich an Aktivitäten von Parteien oder Bewegungen zu beteiligen. Aktive Mitglieder der Sicherheitskräfte dürfen in Kolumbien nicht einmal wählen.

Ein Menschenrechtsverteidiger und Anwalt reichte diese Woche bei der Staatsanwaltschaft Strafanzeige gegen Zapateiro ein. Die Vorwürfe: „Pflichtvergessenheit durch Handeln“ und „Einmischung in die Politik“. Ex-Verfassungsrichter, ehemalige Staatsanwälte und Minister sowie ein renommierter Verfassungsrechtler sehen das ähnlich. Die oberste Aufsichtsbehörde begann einen Tag später mit der Voruntersuchung gegen den General.

Tatsächlich ist Zapateiro weit entfernt vom Staatsbürger in Uniform. Er ist als rechter Hardliner bekannt. Ins kollektive Gedächtnis eingebrannt hat sich seine Wutpredigt in einem Fernsehinterview. Öffentlich trauerte er nach dessen Krebstod um Jhon Jairo Velásquez alias „Popeye“, den bekannten Auftragskiller des früheren Drogenbarons Pablo Escobar. Die Sonderjustiz für den Frieden, die nach Wahrheit im Fall der von Soldaten umgebracht

ten und als Guerilleros verkleideten Zivilisten suchen, bezeichnete er als „giftige und perverse Vipern“. Politisch, polemisch, ultrarechts, dafür ist Zapateiro bekannt – aber noch nie hatte er sich so krass in den Wahlkampf eingemischt.

Rückendeckung erhielt der General von Präsident Iván Duque. Der ist ebenfalls Staatsbediensteter und hat nach Recherchen des Portals *La Silla Vacía* in einer von drei Reden zuletzt Wahlkampf gegen Petro betrieben. Duque hatte 2018 in der Stichwahl gegen Petro gewonnen. Er wünscht sich den rechten Federico „Fico“ Gutiérrez als seinen Nachfolger. Das Antikorruptionsinstitut hatte den Präsidenten schon Mitte April wegen seiner Einmischung in den Wahlkampf angezeigt. Ob das Verwaltungsgericht vor der Präsidentschaftswahl noch eine Entscheidung trifft, ist fraglich.

Kommt die Aufsichtsbehörde im Fall Zapateiro zu dem Schluss, dass der General schuldig ist, kann die Strafe eine Geldbuße, Suspendierung, Absetzung oder sogar ein Verbot der Ausübung öffentlicher Ämter von bis zu 18 Jahren sein.



„Es braucht eine Entkommerzialisierung des öffentlichen Raumes. Wir müssen von einer Gesellschaft des Überflusses zu einer Gesellschaft des Genugs kommen“



Instandsetzen statt kaufen: Reparatur einer Kaffeemühle in einem Repaircafé in Freising Foto: Lukas Barth/SZ Photo/mauritus images

„Überfluss nimmt Freiheit“

Leere Regale, ungewohnte Freizeit – Coronapandemie und Ukrainekrieg haben unseren Konsum ordentlich durcheinandergebracht.

Der Zeitwohlstandsforscher Gerrit von Jorck erklärt, dass wir bedürfnisorientierter leben sollten, wie weniger Arbeit der Gesellschaft hilft und warum Bücherstapel unglücklich machen

Interview **Svenja Bergt**

taz am wochenende: Herr von Jorck, als zu Beginn der Pandemie viele Geschäfte schließen mussten, keimte eine gesellschaftliche Debatte darüber auf, welche Art von Konsum notwendig ist. Davon ist aktuell nichts mehr zu sehen, Konsum scheint wichtiger als zuvor – was ist da passiert?

Gerrit von Jorck: Im ersten Lockdown mussten wir Konsum neu erfinden. Viele der klassischen Sachen, die man macht, wenn man Zeit hat – in den Urlaub fahren, auf Shoppingtour gehen, ins Restaurant oder ins Kino – das ging auf einmal nicht mehr. Gleichzeitig zeigen unsere Befragungen: Die Menschen haben auf einmal viel mehr geschlafen. Mehr Schlaf war vor der Pandemie eine der Sachen, die sich die Befragten am meisten wünschten. Wir sind eine übermüdete Gesellschaft.

Wer also nicht durch Homeschooling oder Extraschichten im Krankenhaus belastet war, konnte bedürfnisorientierter leben?

Ein Stück weit, ja.

Warum ist heute praktisch nichts mehr von dieser Bedürfnisorientierung zu sehen?

Einen bedürfnisorientierten Umgang mit unserer freien Zeit müssen wir lernen. Und das geht nicht von heute auf morgen. Es gibt Menschen, die zu Pandemiebeginn ihre neue freie Zeit ausschließlich in Onlineshops verbracht haben. Und das ist gar nicht überraschend: Wenn jemand seit dreißig Jahren den allergrößten Teil der eigenen Zeit mit sehr fordernder Erwerbsarbeit verbringt und keine Zeit für Hobbys hat, dann ist Shopping manchmal das einzige, was freie Zeit füllen kann. Dazu kommt: Es war das erste Mal, dass zumindest meine Generation Mangel verspürt hat. Wir konnten nicht mehr in jeder Situation das konsumieren, was wir wollten. Und eine – wenn auch nur gefühlte – Mangelwirtschaft hat quasi einen überkompensierenden Effekt: Kann ein Konsumbedürfnis nicht gestillt werden, dann tendieren Menschen dazu, an anderer Stelle mehr zu kaufen, als sie eigentlich brauchen.

Und das haben wir zu Beginn der Pandemie oder des Ukrainekriegs gesehen?

Ja, wobei wir nicht in einer Mangelwirtschaft leben, selbst wenn es bei mehreren Produkten Engpässe gibt. Aber: In einer Überflussgesellschaft gibt es ebenso Hortungstendenzen. Denn da treffen – gesamtgesellschaftlich betrachtet – ein Überfluss an Geld und permanent verfügbare günstige Ware aufeinander. Die Überflussgesellschaft ist gleichzeitig eine sehr erwerbsorientierte Gesellschaft. In dieser fehlt uns häufig die Zeit, richtig zu konsumieren. Also: Das, was wir erworben haben, auch zu nutzen.

Wie meinen Sie das?

Ich kaufe zum Beispiel eine Gitarre. Oder eine Playstation. Oder einen Brotbackautomaten. Aber ich nutze das alles fast nie, weil mir die Zeit dafür fehlt. Das wäre aber wichtig. Denn damit eine Sache Nutzen stiften kann, muss ich Zeit mit ihr verbringen. Wenn mir diese Zeit fehlt, kompensiere ich das durch weitere Kaufhandlungen.

Wie kommen wir raus aus diesem Kreislauf und hin zu so etwas wie einer Postkonsumgesellschaft?

Zunächst einmal müssen wir die Zeit, die wir mit Erwerbsarbeit verbringen oder verbringen müssen, reduzieren. Und wir müssen die Arbeit entdichten, also den Stress und den Druck reduzieren. Dadurch wird Arbeit befriedigender und weniger erschöpfend und die Menschen haben Kapazitäten, ihre Freizeit jenseits des materiellen Konsums zu gestalten, ihre Interessen und Kompetenzen wahrzunehmen. Ein Beispiel: Viele Menschen verhalten sich nicht so umweltbewusst, wie sie es gerne würden. Studien zeigen aber: Das verbessert sich, wenn die Menschen mehr Zeit zur Verfügung haben.

Warum ist das so?

Wenn ich unter Zeitnot in den Supermarkt gehe, dann kaufe ich in der Regel, was ich immer kaufe. Um diese Routinen zu durchbrechen und neue umweltbewusste Routinen zu entwickeln, braucht es Zeit. Und wir brauchen In-

frastrukturen, die den Nichtkonsum fördern.

Bänke statt Caféstühle?

Genau. Aber auch Repaircafés oder öffentliche Einrichtungen, in denen man sich einfach mit anderen Menschen treffen kann. Es braucht also eine Entkommerzialisierung des öffentlichen Raumes. Wir müssen von einer Gesellschaft des Überflusses zu einer Gesellschaft des Genugs kommen.

Was ist denn genug?

Das kommt auf die Ebene an: Individuell kann es helfen, sich zu fragen: Welches Bedürfnis möchte ich mit diesem Konsum gerade befriedigen? Es gibt Statuskonsum, der dazu dient, sich von anderen sozialen Gruppen abzugrenzen. Je größer die materielle Ungleichheit in der Gesellschaft, desto mehr Statuskonsum gibt es. Aus einer Postkonsumperspektive machen daher Mindest- und Maximaleinkommen viel Sinn. Ebenso wie Vermögens- und Erbschaftssteuern. Dann gibt es den Konsum zur Kompensation.

Also etwa Stress oder Ärger durch Einkaufen ausgleichen.

Genau. Und dann gibt es noch Investitionen, die eigentlich Absicherungskonsum sind: Wenn ich etwa versuche, mich über ein Eigenheim sozial abzusichern. Ein Mietendeckel würde das Bedürfnis – Wohnen – mit deutlich weniger Ressourcen befriedigen. Immer mehr in den Fokus gerückt ist in den vergangenen Jahren der durch Erwerbsarbeit induzierte Konsum. Also: Das Auto, das ich brauche, um zur Arbeit zu fahren. Kleidung oder Kosmetik, die im Arbeitskontext erwartet wird.

Und was ist nun genug?

Sich diese unterschiedlichen Funktionen von Konsum bewusst zu machen, kann auf individueller Ebene helfen, diese Frage zu beantworten. Aber natürlich brauchen wir hier letztlich einen gesellschaftlichen Rahmen. Ein sinnvoller Ansatz wären sicher die planetaren Grenzen. Der ökologische Fußabdruck von jeder und jedem von uns kann halt nur eine bestimmte Größe haben, wenn wir unseren Planeten nicht überlasten wollen.

Wenn wir da hin wollen, dann wird ein nennenswerter Teil der Menschen zumindest im globalen Norden den eigenen Lebensstandard senken müssen.

Ja. Wir werden nicht drumherum kommen, dass individuell gerade bei den sehr Wohlhabenden der Lebensstandard sinken wird. Aber gesamtgesellschaftlich würde das Wohlbefinden steigen.

Wirtschaftsliberale stellen Konsum gerne als Symbol von Freiheit dar – wie bei der Aufhebung der pandemiebedingten Zutrittsbeschränkungen für Geschäfte. Die Prämisse: Alle sollen möglichst ungehindert konsumieren können.

Wenn wir darüber sprechen, dass eine Familie mit Hartz IV es sich leisten kann, mit dem öffentlichen Nahverkehr Freunde zu besuchen – ja, dann ist das Freiheit. Aber das ist es ja nicht, was damit gemeint ist. Da geht es ja um das Recht auf Überflussskonsum, also den Kauf von Dingen, bei denen uns die Zeit fehlt, sie auch zu nutzen. Und Überfluss nimmt Freiheit. Denn zum einen muss dieser erst erwirtschaftet werden und zum anderen haben wir häufig das Gefühl, diesen ganzen Dingen nicht gerecht werden zu können. Denken Sie an die Zahl der ungelesenen Bücher auf dem Nachttisch.

Wie sähe denn ein Arbeitstag in der Postkonsumgesellschaft aus?

Der kann sehr unterschiedlich aussehen. Aus ökologischer Perspektive ist es auf jeden Fall gut, auszuschlafen und sich genügend Pausen zu gönnen. Bei keiner anderen Aktivität verbrauchen wir so wenig Ressourcen. Arbeiten im wohnortnahen Co-Working-Space würde zum Normalfall. Sollte der Weg zur Arbeit doch mal länger sein, wird mein Arbeitsweg mit dem Rad als Arbeitszeit gezählt, weil mein Arbeitgeber den positiven gesundheitlichen und ökologischen Effekt wertschätzt. Gearbeitet würde zwischen vier und sechs Stunden pro Tag, um mehr Zeit für Freunde, Careearbeit, Hobbys und ehrenamtliches Engagement zu haben. Es bliebe zudem genug Zeit, um seine

Bedürfnisse in Postkonsum-Räumen wie Bibliotheken, Vereinsräumen oder Repaircafés ohne größeren Ressourcenverbrauch zu befriedigen.

Was haben Sie eigentlich zuletzt gekauft?

Ein Metronom. Ich habe angefangen, Gitarrenunterricht zu nehmen und merke, dass mein Taktgefühl noch nicht so ausgeprägt ist wie mein Bedürfnis, im Takt zu bleiben.



Foto: Th. Sakatis/BBATU Berlin

Gerrit von Jorck

Der Wissenschaftler

Gerrit von Jorck, 36, ist Volkswirt und Philosoph und arbeitet seit 2016 am Fachgebiet Arbeitslehre/Ökonomie und Nachhaltiger Konsum der Technischen Universität Berlin. Er forscht unter anderem zum Einfluss verschiedener Arbeitszeitregime auf den Zeitwohlstand und die Nachhaltigkeit der Lebensführung. Seit 2015 ist er Research Fellow am Institut für ökologische Wirtschaftsforschung (IÖW).

Davor hat er Angst

Dass die Verantwortung für nachhaltigen Konsum allein auf den Konsumenten abgewälzt wird.

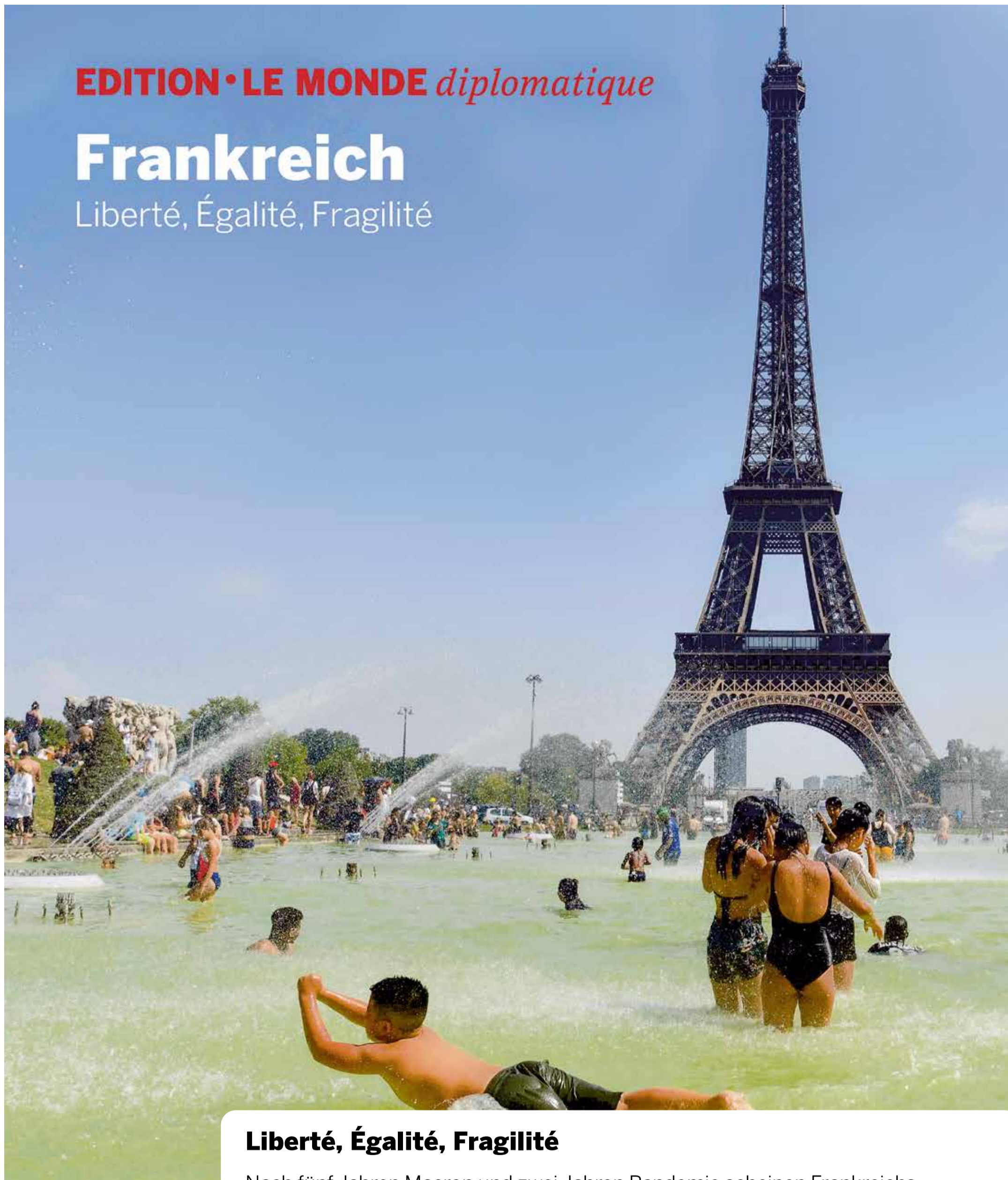
Das gibt ihm Hoffnung

Dass die Gewerkschaften die sozial-ökologische Transformation für sich als zentrales Anliegen erkannt haben.

EDITION • LE MONDE *diplomatique*

Frankreich

Liberté, Égalité, Fragilité



Liberté, Égalité, Fragilité

Nach fünf Jahren Macron und zwei Jahren Pandemie scheinen Frankreichs Grundsätze von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit fragil geworden zu sein. Das Editionsheft widmet sich den großen politischen und sozialen Fragen, nimmt aber auch den Alltag zwischen Haute Cuisine und Hypermarché in den Blick.

Mit Beiträgen u. a. von Serge Halimi, Margot Hemmerich, Lucie Tourette, Jeremy Harding und Adam Shatz sowie zahlreichen Infografiken von Adolf Buitenhuis und Cécile Marin.

9,50 €, broschiert, 112 Seiten. Auch als Prämie für ein Zeitungsabo von *Le Monde diplomatique* unter monde-diplomatique.de/abo

monde-diplomatique.de/edition-lmd

shop@taz.de • T. (030) 25 90 21 38

taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstr. 21, 10969 Berlin

**Hier klicken
und bestellen**



Joachim Buwembo
Fernblick Ostafrika

Im Präsidentenpalast folgt auf den Vater der „First Son“

In einigen afrikanischen Ländern ist friedliche Machtübergabe fremd, und die Putsche, die in den 1960er und 1970er Jahren Routine waren, kehren zurück.

In Uganda bedrängen politische Aktivisten seit über drei Jahrzehnten den langjährigen Präsidenten Yoweri Museveni, einen Nachfolger zu küren, der bei seinem Ruhestand von ihm übernimmt, damit das Land zum ersten Mal seit seiner Unabhängigkeit vor sechzig Jahren eine friedliche Machtübergabe erlebt. Uganda hatte bisher sieben Präsidenten. Sechs wurden gestürzt; der siebte, Museveni, regiert das Land für nunmehr 36 seiner 60 Jahre unabhängiger Existenz.

In seinen frühen Jahren wies Museveni diese Rufe zurück. Er meinte, Uganda sei keine Monarchie, und nicht er, sondern das Volk solle seinen Nachfolger bestimmen, auf demokratischem Wege. Seit seiner Machtergreifung im Alter von 42 Jahren im Jahr 1986 nach fünf Jahren Guerillakrieg hat Museveni sechs Präsidentschaftswahlen abgehalten und sie alle gewonnen, und seine Gegner warfen ihm immer Wahlfälschung vor. Jede Wahl erwies sich als schwerer zu gewinnen als die davor.

Ugandas Präsident Museveni hat nun einen Nachfolger. Es ist sein eigener Sohn

Seit er vergangenes Jahr seine siebte Amtszeit angetreten hat, mehren sich die Anzeichen, dass Museveni nun doch einen Nachfolger identifiziert hat, wie man es von ihm seit drei Jahrzehnten will. Aber das stößt nicht auf Begeisterung. Denn der mutmaßliche Nachfolger ist sein eigener Sohn.

Generalleutnant Muhoozi Kainerugaba, Musevenis erstgeborener Sohn, hat am 24. April seinen 48. Geburtstag gefeiert. Es war ein nationales Ereignis – nein: ein internationales. Die Festlichkeiten währten drei Tage, und manche sprachen von der lange erwarteten Inauguration oder Amtseinführung. Höhepunkt der Geburtstagsparty war die Anwesenheit von Präsident Paul Kagame aus Ruanda.

Uganda und Ruanda haben in den letzten Jahren sehr schlechte Beziehungen gepflegt, jede Regierung warf der anderen Destabilisierung und Umsturzversuch durch Infiltration vor. Drei Jahre lang war die gemeinsame Grenze durch Ruanda einseitig geschlossen. Diplomatische Bemühungen anderer Länder wie der Demokratischen Republik Kongo und Angola blieben erfolglos. Militärische Bemühungen waren sinnlos, da jede Seite weiß, dass das die gegenseitige Zerstörung bedeuten würde.

Vergangenes Jahr nahm sich Lt. Gen. Muhoozi, den die titelverliebten Ugander „First Son“ nennen, der Sache an. Er rief Präsident Kagame an und stattete ihm einen Besuch ab. Als habe General Muhoozi einen Zauberstab gehoben, öffnete Präsident Kagame die Grenze. Und im Vorlauf seines 48. Geburtstags verkündete Muhoozi, er habe Präsident Kagame zu seiner Party eingeladen. Am großen Tag schwebte Präsident Kagame nach Uganda ein – ein Land, das er seit einem halben Jahrzehnt nicht mehr besucht hat, wo er aber einst aufwuchs, erst als Flüchtling und später als hochrangiger Militär-offizier, bevor er den vierjährigen bewaffneten Kampf anführte, um sein eigenes Land Ruanda zu befreien.

Hatte noch irgendwer, ob inner- oder außerhalb der ugandischen Regierung, Zweifel daran, dass Muhoozi jetzt angekommen ist und nicht nur bereit ist, sein Land zu regieren, sondern – wichtiger noch – dazu entschlossen ist: Seine Lösung des ugandisch-ruandischen Konflikts und das Herbeiholen von Präsident Kagame zu seiner Party dürften jeden Zweifel zerstreut haben.

Als sein Vater als Präsident ins State House von Kampala einzog, war er 12 Jahre alt. Nachdem er nun drei Viertel seines Lebens bereits dort verbracht hat, steht General Muhoozi nun zur Übernahme bereit.

Aus dem Englischen: Dominic Johnson

Joachim Buwembo lebt als unabhängiger Publizist in Ugandas Hauptstadt Kampala. Er ist ehemaliger Chefredakteur der Zeitungen „Sunday Vision“ und „Daily Monitor“ in Uganda und Mitgründer der Zeitung „The Citizen“ in Tansania.

Kommentar von Sabine am Orde über den Oppositionsführer

Leichtes Spiel für Merz

Es hat schon etwas Putziges, dass SPD-Chef Lars Klingbeil dem Vorsitzenden der Unionsfraktion vorwirft, dieser agiere parteitaktisch. Nicht nur, weil die SPD dies selbstverständlich ebenfalls tut. Wichtiger ist: Die Union ist nicht mehr der Koalitionspartner der SPD, sondern sie sitzt in der Opposition. Und die hat in einer Demokratie die Aufgabe, die Regierungsarbeit kritisch zu hinterfragen. Sie darf die Regierung vor sich hertreiben. Dass das derzeit besser von rechts als von links gelingt, ist nicht schön. Friedrich Merz aber kann man das nicht vorwerfen. Auch wenn man seine Agenda kritisch sieht, lässt sich feststellen: Bislang macht der Mann seinen neuen Job ziemlich gut.

Das allerdings liegt nicht nur an Merz und der Union, die bislang geschlossen hinter ihrem Fraktionschef steht. Die Ampel macht es ihm leicht. Sie kündigt eine allgemeine Impfpflicht an, obwohl ihr die

eigene Mehrheit fehlt – und begibt sich damit in die Abhängigkeit von CDU und CSU. Ampelabgeordnete kritisieren offen die Zögerlichkeit des Kanzlers – Merz kann die Regierung mit einem Antrag, schwere Waffen in die Ukraine zu liefern, unter Druck setzen. Und dann soll es ein „Sondervermögen“ für die Bundeswehr geben, für dessen Verankerung im Grundgesetz eine Zwei-Drittel-Mehrheit gebraucht wird, also auch die Stimmen der Union. Merz will nicht nur zustimmen, sondern vorher auch mitreden. Die Ampel wird darauf eingehen müssen.

Natürlich will Merz auch die Union profilieren, die nach ihrem Machtverlust am Boden liegt. Im Mai stehen zwei Landtagswahlen an, darunter im wichtigen Nordrhein-Westfalen. Verliert die CDU dort ihren Ministerpräsidenten, steht der Partei eine neue Erschütterung bevor. Und Merz seine erste Niederlage. Bislang aber hat er es geschafft, in dieser „Zeitenwende“ die

Balance zwischen staatspolitischer Verantwortung und eigener Profilierung zu halten, auch weil die Union bislang nicht (oder kaum) gegen die eigenen Überzeugungen gehandelt hat.

Das allerdings könnte sich mit der endgültigen Abstimmung über das „Sondervermögen“ ändern. Merz hat angekündigt, nur so viele Ja-Stimmen liefern zu wollen, wie die Ampel jenseits ihrer Abgeordneten insgesamt braucht. Dafür müssten tatsächlich Unionsabgeordnete gegen ihre Überzeugung stimmen – das wäre Parteitaktik pur und mit dem freien Mandat schwer vereinbar. Scheitert das „Sondervermögen“ an der Union, dürfte das bei deren Anhänger:innen zudem gar nicht gut ankommen. Merz dürfte froh sein, dass die entscheidende Abstimmung erst nach den Landtagswahlen ist. Denn hier wird er wohl einen Rückzieher machen müssen. Oder in seiner neuen Rolle zum ersten Mal so richtig danebenlangen.



Kommentar von Nina Apin über die politische Kommunikation von Habeck und Scholz

Mehr Habeck wagen

Wetten, dass Robert Habeck die TV-Serie „Diener des Volkes“ gesehen hat? Darin spielt ein gewisser Włodimir Selenki einen Geschichtslehrer, der unverhofft zum Präsidenten wird. Aus Konvention und Korruption befreit er sich durch: Authentizität. Weg mit der teuren Uhr, fort mit dem Redemanuskript, mit den Leuten reden, ihnen zuhören. Seinen Wahlerfolg hat dieser Geschichtslehrer übrigens einem Handyvideo zu verdanken.

Nicht nur Selenki nutzt diesen authentisch-emotionalen Kommunikationsstil erfolgreich, wenn er täglich Videos aus dem Alltag eines Präsidenten im Krieg postet. Auch Habeck hat am Mittwoch ein Handyvideo hochgeladen, in dem er seinen Gesinnungswandel bezüglich eines Importstopps für russisches Gas und Öl erklärt. Noch vor wenigen Wochen, so der hemdsärmelige Minister, habe er gedacht: „Oje“ – ein Embargo werde Deutschland kaum aushalten.

Heute aber halte er es für „handhabbar“. In einfachen Worten legt Habeck dar, was er bis jetzt erreichen konnte und warum der Rest noch dauern wird. Er sagt nicht: „Wir kriegen das hin“, doch nach dem Video hat man genau dieses Gefühl. X-fach schon wurde es geteilt, als Musterbeispiel gelungener Kommunikation. Es gibt sogar die ersten Ratgeber-Artikel: Wie lerne ich reden wie Robert Habeck?

Auch Olaf Scholz hat in den letzten Wochen einen beachtlichen Sinneswandel hingelegt: weg vom kategorischen Nein zur Lieferung schwerer Waffen, hin zu einem Bundestagsbeschluss, der genau dies bejaht. Scholz' Kehrtwende ist folgerichtig: Extreme politische Weltlagen erfordern schnelles Umdenken. Doch anders als Habeck vermag es ausgerechnet der bundespolitische Profi Scholz nicht, sein Umschwenken nachvollziehbar zu machen: In der öffentlichen Wahrnehmung gilt der Kanzler als zaudernd

– was auch seiner ungeschickten Kommunikation geschuldet ist.

Das persönlich Nahbare war noch nie Scholz' Sache. Anders als Habeck, der im Fernsehen schon mal mit den Tränen kämpfte oder seine völlige Ratlosigkeit eingestand, hält sich Scholz auch im Kriegsfall eisern an das, was er in 47 Jahren SPD-Zugehörigkeit gelernt hat: Mehrheiten organisieren, an Beschlussvorlagen und Anträgen feilen. Zum Verkaufen muss hin und wieder ein Talkshow-Auftritt reichen, in dem er vorgefertigte Sätze unterbringt. Ja, kürzlich schwang sich Scholz zu einer markigen Rede auf, beschwor eine „Zeitenwende“. Doch ein bisschen Pathos im Bundestag reicht nicht mehr. In Zeiten, die von Unsicherheit und Angst geprägt sind, müssen Politiker ihre Entscheidungswege offenlegen, auch ihre Zweifel und Dilemmata teilen. Wie Habeck, der zugibt: Ich habe auch nicht die Lösung im Ärmel, aber ich tue, was ich kann.

Der rote Faden



Durch die Woche mit
Ariane Lemme

Gewaltfrei gegen sonnenverbrannte Babypopos

Ich bin im Kampfmodus. Vier Wochen waren wir mit dem Kind in Israel, vier Wochen hab ich jeden Morgen gekämpft. Wegen der blutigen Anschläge, der staubtrockenen Matzot (es war ja Pessach), wegen der endlosen Staus? Nö. Ich hab mit der Sonnencreme und gegen meine Tochter gekämpft. Dieses kleine Kraftpaket, das immer lacht – es sei denn, man möchte es vor Hautkrebs oder einem wunden Po schützen.

Es ist zu ihrem Besten, denke ich, auch heute Morgen, und arbeite mich stoisch vor von der winzigen Nase zu den Ohren, als mir das Universum eine kleine Backpfeife verpasst hat. An die-

sem Samstag ist Tag der gewaltfreien Erziehung, vernehme ich aus dem Radio. Um die ist es auch in Deutschland im Jahr 2022 nicht so wahnsinnig schnuffig bestellt. Bäm.

Klar bin ich überzeugt, nie, wirklich niemals Gewalt gegen dieses kleine Wesen anzuwenden. Aber wo fängt die eigentlich an? Schon klar, ich kann sie weder über jede Kante in den Abgrund krabbeln lassen, wie sie es gerne möchte, noch fröhlich vor sich hin brutzeln lassen.

Aber wenn man ehrlich ist, steckt schon in der Haltung: „Ich weiß, was gut für dich ist“, ein winziges Fünkchen

Backpfeife

Wenn Putin siegt

Der Kreml darf keine Chance haben, international wieder hoffähig zu werden, bevor die Machthaber in Moskau eine tiefgreifende demokratische Umwandlung vollziehen

Von Fjodor Krascheninnikow

Könnte Putin aus diesem Krieg in der Ukraine als Sieger hervorgehen und danach noch viele Jahre lang regieren, wobei er Russland völlig unter Kontrolle hielte und den Westen immer wieder angriffe? Schon die Frage allein erscheint heute ketzerisch. Trotzdem lohnt es sich, über sie nachzudenken, damit die Realität nach diesem Krieg für Westeuropa nicht wieder zu genau solch einer Überraschung wird, wie es sie am Anfang gab.

Wir kommen um die wichtigste Frage nicht herum: Wie müsste denn eine militärische Niederlage Putins aussehen? Eine völlige Niederlage für Putin könnte nämlich nur darin bestehen, dass die ukrainische Armee Donezk, Luhansk und die Krim befreite. Ist so etwas in absehbarer Zeit denkbar?

Nichts deutet vorläufig darauf hin. Selbst wenn es Putin auch nur gelingt, den Donbass unter seiner Kontrolle zu behalten, kann er das allein als Sieg hinstellen, denn rein formell betrachtet hätte sich die von Russland kontrollierte Zone innerhalb der Ukraine dadurch ausgeweitet.

Unterdessen folgt aus Interviews und aus Erklärungen der ukrainischen Führung, vor allem von Präsident Selenski selbst, dass ein Befreiungsfeldzug auf der Krim überhaupt nicht auf der Tagesordnung steht. Und es redet auch niemand im Ernst davon, die Regionen des Donbass von den russischen Besatzern zu befreien, die schon vor dem 24. Februar 2022 nicht mehr von der Ukraine kontrolliert wurden.

So hat Präsident Wolodimir Selenski bei einem Auftritt im staatlichen Fernsehen am 4. April erklärt, dass es schon ein Sieg für die Ukraine wäre, wenn sich Russland auf die vor dem 24. Februar 2022 eingenommenen Positionen zurückzöge. Sollten die Streitkräfte der Ukraine versuchen, die 2014 besetzten Teile des Donbass zu befreien, „könnten wir auf einen Schlag bis zu 50.000 unserer kampftüchtigsten Armeeangehörigen verlieren“.

Selenskis Einschätzung erscheint sogar leicht optimistisch, da sich die Kampfhandlungen jetzt doch auf dem Territorium abspielen, das sich noch vor dem 24. Februar fest in den Händen der Ukraine befand, während sich die russische Armee, wenn auch mit großen Verlusten, auf die Grenzen der Regierungsbezirke Donezk und Luhansk zubewegt und dabei weiterhin Cherson, Melitopol und andere Ortschaften im Südosten der Ukraine besetzt hält.

In den letzten Wochen hat sich die Situation noch wesentlich verschlechtert. Der Abzug der russischen Truppen aus der Umgebung von Kiew, den Putin als eine Geste des guten Willens ausgegeben hatte, verwandelte sich für das Image seiner Armee in eine Katastrophe. In den zurückgelassenen Städten entdeckte man die Spuren zahlreicher Kriegsverbrechen – von Morden, Vergewaltigungen, Folter, Plünderungen. Die Tragödie von Butscha hat die Welt aufgewühlt.

Im Kreml aber hat man allem Anschein nach aus dieser Geschichte ganz andere Schlüsse gezogen: Um weitere Skandale dieser Art zu vermeiden, hat man beschlossen, einmal eroberte ukrai-

nische Gebiete nie mehr zu verlassen – jedenfalls nicht freiwillig. Deshalb werden in den nunmehr besetzten Gebieten alle Maßnahmen ergriffen, um sie Russland möglichst schnell einzuverleiben. So gesehen ist ein sowohl militärischer als auch politischer Sieg Putins leider schon jetzt eine realistischere Perspektive als seine Niederlage.

Den gesamten ukrainischen Staat in so etwas wie das heutige Belarus zu verwandeln, ist zwar nicht mehr möglich. Aber eine Verpflichtung der Ukraine zur Neutralität und ihr Verzicht auf einen künftigen Nato-Beitritt erscheinen durchaus möglich. Und das alles wird man den Bürger_innen Russlands als Resultat einer erfolgreichen mi-

litärischen Aktion verkaufen – als die berühmterbüchtere Entmilitarisierung und Entnazifizierung. Jegliche Erweiterung der von Russland kontrollierten Gebiete innerhalb der Ukraine lässt sich erst recht als Sieg ausgeben, wie unangemessen der für diese territorialen Gewinne gezahlte Preis sich auch ausnehmen mag. Zumal Russlands reale Verluste, die menschlichen wie die materiellen, den meisten seiner Bürger_innen verborgen bleiben – jedenfalls bis zum Fall des Putin'schen Regimes.

Anstatt zur Schwächung oder gar zum Zusammenbruch dieses Regimes kann der aktuelle Krieg leider immer noch zu dessen Festigung führen, es in Form einer noch grausameren, offen faschistischen Diktatur stabilisieren. In der wird

dann die bedingungs- und grenzenlose Macht des Führers nicht mehr durch Wahlen oder deren Imitation legalisiert, sondern durch den erungenen Sieg und die damit verbundenen territorialen Gewinne.

Wie realistisch die Hoffnungen auf einen unausweichlichen Zusammenbruch der Wirtschaft und einen darauf folgenden Zusammenbruch von Putins System sind, kann man schwer einschätzen. Die Ansichten der jeweiligen Experten über die Perspektiven der russischen Wirtschaft hängen stark von deren Beziehungen zu diesem Putin-Regime ab.

Auf jeden Fall hat Putin noch einige Monate vor sich, bis die ökonomischen Schwierigkeiten für die Bevölkerung und die Machthaber zu einem wirklich großen Problem werden. Allem Anschein nach hofft er, dass man nach der unausweichlichen Unterzeichnung eines Friedensvertrags zu ihm genehmen Bedingungen gewisse Sanktionen gegen ihn aufhebt (was er ebenfalls als seinen Sieg ausgeben wird). Und dass in Europa dann die Anhänger der Versöhnung und des Handels mit Russland aktiv werden, was wiederum erlauben könnte, das Regelwerk der Sanktionen weiter aufzuweichen. Höchstwahrscheinlich hofft Putin, einem totalen Zusammenbruch der russischen Wirtschaft zuvorzukommen. Vielleicht sieht er darüber hinaus sogar eine Chance, die russische Wirtschaft auf Dauer autark zu machen, sie noch weiter den Gesetzen des Marktes zu entfremden und der Kontrolle des Staates noch stärker zu unterwerfen. Man darf nicht vergessen, dass auch bei noch viel schlechteren Lebensbedingungen in Russland kaum mit sozialen Protesten zu rechnen ist. Die Vorstellung, Putin könne sein Regime so-

mit rechnen, dass es sich bald selbst abschafft, ja nicht einmal damit, dass Russland nach dem Zusammenbruch dieses Regimes rasch ein normales Land würde: schon jetzt haben wir es mit einem System zu tun, das seit 23 Jahren mehr oder weniger erfolgreich existiert.

Zu allem Überfluss wird aus dem blutigen Krieg in der Ukraine eine weitere, Putin gegenüber bedingungslos loyale Personengruppe unter den Bürgern Russlands hervorgehen: die Veteranen dieses Feldzugs, für die jede Alternative zum Putinismus nur eines bedeuten kann: Strafe für die von ihnen begangenen Kriegsverbrechen. Diese Leute werden bei jeder Terrorkampagne innerhalb Russlands den Stoßtrupp des Putinismus bilden und sich für den Erhalt dieses Systems einsetzen – sogar nach Putins Abgang.

Europa muss sich auf eine lange Konfrontation mit Putin gefasst machen

Aber auch ohne die mit Blut besudelten Veteranen des Ukrainekrieges sehen wir uns in Russland ganzen Generationen gegenüber, die unter Putin aufgewachsen sind oder zumindest einen entscheidenden Teil ihres Erwachsenenlebens unter ihm verbracht haben. Es wäre naiv zu erwarten, dass sich ohne aktives Einwirken von außen die Massen schnell enttäuscht von ihm abwenden.

Daran müssen wir arbeiten, dafür müssen wir kämpfen. Und zu dieser Arbeit mit der russischen Gesellschaft müssen wir heute und morgen die talentiertesten und von deren Sinn überzeugtesten Spezialisten hinzuziehen. An Mitteln dafür dürfen wir nicht sparen. Denn hier handelt es sich schließlich um Investitionen in die Sicherheit und Stabilität Europas und der Welt in naher und ferner Zukunft.

Europa und die gesamte demokratische Welt müssen sich ihre gegenwärtige Unduldsamkeit gegenüber dem Putinismus bewahren und dürfen Putin auch nach dem Ende des Krieges nicht die geringste Chance einräumen, in der zivilisierten Welt wieder hoffähig zu werden. Auch die kleinste Inkonzessenz dem Kreml gegenüber, auch die kleinsten Konzessionen an ihn nach dem Ende der Kampfhandlungen werden Putins Regime nicht nur stärken, sondern auch seine Existenz noch verlängern und alle demoralisieren, die im Kampf gegen ihn ihre Freiheit und ihr Leben riskieren.

Das zwangsläufige Ende der Kriegshandlungen in der Ukraine bedeutet keineswegs das Ende der Krise auf diesem Kontinent, sondern erlaubt lediglich eine Pause vor ihrer nächsten Phase. Solange Putin in Russland regiert, ist ein neuer Krieg unvermeidlich. Und sogar nach seinem Abgang dürfen wir uns auf keinen Fall mit kosmetischen Reparaturen zufriedengeben. Europa hat das Recht und die Pflicht, von neuen Machthabern in Russland tiefgreifende demokratische Umgestaltungen zu fordern. Dazu gehören die Entfernung von politisch belasteten Mitarbeiter_innen aus dem öffentlichen Dienst, die Bestrafung von Kriegsverbrechern und die Abschaffung von repressiven Gesetzen.

Dieser Artikel eröffnet zugleich ein Dossier der Heinrich-Böll-Stiftung mit Beiträgen von Partner*innen aus der russischen Zivilgesellschaft: boell.de/russlands-andere-stimmen

Illustration: Katja Gendikova



Fjodor Krascheninnikow

ist ein oppositioneller russischer Publizist und Politologe. Seit 2020 lebt er im litauischen Exil. Er kooperiert mit der Heinrich-Böll-Stiftung.



Foto: privat

Bevormundung

Gewalt. Gut möglich, dass ich gerade genau das tue, was an den meisten Erwachsenen so unglaublich nervt: glauben, es besser zu wissen, andere bevormunden, sie klein machen. Die allermeisten machen das ohne Fäuste und Raketen, sie machen es mit hochgezogenen Augenbrauen, langen Argumentationsketten, mit guten Ratschlägen oder mit Liebe, die zum latenten Druck wird.

Puh, bla bla, denken Sie jetzt bestimmt. Was soll das pazifistische Geblabber, jetzt, wo es darum geht, endlich schwere Waffen an die Ukraine zu liefern. Glauben Sie mir, ich bin

selbst überrascht. Ich war nie Pazifistin, schon vor dieser gefühlten Ewigkeit nicht, als es noch um den syrischen Despoten Assad ging und nicht um Putin. Wenn überhaupt, ist mein Hass auf die, die glauben, den Rest der Welt zu Tode terrorisieren zu dürfen, weil sie im Besitz irgendeiner Wahrheit seien, nur noch größer geworden. Aber irgendwie ist mir der Glaube abhandengekommen, dass irgendjemand in diesem aktuellen, schrecklichsten Dilemma zwischen ethischem und realem Super-GAU irgendwas besser weiß.

Um nicht den Verstand zu verlieren darüber, lese ich viel Vermisch-

Busen

tes. Der Prozess Johnny Depp gegen Amber Heard (oder ist es umgekehrt? Beide verklagen sich gegenseitig) – da geht's auch um Gewalt und Liebe, aber auf irgendwie doch sehr unterhaltsame Art. Oder, noch besser: der „Busenzoff“ von Berlin und Göttingen. So wieder wie der Berliner Kurier darüber titelt, ist der Fall tatsächlich. Denn während in der Metropole Göttingen bald auch nichtmännliche Personen oben ohne ins Freibad dürfen – allerdings nur am Wochenende, wurde im Provinzkaff Berlin die Architektin Gabrielle Lebreton von zwei Security-Typen einer Liegewiese verwiesen, weil sie sich oben ohne ge-

sonnt hat – während die Männer natürlich halb nackig bleiben durften. Wie beruhigend, dass, während die Welt in Stücke fällt, manches sicher bleibt. Die Zuständigkeiten über weibliche Körper zum Beispiel.

Vielleicht bin ich nach elf Monaten Elternzeit aber auch nur sehr empfindlich gegenüber schrillen Tönen, moralischen allerdings insbesondere. Kein 13-Stunden-Flug mit 30 durchbrüllenden Babys kann so ätzend sein wie der Furor, der floriert, wenn andere schon vor zwei Wochen etwas hätten tun müssen oder vor acht Jahren und überhaupt man selbst ja schon immer gesagt hat.

Brüllen

Aber nun, für Mütter und ihre Meinung interessieren sich die Leute ja eigentlich nur, wenn sie sich freundlicher- und ausnahmsweise mal um Kinder sorgen. Wer aber, wie meine Freundin L., die immer die schlauesten Sachen sagt und in ihre Romane schreibt, als Mutter selbst was zu sagen zu haben glaubt, wird mit Schweigen belohnt.

Schreib nie, nie was über Kinder, das killt die Karriere, hat sie mir eingeschärft. Wie schade, dass sie selbst genau das gemacht hat.

Nächste Woche: Ulrich Gutmaier



Die Luxusyacht wäre einfacher gewesen

Elon Musk kauft Twitter, hypt das Recht auf freie Rede und die frisch beschlossenen EU-Plattformregeln stehen vor ihrer ersten Bewährungsprobe. Szenarien für Twitters Zukunft

Von **Svenja Bergt**

Wann genau war eigentlich der Zeitpunkt, an dem Superreiche sich nicht mehr darauf beschränken wollten ihr Geld in Dinge zu stecken, die gut mit dem Präfix Luxus funktionieren (Villen, Uhren, Autos, Yachten)? Wer etwas auf sich hält, braucht mittlerweile mindestens einen Fußballclub, eine Insel, einen Flug ins Weltall oder auch mal ein Medienunternehmen.

Jeff Bezos hat das mit der *Washington Post* vor fast zehn Jahren gemacht, in Frankreich spielen Milliardär:innen mitunter so etwas wie „Monopoly“ um namhafte Medien. Und Elon Musk könnte nun mit dem Kauf der Social-Media-Plattform Twitter noch einmal eins draufsetzen, nachdem das Unternehmen eine Wende bezüglich seiner Übernahmebereitschaft hinlegte. Kurz zuvor hatte Musk sein Angebot noch einmal erhöht. Der Subtext: Wenn ich etwas haben will und es nicht bekomme, dann liegt das wahrscheinlich daran, dass ich noch nicht genügend Geld geboten habe. Da schlägt das Kapitalismusgespenst gleich ein paar Salts vor Freude.

Nun ist beispielsweise das Luxusuhrensegment erfreulich entkoppelt vom Leben der meisten Menschen. Für Medienunternehmen und für Twitter als Kommunikationsplattform gilt das nicht. Sie ist ein wesentlicher Bestandteil der Diskurs- und Meinungsbildung, also auch der Demokratie. Nicht nur die Twitter-Welt fragt sich daher zu Recht: Was wird nun aus dem Dienst?

Musk ist auf Twitter schon jetzt eine der Personen mit immenser Reichweite. Wobei man nicht den Fehler machen darf, allein auf die Zahl der Follower:innen zu schauen. Mindestens

ebenso wichtig ist, wer sich darunter befindet. Je mehr Multiplikator:innen die Inhalte über eigene Kanäle weitertragen oder Entscheider:innen die Standpunkte aufnehmen, desto größer der Welleneffekt, der von einem Tweet ausgehen kann.

Als Eigentümer der Plattform wird Musk zugleich maßgeblich bestimmen, welche Regeln auf ihr gelten. Darf Trump wieder rein? Und ein Schwung ähnlich agierender und aktuell gesperrter Personen gleich mit? Was ist überhaupt mit Beschimpfungen, Hass und Rassismus, was wird toleriert, wo ist die Grenze? Wie umgehen mit Trollen, Spam, Bots? Wie mit Personen, die absichtlich falsche Informationen verbreiten?

Musk stellt seinen Kauf unter das Paradigma der freien Rede, er selbst bezeichnet sich da als „Absolutist“. In diesem Verständnis können auch Hassrede oder Mordaufrufe legal sein. Bei vielen Beobachter:innen löst das die Befürchtung aus, der Milliardär wolle die Plattform zurück in das vormoderierte Zeitalter führen. Freie Rede als Recht der Lautesten und Rücksichtslosesten – das erste mögliche Szenario für Twitters Zukunft.

Interessant ist in diesem Kontext eine Nachricht vom vergangenen Wochenende: Wenige Tage vor dem Musk-Twitter-Deal hat sich die EU auf ihr zweites großes Gesetz zur Plattformregulierung geeinigt, den Digital Services Act (DSA). Er stellt unter anderem Regeln für die Moderation auf, für das Meldden von mutmaßlich illegalen Inhalten und für Beschwerdeverfahren. „Ob Autos oder digitale Plattformen – jedes Unternehmen, das in Europa tätig ist, muss sich an unsere Regeln halten“, schrieb EU-Binnenmarktkommissar Thierry Breton als Reaktion auf die Übernahmeankündigung auf – natürlich – Twitter. Elon Musk wisse das

sehr gut. „Er kennt die Regeln für Autos und wird sich schnell an den #DSA anpassen.“

Musks Pläne für Twitter werden damit eine interessante Bewährungsprobe für die neue Regulierung. Greift sie und ist sie zielführend? Bleibt ihr Effekt auf die EU beschränkt oder entfaltet sie international Wirkung? Könnte der DSA sogar Musks Idee, die Twitter-Algorithmen offen zu legen, den Anstoß zur Umsetzung geben? Und falls diese tatsächlich komplett veröffentlicht würden – welche Rückkopplungseffekte gäbe es, wenn sich öffentliche Kritik an dem ein oder anderen Algorithmus mehrt?

Geld oder Größe schützen nicht davor, dass Menschen sich nach anderen Plattformen umsehen

Nachdem die Nachricht von Musks Twitter-Deal die Runde machte, trendete auf der Plattform ein Thema: Mastodon. Die freie, quelloffene Alternative zu Twitter ist bislang ein recht überschaubares Netzwerk. Doch tatsächlich waren hier in den vergangenen Tagen diverse Posts von neuen Nutzer:innen zu lesen, die Twitter den Rücken kehren wollen. MySpace, StudiVZ, Google Plus zeigen: Geld oder Größe schützen nicht davor, dass Menschen sich nach anderen Plattformen umsehen, wenn die etwas Besseres bieten. Sollten allerdings über Nacht scharenweise Nutzer:innen und Troll-Gruppen von Twitter zu Mastodon umziehen, würden die Freiwilligen, die sich maßgeblich um den Betrieb kümmern, wohl ziemlich schnell an ihre Grenzen kom-

men. Setzt aber ein langsamer Sogeffekt ein, könnte das einen Shift bedeuten, der die nicht-kommerzielle Plattform stärkt. Szenario 2 daher: Abwanderung.

Kurzer Realitätscheck: Wie sah das jüngst aus, wenn es größere Umbrüche bei Plattform-Unternehmen gab? Etwa als Facebook Whatsapp aufkaufte oder als Whatsapp eine sehr umstrittene und breit diskutierte Änderung seiner Allgemeinen Geschäftsbedingungen vornahm? Liefen da die Nutzer:innen massenhaft davon? Nun, eher nicht. Auch wenn der Wechselwille steigt, die Masse scheint träge zu sein und sich lieber zu arrangieren, als einen echten Neuanfang zu wagen. Szenario 3: Weiter so. Eine Dämpfung des Musk'schen Freie-Rede-Paradigmas durch den DSA könnte dazu beitragen.

Bleibt Szenario 4: die Kommerzialisierung. Musk macht dabei das, was er kann: aus einem okayen bis mittelmäßigen Produkt einen kommerziellen Erfolg. Bei Tesla hat er das geschafft, aber auch bei etwas eher Abseitigem wie einem Flammenwerfer. Zwar erklärte Musk in einem TED-Talk, dass ihn ein kommerzieller Erfolg von Twitter nicht interessiere. Das mag stimmen. Was es aber schon interessiert: die Banken. Und weil selbst der reichste Mensch der Welt nicht mal eben 44 Milliarden US-Dollar liquide bekommt, ist Musk aktuell auf die Banken angewiesen. Ansätze zum Geldverdienen gibt es: Werbung und Zusatzfunktionen, die etwas kosten. In diesem Kontext könnte übrigens auch Musks Plan zur Offenlegung der Twitter-Algorithmen schnell wieder in der Schublade verschwinden.

Eines ist nicht auszuschließen: Dass Musks Pläne für Twitter auf ganzer Linie scheitern und er primär viel Geld verbrennt. Er wird das einkalkuliert haben. Sonst hätte er ja die Luxusyacht genommen.



Erica Zingher
Grauzone

Ein zerrissenes Land, das zum Spielball Russlands wird

Es ist ein schmerzhafter Gedanke: Der Krieg droht sich auf ein anderes europäisches Land auszuweiten – die Republik Moldau und ihren abtrünnigen Landesteil im Osten Transnistrien. Dort gab es in den vergangenen Tagen angebliche „Terrorakte“, Explosionen und beschädigte Sendemasten. Wer dahinter steckt: unklar. Alles erinnert aber an das übliche Schauspiel, wie man es 2014 aus dem Donbass kennt. Unruhen werden von russischer Seite provoziert, Anschläge verübt, Lügen verbreitet.

Vor Wochen wurde davor gewarnt, dass Russland das prorussische Transnistrien benutzen könnte, um einen Landkorridor über den gesamten Süden der Ukraine zu schaffen, um als nächstes Moldau anzugreifen. Kürzlich verkündete der russische General Rustam Minnekajew die zweite Phase des Krieges in der Ukraine ganz offiziell: die vollständige Kontrolle über den Donbass und die Südukraine. In Transnistrien gebe es „ebenfalls Fakten der Unterdrückung der russischsprachigen Bevölkerung“, sagte er und bediente sich damit einer altbekannten Lüge der politischen Führung vom russischen Befreier, der zur Hilfe eilt, um damit militärisches Eingreifen zu rechtfertigen.

Ich kann Ihnen versichern, dass in Transnistrien Russen nicht unterdrückt werden. Anfang der Neunzigerjahre herrschte in der Region ein kurzer, aber blutiger Bürgerkrieg. Daraus hervor ging Transnistrien – de facto ist es unabhängig, blieb es völkerrechtlich bis heute Teil Moldaus.

Auch wenn Ukrainisch, Moldauisch und Russisch gleichwertige Landessprachen sind, wird Letzteres dort überwiegend gesprochen. Hauptinformationsquelle sind für viele Einwohner:innen des Landes russische Fernsehsender. Und die transnistrische Führung ersuchte mehrmals um den Anschluss an die russische Föderation – vergeblich.

Im Ukrainekrieg hat Transnistrien bisher vermieden, sich klar zu positionieren. Einerseits verzichten staatliche Medien darauf, den Krieg als solchen zu benennen – aus Angst, Russland zu verärgern. Von ihm wird

Für seine imperialen Machtansprüche ist Putin bereit, alles zu opfern

es seit dreißig Jahren finanziert, hauptsächlich mit kostenlosen Gaslieferungen. Ukrainische Flüchtlinge, die seit dem 24. Februar zahlreich ins Land gekommen sind, stehen hingegen im Zentrum der Berichterstattung. Bis Anfang April sollen transnistrischen Angaben zufolge 21.000 Menschen aus der Ukraine eingereist sein.

Aktuell ist Transnistrien ein zerrissenes Land. Wohl auch wegen der eigenen Kriegserfahrung von 1992 und weil rund ein Drittel der Bevölkerung Ukrainer:innen sind, viele Bewohner:innen also Verwandte im Krieg haben, ist der Wunsch nach Frieden bei einigen groß. Eine junge Frau sagte moldauischen Reportern vor Kurzem: „1992 flohen wir noch zu unseren Verwandten in die Ukraine, jetzt fliehen sie zu uns.“ An den Grenzübergängen zwischen Transnistrien und Moldau haben sich in den vergangenen Tagen lange Schlangen gebildet. Aus Angst verlassen bereits viele das Land. Andere wiederum warten seit dreißig Jahren darauf, endlich Teil Russlands zu werden und hoffen, der Krieg wird ihren Wunsch in Erfüllung gehen lassen. Dabei begreifen sie nicht, dass sie für Putin ein Spielball sind. Für seine imperialen Machtansprüche ist er bereit, alles zu opfern, auch die Russischsprachigen.

Während man sich in Deutschland nach einer peinlichen Ewigkeit durchringen konnte, schwere Waffen an die Ukraine liefern zu lassen, droht sich der Krieg dramatisch auszuweiten. Die Allianz gegen Putin muss nun Stärke und Geschlossenheit beweisen und versichern, dass es an der Seite Moldaus steht. Putin wird weitermachen, bis man ihn stoppt.

Niemals hätte ich gedacht, dass Transnistrien, mein Geburtsort, so prominent in den Nachrichten landet. Ich bin froh, wenn es daraus wieder verschwindet.

Illustration:
Xueh Magrini Troll

An dieser Stelle erscheinen jede Woche zwei Kolumnen im Wechsel. Nächste Woche „Red Flag“ von Fatma Aydemir.



sonnabend/sonntag, 30. april / 1. mai 2021 taz am wochenende

Vom Regen
überrascht:
Sant-Jordi-
Tag, am letzten
Samstag in
Barcelona
Foto: Paco
Freire/Zuma
Press/imago

Die Tradition neu erfinden

Von **Sophia Zessnik**

Die Future is Female“ – vor einigen Jahren las man diesen Slogan überall in sozialen Medien, auf T-Shirts gedruckt sowie als Titel eines Sammelbands mit Beiträgen berühmter Frauen. Ursprünglich bekannt wurde er bereits in den 70er Jahren als Motto von Labyrinth Books, der ersten Buchhandlung in New York City speziell für Frauen.

Die spanischsprachige Buchbranche scheint sich nun dieses Motto besonders zu Herzen genommen haben. Der Eindruck entsteht jedenfalls, hört man Jesús Badenes, CEO der Verlagsgruppe Planeta, sprechen. Grupo Planeta ist mit über 100 Verlagen und um die 15.000 Autor:innen die bedeutendste Verlagsgruppe Spaniens und Lateinamerikas. Vor allem in Spanien lesen inzwischen mehr Frauen als Männer, sagt Badenes bei einem Treffen in Barcelona. Das sei nicht immer so gewesen, aber heute, schätze er, sei das Verhältnis 60 zu 40. Die spanische Viellehrerin sei durchschnittlich Mitte fünfzig, lebe im urbanen Raum und verfüge über eine akademische Bildung. In Spanien sei vor allem Belletristik sehr beliebt. „Ein wesentlicher Fokus bei uns liegt deshalb auf Romanen; viele von Frauen für Frauen geschrieben“, sagt Badenes.

Das zeigt sich auch an den spanischen Bestsellerlisten, an deren Spitze regelmäßig Namen wie Eva García Sáenz de Urturi („Die Stille des Todes“), Dolores Redondo („Alles was ich dir geben will“) und María Dueñas („Das Echo der Träume“) stehen. Auch Carmen Mola ist dort seit Jahren mit sehr erfolgreichen Thrillern vertreten.

Doch es war ein kleiner Skandal, als vergangenen Herbst bei der Verleihung des Premio Planeta – des mit einer Million Euro höchstdotierten Literaturpreises Spaniens – herauskam, dass sich hinter dem Pseudonym Carmen Mola drei männliche Autoren verbergen, die sonst Drehbücher für Fern-

sehserien schreiben. „Carmen gefällt“, lässt sich das Pseudonym übersetzen. Und der Erfolg der Buchreihe im spanischsprachigen Raum (im deutschen erschien bisher nur „Er will sie sterben sehen“) bestätigt die Namenswahl.

Nahm man vorher an, dass es sich bei der Erfinderin der äußerst brutalen Thriller um eine Professorin in Madrid handle, Mutter dreier Kinder und nach eigenen Angaben in schriftlich geführten Interviews eher „konventionell“ – also all das, was die Hauptleserinnengruppe anspricht –, ernüchterte die Bekanntgabe des Autorentrios viele. Man habe sich rein zufällig für ein weibliches Pseudonym entschieden, geben die Autoren Agustín Martínez, Jorge Díaz und Antonio Mercero an. Der Verdacht, dass verkaufstrategische Gründe dahinterstecken, hält sich nun allerdings hartnäckig.

Das Autorentrio „Carmen Mola“ sowie Schriftstellerinnen wie María Dueñas, Eva García Sáenz de Urturi und über hundert weitere haben sich am 23. April in Barcelona eingefunden. Es ist ein ganz besonderer Tag in der katalanischen Hauptstadt: Diada de Sant Jordi. Dieser auf der Legende des heiligen Georg basierende Festtag wird in Barcelona groß gefeiert. 1926 von dem valencianischen Schriftsteller Vicente Clavel Andrés initiiert und 1931 mit dem Welttag des Buches fusioniert, gelten seither zwei Traditionen am katalanischen Georgstag: das Verschenken einer roten Rose und das Verschenken von Büchern.

Ursprünglich erhielten Männer und Jungen ein Buch als Symbol für Kultur und Bildung. Frauen und Mädchen hingegen eine Rose, die gemeinhin mit Schönheit und Emotionen verbunden wird. „Die in der Tradition verankerten Praktiken haben einen sexistischen Charakter“, sagte die Soziologin und feministische Autorin Esther Viva 2019 gegenüber der größten spanischen Tageszeitung *El País*. Zum Glück



Elvira Sastre, einer der aufstrebenden Stars der neuen spanischen Literaturszene Foto: getty images

Es ist ein ganz besonderer Tag in der katalanischen Hauptstadt

aber seien Traditionen dazu da, sich neu zu erfinden, und so sei eine Abkehr von den starren Ritualen rund um Sant Jordi erkennbar, fügte sie hinzu.

Und in der Tat: Blickt man sich auf dem diesjährigen Sant Jordi in Barcelona um, sind es viele Frauen und Mädchen, die hier zusammenkommen. Stundenlang stehen sie Schlange, um sich ein Autogramm ihrer Lieblingsautor:innen zu holen. Überall in der Stadt, aber vor allem im zentral gelegenen Bezirk Eixample, der auch die Sagrada Família beheimatet, sind Stände aufgebaut. 300 sind es offiziell,

Männer, die sich als Autorinnen ausgeben, und Autor:innen, die viel zu sagen haben. Die spanische Literatur ist im Anflug auf die Frankfurter Buchmesse im Herbst deutlich in Bewegung geraten. Eindrücke vom Sant-Jordi-Tag in Barcelona

darüber hinaus sieht man in entfernten Ecken der Stadt aber auch improvisiert aussehende Buden vor Antiquariaten und kleinen Comicläden.

Der spanische Buchhandel profitiert sehr von diesem Ereignis: 2019 wurden in der Woche vor Sant Jordi 1,6 Millionen Bücher im Wert von rund 22 Millionen Euro verkauft. 2021 waren es trotz der pandemiebedingten Teilnahmebeschränkungen immer noch um die 1,5 Millionen Exemplare. Auch von diesem Sant Jordi, dem ersten ganz ohne Schutzmaßnahmen seit Beginn der Coronapandemie, versprach man sich viel.

Doch der Tag wird dieses Mal immer wieder von heftigen Regen- und Hagelschauern bestimmt, sodass in unregelmäßigen Abständen Bücher schnell verpackt werden müssen und der Verkauf pausiert. Viele harren dennoch tapfer aus, um doch noch ihren literarischen Stars zu begegnen. Nach dem ersten heftigen Schauer reißt die Wolkendecke tatsächlich wieder auf, die Sonne kommt hervor, die Menschen jubeln und klatschen – ein berührender Moment.

Ein Mädchen auf dem Prachtboulevard Passeig de Gràcia sagt, sie habe vier Stunden angestanden und gewartet nur für ein Autogramm ihrer Lieblingsautorin und ein Selfie mit dieser. In der Hand hält sie ein Buch von Alice Kellen, aus dem unzählige bunte Post-its ragen. Alice Kellen ist das Pseudonym einer 33-jährigen valencianischen Autorin, die sich jedoch nicht dahinter versteckt. Mit immerhin 14 veröffentlichten Jugendromanen, von denen bisher noch keiner ins Deutsche übersetzt wurde, ist sie einer der Stars auf dem diesjährigen Sant Jordi.

Ein Star ist auch Elvira Sastre, die vor allem durch Lyrik und ihre Poetry-Slams bekannt wurde. Zu ihren Auftritten kommen inzwischen Tausende, auf Instagram folgen ihr mehr als eine halbe Million. Mit „Die Tage

ohne dich“ ist gerade ihr Debütroman auf Deutsch im Thiele Verlag erschienen. Das von ihrer eigenen Geschichte inspirierte Buch spielt im heutigen Madrid sowie in den Wirren des Spanischen Bürgerkriegs.

Anhand von Gesprächen zwischen einer Großmutter und ihrem Enkel drösel Sastre die spanische Geschichte des vergangenen Jahrhunderts auf. Eine Geschichte, die viele Wunde hinterlassen habe und bisher nicht hinreichend aufgearbeitet sei, sagt die 30-jährige Autorin auf einem Empfang von Grupo Planeta. Im September wird auch ihr Gedichtband „Eines Tages werde ich mich selbst retten“ in Deutschland publiziert, pünktlich zur diesjährigen Frankfurter Buchmesse.

Dort wird Spanien nach über 30 Jahren zum zweiten Mal Ehrengast sein. Die dort vorgestellten Bücher zeigten, dass sich das Land seit seinem letzten Besuch 1991 literarisch stark verändert habe, sagt Elvira Marco, die als Projektleiterin für den Gastauftritt Spaniens verantwortlich ist. „Sprühende Kreativität“, so das Motto, sei das, was man erwarten dürfe.

Was das viel- und gleichzeitig etwas nichtssagenden Motto meinen könnte, darauf gibt das bisherige Programm des Gastlands erste Hinweise: sprachliche Vielfalt (neben dem als Spanisch bekannten Kastilisch gibt es in Spanien mit Katalanisch, Baskisch und Galicisch noch drei weitere offizielle Landessprachen), die sogenannte Bibliodiversität sowie ein ausgeglichenes binäres Geschlechterverhältnis.

Letzteres ist vielleicht der einzige Wermutstropfen in einem sonst äußerst spannend klingenden Ausblick. Wie auch im Slogan „The Future is Female“ scheinen Stimmen jenseits der binären Geschlechterordnung bislang ausgespart. Dabei gäbe es mit Autor:innen wie José Luis Serrano, Eva Baltasar und Elisabeth Duval diese auch in der spanischen Literatur.

Dicht an dicht

Potsdamer Alternativen:
Rosengarten statt
Preußens Garnisonkirche

Von **Julia Hubernagel**

In Potsdams Innenstadt stehen architektonisch DDR-Moderne und deutscher Barock ganz nah beieinander. Natürlich gewachsen ist das Ensemble nicht; der Garnisonkirchturm, 1945 ausgebrannt und 1968 vom SED-Regime gesprengt, wird seit 2017 wieder aufgebaut. Das Projekt ist höchst umstritten: Der Turm, vor dem 1933 der historische Handschlag zwischen Hindenburg und Hitler den Beginn der Nazi Herrschaft markierte, sollte eigentlich mittels Spenden wiederaufstehen, doch letztendlich wird ein Großteil aus Steuergeldern finanziert.

Praktisch ist zwischen Garnisonkirchturm und dem in der DDR gebauten Rechenzentrum wenig Platz. Dort soll nun jedoch ein weiteres Gebäude, ein dritter Ort, entstehen, der die bereits bestehenden miteinander verbindet. Der Architekt Philipp Oswald, der sich jahrelang gegen den Bau des Kirchturms eingesetzt hat, hält das für eine gute Idee. „Der Kirchturm hat keinen Nutzwert, dieses bauliche Symbol braucht daher einen Kommentar“, meint er und fürchtet: Blicke die Fläche frei, so würde die Diskussion darüber, ob nicht auch noch das Kirchenschiff wiederaufgebaut werden sollte, niemals enden. Oswald lehrt in Kassel Architektur und hat seine Studierenden zu einer Exkursion nach Potsdam eingeladen. Die haben sich in ersten Entwürfen ausgemalt, wie ein drittes Gebäude aussehen könnte. Die Pläne haben keine Verbindlichkeit, und so träumen einige groß. Manche der Entwürfe muss man so als Provokation verstehen. So geht der „Wolkenbügel“ etwa von einem um den Kirchturm gelegten Rundweg aus, der dessen Erscheinungsbild optisch klar entgegenwirken würde.

Auf Grundlage dieser Entwürfe, die im Rechenzentrum ausgestellt sind, hat Oswald am Donnerstag zu einer Debatte darüber eingeladen, wie ein dritter Ort mit dem Arbeitstitel „Haus der Demokratie“ das Gebäudeensemble ergänzen könnte. Was darin abgesehen von einem Plenarsaal für Abgeordnete Platz finden soll, ist noch unklar. Die Historikerin Agnieszka Pufelska ist strikt gegen den Bau. Der Wiederaufbau des Garnisonkirchturms zeuge von Geschichtsrevisionismus, indem man die Episode des preußischen Militarismus bewusst ausblende. Das Rechenzentrum zeuge jedoch von ähnlicher Verdrängung, da die DDR-Regierung mit dem Bau 1971 bewusst einen Schlussstrich unter die Nazizeit setzte. Ein drittes Gebäude versuche, eine große Versöhnungsgeste zwischen die verschiedenen Aspekte der Potsdamer Geschichte zu setzen, so Pufelska. „Die Auseinandersetzung mit Geschichte ist damit aber nicht abgeschlossen.“

Die Historikerin Miriam Rürup wiederum befürwortet die Idee eines dritten Gebäudes. Rürup verfolgt in Hamburg den Wiederaufbau der Bornplatzsynagoge kritisch, der der Diskussion in Potsdam aber auch in Berlin in der Angelegenheit des Berliner Schlosses ähnelt. Pufelska setzt schließlich auf ein praktisches Argument: Bauschutt sei für 50 Prozent unseres Mülls verantwortlich, sagt sie. Würde man statt eines Gebäudes etwa einen Rosengarten anlegen, würden Potsdamer:innen den Ort vielleicht tatsächlich freiwillig aufsuchen.

Die Fronten in dem Streit sind verhärtet, das wird bereits spürbar in einer Debatte, bei der eigentlich alle auf der selben Seite stehen sollten: Letztlich wollen alle den Erhalt des Rechenzentrums, der als Kreativzentrum genutzt wird, sicherstellen. Ein dritter Ort, so vermutet Philipp Oswald, mache den Erhalt für Potsdamer Garnisonkirch-Begeisterte tragbarer. Dass früher oder später ein Kompromiss auf dem geschichtsträchtigen Gelände (ent)stehen muss, macht Oberbürgermeister Mike Schubert (SPD) deutlich. Es gebe einen Stadtverordnetenbeschluss, der den Abriss des Rechenzentrums festlege, sagt er. Wenn keine Einigung entstünde, müsste dieser umgesetzt werden.



Mit dem Goldenen Löwen für den besten Länderpavillon wurde Großbritannien bei der 59. Kunstbiennale mit der Künstlerin Sonia Boyce ausgezeichnet
Foto: Marco Cappelletti

Der Kunstbetrieb und seine Preise

Sonia Boyce und Simone Leigh, mit Goldenen Löwen in Venedig ausgezeichnet, und die Fragen nach Qualität und Repräsentation

Von **Sophie Jung**

„MeToo“ und die „Black Lives Matter“-Bewegung hätten die zeitgenössische Kunst weltweit verändert, schrieb Anfang dieses Jahres die Kritikerin der *New York Times*, Farah Nayeri. Zwei politische Bewegungen, die sich vor allem über die sozialen Netzwerke verbreiteten und während der Coronapandemie im Digitalen ausgeprägt wurden.

Bis nun letzte Woche in Venedig erstmals seit drei Jahren wieder eine Schau eröffnete, die zeitgenössische Kunst vom ganzen Globus in der Lagunenstadt physisch versammelte. Und auch wenn die Beiträge in 58 Länderpavillons schwerlich auf diese zwei Hashtags „MeToo“ und „Black Lives Matter“ runterzubrechen sind, so scheinen beide politisch-mediale Bewegungen doch wie zwei Diskurswolken über den versammelten Ausstellun-

gen zu schweben. Farah Nayeris Beobachtung scheint also zu greifen. In vielen Beiträgen geht es um das Entflechten von Hegemonien, Rassismen – und um alternative, kollaborativere Formen des Zusammenlebens.

Die Ehrung mit dem Goldenen Löwen schafft Sichtbarkeit auf der großen internationalen Bühne

Und so gingen schließlich am letzten Samstag auch die Goldenen Löwen an zwei Schwarze Frauen, an Sonia Boyce für ihre Bespielung des britischen Pavillons und an die US-Amerikanerin Simone Leigh für ihre Monumentalfigur „Brick House“. Beide Künstlerinnen machen ihre schwarze und weibliche Identität zum Ausgangspunkt ihrer Arbeiten.

Simone Leigh verknüpft afrikanische Mythen, die Geschichte der Sklaverei in den USA und teils traditionelles afrikanisches Handwerk in der Darstellung ihrer künstlerischen Figuren, die schon qua ihrer monumentalen Größe Aufmerksamkeit einfordern.

Sonia Boyce sucht in ihren Installationen nach der Präsenz einer schwarzen Weiblichkeit in der britischen Gegenwartsgesellschaft. Und findet sie zumindest in der Popkultur. Im britischen Pavillon lässt sie vier Sängerinnen – People of Colour – in einem Londoner Tonstudio miteinander improvisieren, die im spontanen Singen und Zuhören ein sonisches Kollektiv bilden. Die Gewinnerinnen der Goldenen Löwen sind zwei Künstlerinnen, deren ästhetische Formulierungen von ihrer Identität als Schwarze Frauen kaum zu trennen sind.

Von „Betroffenenkunst“ schrieb Kunstkritiker Hanno Rauterberg einmal in *Die Zeit*, als 2017 plötzlich bei der Docu-

menta 14 vielfach Exponate auftauchten, in deren Zentrum die Identität ihrer Urheber:innen stand. Identität als Legitimation für die Kunst, so konnte man das damals verstehen.

Unbekannt war bis dahin etwa die Künstlerin Måret Anne Sara. Eine Vetreterin des indigenen Volk der Samen in Finnland. Ihre düster-großen Installationen mit Rentierschädeln füllten 2017 die Documenta-Säle. Das Verständnis von einer Kunst, die sich auf Abstand hält und darin ihr ethisches und politisches Potenzial entwickelt, schien hier nicht mehr gegeben zu sein. Vielmehr ging es um die nahe, engagierte Erzählung der Vertreterin einer Minderheit.

Auch jetzt ist auf der Venedig-Biennale Kunst von Samen zu sehen. Die Nordischen Pavillons haben sich gar zu einem Sami-Pavillon zusammengetan.

Überreste von nordischem Wild sind hier als fragiles Mobile aufgespannt. Doch der Blick auf diese Kunst hat sich verändert, nicht zuletzt durch Bewegungen wie MeToo und Black Lives Matter. Die geradezu distanzlose Ansprache dieser Kunst schafft mitunter eine direkte Auseinandersetzung mit Personen und Kulturen, die Teil diverser Gesellschaften und Traditionen sind.

Sonia Boyce ist die erste Schwarze Künstlerin, die bislang überhaupt den britischen Pavillon bespielt hat. Gleiches gilt für Simone Leigh im US-Pavillon. Gerade der Kunstbetrieb ist mitunter sehr von Ungleichheit und Ausschluss geprägt. Die Ehrung mit dem Goldenen Löwen für dezidiert schwarze feministische Positionen schafft jetzt die längst nötige Sichtbarkeit auf der großen internationalen Bühne.

Man könnte auch wie der auf Martinique geborene Philosoph Édouard Glissant in seiner „Poétique de la Relation“ sagen: „Was meine Identität betrifft, um die kümmere ich mich selbst. Das heißt, ich werde es nicht zulassen, dass sie auf irgendeine Essenz reduziert wird. Zugleich werde ich aufpassen, dass sie mir nicht als Beimenngung zu irgendeinem Amalgam abhandelt.“

Lindemann renkt den Kiefer aus

Das Pyromanenspektakel zieht immer noch: Rammstein, die Unvermeidlichen, mit neuem Album und Tour

Von **Julian Weber**

Das Keyboardmotiv meldet erhöhte Alarmbereitschaft, devot mörsern Metalgitarren los. Es dauert keine 30 Sekunden, schon wird bei „Armee der Tristen“, Auftaktong des neuen Rammstein-Albums „Zeit“, im Gleichschritt marschiert. Es bleibt unklar, wer die Mobilmachung anordnet. Gesucht werden „Hoffnungslose“, die sich „einreihen“ sollen, um „zusammen traurig zu sein“.

Die neue deutsche Härte von Rammstein inszeniert Gefühle als militärische Rangabzeichen. „Komm mit / Komm mit“ heißt es richtungslos im Refrain, der ohne gerolltes Rauskommt. Der inzwischen auch unter die Autoren gegangene Sänger Till Lindemann erfüllt ansonsten seinen Lautmalerjob. Ohne je die sabbernde Drastik eines Charlie Chaplin in „Der Große Diktator“ zu erreichen, renkt Lindemann seinen Kiefer aus und dehnt das R in die endlose Weite bis hinten zum Rachenzäpfchen.

Wenn Rammstein, das Nu-Metal-Sextett aus dem Osten der

deutschen Hauptstadt, wie jetzt, ein neues Album veröffentlicht, schmeißt die Musikindustrie die große Konfettikanone an. Sofort sind die Tickets für Konzerte in Stadien rund um die Welt ausverkauft, in Göteborg im Juli sogar dreimal hintereinander. Das Pyromanenspektakel mit Segway auf der Bühne zieht noch. Die Reime der elf neuen Songs klingen derweil etwas angestrengt: Obwohl die Band weiterhin den Advocatus Diaboli spielen möchte, in ihrer Fuck-you-Attitüde wirkt die Songpoesie lieblos zugeschnitten, wie an der Säge im Baumarkt. „Geh ich vorrr derrr Nacht zurr Rrruh“.

Besonders schwer aushaltbar ist aber der Klassiktouch der Musik, zum Intro carl-öffene Chöre, oder ätherische Frauenstimmen wabern im Synthie-Nebel. Und dann kommt wieder so ein provozierender Refrain: „Alle haben Angst vorrrr schwarrrrr Mann“ („Schwarz“) der Grenzen nicht nur austestet. Beim zu sechst gegröhlten Incel-Liedchen, – aus Jugendschutzgründen „OK“ abgekürzt –, heißt es zigmat wiederholt: „ohne Kondom“.

Und es regiert Kitsch. Sie seien „im Fluss der Zeit“ lamentieren Rammstein im Titelsong, diese kenne „kein Erbarmen“: „Zeit, bleib bitte stehen“. Auf dem Coverfoto schreiten die sechs Musiker die Außentreppe eines Silos nach unten. Könnte auch ein Phallus sein. Oder eine ballistische Atomraketenrampe. Wenn man die Band daraus wegretuschiert, wäre es eine Fotografie

Der Song „Dicke Titten“ kommt mit Blaskapelle – für den Schützenverein

von Bernd und Hilla Becher. Die forciert ostgermanophile Hässlichkeit bei Rammstein ist nie ohne Überwältigungsästhetik zu haben, setzt frech auf Männlichkeit, auch wenn sie aus Gründen der Tarnung mal gebrochen wird. Bei Rammsteins unterem Sofa herrscht Nacht. Alles Licht wird in Dunkelheit getaucht, am Ende wartet der Tod. Kaum Abwechslung auch in der Songstruktur: Intro, Strophe – Refrain – Strophe, Schluss. Einzige

Ausnahme: Der Song „Dicke Titten“ kommt mit Blaskapelle, da freut sich der Schützenverein. Der Text handelt von einem notgeilen alten Sack, der sich nichts sehnlicher wünscht als eine Frau mit großen Brüsten.

Klebt hierzulande ein Rammstein-Aufkleber auf einem Auto, schaut man sich die Insassen genauer an. Im Ausland dagegen werden die Texte der Band nicht verstanden, man feiert ihre „expressionistische Schauerromantik“. Wie Kuckucksuhren und Jägermeister ist sie ein Exportschlager.

US-Autorin Amanda Petrusich bejubelte einst Lindemanns „teutonischen Bariton“ im Magazin *The New Yorker*. In den USA werden Rammstein nach wie vor von Prominenten als Garant für Free Speech hochgehalten, weil sie 1999 von der Polizei wegen „Pädophilie-Verherrlichung“ festgenommen wurden. Free Speech ist aber längst Steckenpferd der US-Rechten. Nach dem Sturm aufs Kapitol ist Schluss mit feuerspeieendem Maskulinität.

Rammstein: „Zeit“ (Universal)



Die diverse Demokratie

Viele Formen der Identitätspolitik sind kontraproduktiv, sagt der Autor Yascha Mounk. Vielfältige Gesellschaften brauchen für ihn ein neues Gefühl von Zusammengehörigkeit

Interview **Sebastian Moll**

taz am wochenende: Herr Mounk, in Ihrem letzten Buch haben Sie sich mit der Herausforderung des Populismus für die Demokratie beschäftigt, jetzt ist die Diversität ins Zentrum Ihres Denkens gerückt. Warum?

Yascha Mounk: Die beiden Themen sind eng miteinander verwoben. Das Erstarken des Populismus ist ja auf die kulturellen und demografischen Veränderungen in unseren Ländern zurückzuführen. Wir befinden uns heute in einer gänzlich neuartigen Situation. Es gibt für unsere gegenwärtige Art der Demokratie keinen Präzedenzfall. In der Geschichte gab es relativ viele homogene Demokratien, es gab ein paar erfolgreiche multiethnische und multireligiöse Monarchien, aber für eine diverse Demokratie, die ihre Bürger wirklich fair behandelt, gibt es keine großen Beispiele.

Heißt das, Diversität ist ein Problem für liberale Demokratien?

Die menschliche Psychologie neigt dazu, Mitglieder der eigenen Gruppe zu bevorzugen und Mitglieder anderer Gruppen zu diskriminieren. Das hat in der Geschichte immer wieder zu tiefen Ungerechtigkeiten geführt, zu Formen der extremen Dominanz einer Gruppe gegenüber der anderen, wie zum Beispiel in der Sklaverei. Jetzt könnte man als Demokrat hoffen, dass unsere Regierungsform es uns erleichtert, mit diesen Schwierigkeiten umzugehen. Aber das ist nicht unbedingt der Fall.

Warum nicht?

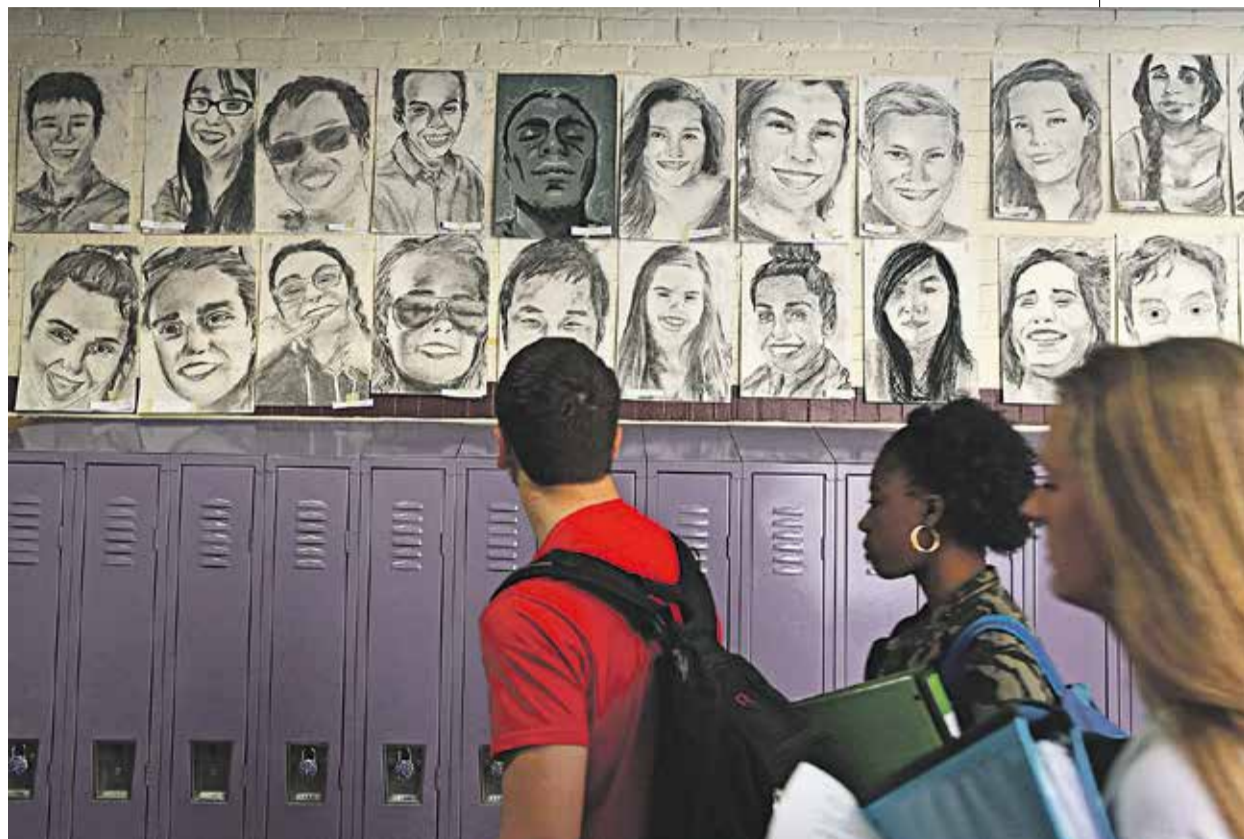
Wenn ich in einer Monarchie lebe, dann hat meine Gruppe keine Macht, aber die anderen Gruppen auch nicht. Das heißt, wenn eine andere Gruppe schneller wächst als meine, verändert das meine politische Situation nicht. In einer Demokratie suchen wir hingegen immer nach Mehrheiten, und deshalb ist diese Angst vor dem demografischen Wandel, die ja von rechts so geschickt ausgenutzt wird, in unser System hineingebakken. Deshalb stellt uns die Diversität vor Probleme, die wir ernst nehmen müssen.

Ist eine Betrachtung der Gesellschaft anhand von ethnischen demografischen Linien untauglich?

Jein. Natürlich spielen ethnische Spannungen eine große Rolle. Natürlich kann man beispielsweise die USA nicht verstehen, ohne die sozioökonomischen Konflikte zwischen Weißen und Schwarzen in Betracht zu ziehen. Aber wir sehen an vielen Beispielen in der ganzen Welt, dass sich die Grenzen von Gruppen verschieben, verwischen und bewegen können.

Wie würden Sie denn die US-Gesellschaft im Jahr 2050 sehen?

Das hängt davon ab, welche Entscheidungen wir in den kommenden Jahrzehnten treffen, wie unsere Politiker reden werden, wie wir in den Medien und in den Schulen über Diversität reden. Momentan gibt es in den USA und auch in Deutschland den Irrglauben, dass es gut wäre, den Konflikt zwischen den Gruppen zu schüren. Das sieht man einerseits von den Rechtspopulisten, aber man sieht es auch von Teilen der politischen Linken, die denken, dass die immer größere Beto-



nung des ethnischen Stolzes ein effizienter Weg sei, gegen die Ungerechtigkeit zu kämpfen. Das halte ich für einen großen Fehler.

Sie halten also die viel gescholtene Identitätspolitik für kontraproduktiv.

Viele Formen der Identitätspolitik sind kontraproduktiv. Die liberale Demokratie ist nicht naturgegeben, und damit wir sie bewahren können, brauchen wir Institutionen, Schulen, Medien, Universitäten, die über diese Gruppen hinaus ein Gefühl der Zusammengehörigkeit erzeugen.

Sprechen Sie von einem Gemeinschaftsgefühl, das über so etwas Rationales wie Verfassungspatriotismus hinausgeht?

Es gibt drei verschiedene Konzeptionen des Patriotismus. Die erste ist ethnisch, dass also ein echter Deutscher nur derjenige sei, der Vorfahren hat, die schon immer in Deutschland leben, der aus einer christlichen Familie stammt. Diese Konzeption ist

„Viele Linke sind darin verliebt, den Rassismus als Wesenskern des Landes darzustellen“

aus der Zeit gefallen. Diejenigen Intellektuellen, die verstehen, wie wichtig der Patriotismus ist, um über die Stammesloyalitäten hinaus Solidarität miteinander üben zu können, wählen dann normalerweise den Verfassungspatriotismus als Alternative. Dieses Konzept ist sympathisch. Aber es ist keine realistische Beschreibung dafür, wie Menschen sich tatsächlich fühlen. Die meisten Menschen interessieren sich nicht genügend für Politik, als dass sie jeden Morgen mit dem Grundgesetz aufstehen.

Was ist dann die Lösung?

Wir brauchen eine dritte Form des Patriotismus und zwar einen kulturellen Patriotismus: eine Liebe zur gelebten Realität im Land, die sowohl von der sogenannten Mehrheitskultur als auch von den Einwanderern geprägt wird.

Hat Deutschland denn von einem ethnisch geprägten

Nationalismus genügend Abstand gewonnen?

Natürlich war das Selbstverständnis der deutschen Demokratie sehr lange stark ethnisch geprägt. Wenn man 1960 durch deutsche Fußgängerzonen gegangen wäre und die Leute gefragt hätte, was ein echter Deutscher ist, wäre die Antwort sehr deutlich ausgefallen. Aber ich glaube tatsächlich, dass die große Mehrheit heute Nachfahren von Einwanderern von Mehmet Scholl bis Verona Pooth ganz selbstverständlich für Deutsche halten. Das Land hat jedenfalls enorme Fortschritte gemacht. Das wollen viele Rechtspopulisten nicht anerkennen, weil sie an der ethnisch behafteten Definition der Nation festhalten. Aber auch viele Linke wollen das nicht anerkennen, weil sie darin verliesen sind, den Rassismus als Wesenskern des Landes darzustellen.

Woran machen Sie die Fortschritte fest?

Es gibt eine sehr interessante Studie, die zeigt, dass sich Einwanderer gerade aus ärmeren Ländern zwar zunächst schwer tun. Aber wir sehen, dass die zweite und dritte Generation einen wesentlich rascheren sozioökonomischen Fortschritt vorzeigt als etwa Deutsche mit einem ähnlichen sozialen Hintergrund. Deshalb kommt die Studie zu dem Schluss, dass sich die Einkommenslücke zwischen sogenannten Bio-Deutschen und Einwanderern schneller schließt, als man annimmt.

Nun gibt es in Einwanderungsländern wie den USA und Kanada diesen Mythos des ethnisch einheitlichen Ursprungs nicht. Trotzdem tut man sich mit Diversität schwer. Warum?

Den sozioökonomischen Erfolg der Einwanderer gibt es auch in den USA. Aber es gibt auch hier den Mythos aus der rechten Ecke, dass die Einwanderer aus Lateinamerika beispielsweise nicht die kulturellen Voraussetzungen dafür mitbringen, um im Land Erfolg zu haben. Aber das wird durch die Fakten ganz klar widerlegt. Trotzdem gibt es Spannungen zwischen den Gruppen. Das manifestiert sich in den USA insbesondere in der Sklaverei, im „Jim Crow“-System der Rassentrennung und in einem jahrhundertalten System der harten Dominanz. Dieses System hat einen Widerhall in der Gegen-

wart. Es erklärt, warum es tatsächlich Nachbarschaften gibt, die extrem arm sind, in denen es eine sehr hohe Kriminalitätsrate gibt, in der Menschen von der Mehrheitsgesellschaft ausgeschlossen sind. Dieses Problem ist ein wichtiger Teil der Realität der heutigen USA. Aber es ist nicht die modale Erfahrung von schwarzen Amerikanern. Der durchschnittliche Afroamerikaner lebt heute in einem Vorort, ist ein paar Jahre an die Uni gegangen, hat einen Job in einem Büro oder als Lehrer oder in einem Krankenhaus.

Trotz allem werden die Stimmen lauter, die sagen, es wird sich nie etwas ändern.

Es gibt weiterhin ein Gefälle bei Löhnen und vor allem bei Vermögen, das sich aus der Geschichte ergibt. Es gibt natürlich auch Diskriminierung und Rassismus. Aber die Idee, dass die USA heute noch so rassistisch seien wie 1960 oder auch nur 1990, als die meisten Amerikaner noch dagegen waren, dass sich Menschen verschiedener Ethnien gegenseitig heiraten, das ist nicht nur unrealistisch, es verhöhnt auch diejenigen Menschen, die eine noch viel schlimmere Form der Ungerechtigkeit erlebt haben.

Um den Bogen zur Ukraine zu spannen. Entspringt der Konflikt in der Ukraine ebenfalls dem Problem der Diversität, ist das ein ethno-nationalistischer Konflikt?

Nein. Putin hatte einen ethno-nationalistischen Blick auf die Ukraine, er sieht die Ukraine als Teil des ethnischen Russland. In der Realität sind nationale Unterschiede aber komplizierter und beruhen auch auf einer gewachsenen Kultur. Ethnisch gesehen sind Österreicher nicht anders als Deutsche und trotz einiger seltsamer Eigenheiten ist auch die Sprache dieselbe. Und doch wäre es ein Fehler zu denken, es gebe keine kulturellen Unterschiede zwischen Österreich und Deutschland. Das erklärt sich aus einem gewachsenen kulturellen Bewusstsein dafür, wie diese Länder in den letzten 100 Jahren geprägt worden sind. Insofern halte ich den ungeheuren Patriotismus, den die Ukrainer an den Tag legen, um sich gegen den Angriff Putins zu wehren, für einen Beweis der Stärke eines Patriotismus, der eben nicht nur ethnisch behaftet ist.

Grenzen von Gruppen verschieben sich: Porträts der Abgängerinnen an einer Highschool in Boston
Foto: Craig F. Walker/The Boston Globe/Getty Images



Yascha Mounk ist in Deutschland geboren und lehrt in Baltimore. Gerade hat er das Buch „Das große Experiment – Wie Diversität die Demokratie bedroht und bereichert“ vorgelegt (Droemer Verlag).

Gepard, Marder, Leopard und Co

„Krieg und Empörung“ – Jürgen Habermas über Ukrainekrieg und deutsche Debatten

Von **Andreas Fanizadeh**

Zwei Monate nach Beginn des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine meldet sich nun Philosoph Jürgen Habermas zu Wort. In der SZ vom Freitag lobt Habermas, Jahrgang 1929, die Haltung von Bundeskanzler Scholz und dessen SPD. Deren Kritiker ruft er zur Mäßigung auf. „Selbstbewusstsein“, „aggressiv“ und „schrill“ seien sie, die den Kanzler zu einer entschiedeneren Parteinahme für die Ukraine drängten. Wollte man nicht Kriegspartei werden, so Habermas, seien einem weitgehend die Hände gebunden. „Das Dilemma, das den Westen zur risikoreichen Abwägung zwischen zwei Extremen – einer Niederlage der Ukraine oder der Eskalation eines begrenzten Konflikts zum dritten Weltkrieg – nötigt, liegt auf der Hand.“ Die Atommacht Russland dürfe man nicht weiter reizen.

Tatsächlich, ein aussichtsloses „Dilemma“? Ausdrücklich bezieht sich Habermas auf ein Spiegel-Interview von Olaf Scholz vom 23. April. Scholz hat dort verkündet: „Ich tue alles, um eine Eskalation zu verhindern, die zu einem dritten Weltkrieg führt. Es darf keinen Atomkrieg geben.“ Der Spiegel entgegnete: „Was lässt Sie denken, dass Panzerlieferungen aus Deutschland diese furchtbaren Konsequenzen hätten?“ Scholz antwortete: „Es gibt kein Lehrbuch für diese Situation, in dem man nachlesen könnte, ab welchem Punkt wir als Kriegspartei wahrgenommen werden. Das Buch wird täglich neu geschrieben, manche Lektionen liegen noch vor uns.“

Nun scheint es allerdings so, als wäre zwischen der Veröffentlichung des Scholz-Interviews und dem Erscheinen des Habermas-Texts (29. April) das Buch tatsächlich neu geschrieben worden. Doch die Lektionen scheinen bei Philosoph und SZ noch nicht angekommen zu sein. Angesichts der breiten Kritik von Grünen, Liberalen, CDU/CSU-Fraktion (und auch SPD-Politikern) schwenkte der bislang zögernde Bundeskanzler um. Leopard, Gepard und Marder – seit diesem Donnerstag ist klar: Auch die Bundesrepublik wird der Ukraine direkt wirksame Waffensysteme zur Verteidigung liefern. Und dies, ohne sich als unmittelbare Kriegspartei zu begreifen. Was auch irgendwie logisch erscheint. Sonst könnte man jede nationalstaatliche Ökonomie, die Waffen produziert und an Dritte liefert, als unmittelbare Kriegspartei begreifen – und die Menschheit sich in einem permanenten Welt(bürger)krieg befinden. Apokalyptiker mögen dies ohnehin so sehen. Doch selbst Nordkorea, Iran oder Putins Russland verfügen in der Regel über ein Minimum an (kalter) Rationalität.

Und auf diese muss setzen, wer Demokratien angesichts völkisch-imperialer Aggression verteidigt. „Aber ist es nicht ein frommer Selbstbetrug“, wendet Habermas ein, „auf einen Sieg der Ukraine gegen die mörderische russische Kriegsführung zu setzen, ohne selbst Waffen in die Hand zu nehmen?“ Bislang kennen wir weder Mittel- noch Schlussstiel des von Scholz angeführten Buches. Doch die jetzige Einsicht macht es wahrscheinlicher, dass das Schlusskapitel anders geschrieben wird als von Habermas prognostiziert.

Anzeige

STREITRAUM

Pluralisierung der Gegenwart – Pluralisierung der Erinnerung

»Säkularisierung und religiöse Vielfalt: Was heißt das in einer demokratischen Gesellschaft?«

Sonntag 8. Mai 12 Uhr

Carolin Emcke | im Gespräch mit **Christoph Marksches**

schaubühne Karten: 030 890023 www.schaubuehne.de



Zwischen Kommunismus und Kapitalismus: Lea Ypi Foto: Guido Benschop/De Beeldunie/laif

Erbin der Dissidenten

Von Enver Hoxa zu Kant und Marx: Die Autorin Lea Ypi schildert fesselnd ihre Desillusionierung vom Sozialismus und vertraut weiterhin darauf, dass der Kampf um eine bessere Zukunft weitergeht

deutschen Philosophen Kant und Marx. „Frei“ war ursprünglich als ideengeschichtliche Abhandlung zum Freiheitsbegriff geplant, entwickelte sich dann aber zu sehr persönlichen und doch genau beobachteten Erinnerung an Kindheit und Jugend zwischen Kommunismus und Kapitalismus.

Vor allem die Kapitel über die Zeit vor der albanischen „Wende“ prägt ein schelmisch-mitfühlender Blick auf das kindliche Ich, das „Onkel Envers“ Tod betrauert, anlässlich erster Demonstrationen das bereits kopflose Stalindenkmal im Stadtpark umarmt und seiner Lehrerin Nora die glückliche Gewissheit verdankt, dass das Leben in einer beschränkten Welt notwendig ist, um der wahren Freiheit im Kommunismus zuzustreben. Noch nicht mal die nach Sonnenmilch duftenden Touristenkinder aus dem Ausland kratzen daran.

Und doch durchziehen feine Risse diese verlogene heile Welt, in der alle wenig haben, aber manche eben doch ein bisschen mehr: So stiehlt Nachbarsfrau Donika, eine linientreue Postbeamtin, die frisch erworbene Coca-Cola-Dose der Ypis (im Albanien der Achtziger ein Einrichtungsprunkstück) aus der stets offenen Elternwohnung. Dieselbe Nachbarin verteidigt dann in den frühen Neunzigern flammend die Privatsphäre: Sie sei „nicht nur wichtig, wir haben einen Anspruch darauf. Ein Anrecht“, erklärte Donika, und in ihrer Stimme lag alle Weisheit und Autorität, die sie sich während der vielen Jahre des Umschlagöffnens angeeignet hatte.“

In „Frei“ eingeflochten sind liebevolle Porträts von Mutter, Vater und Großmutter Nini. Letztere ist eine Aristokratin aus Thessaloniki, die in der Folge des Zweiten Weltkriegs Besitz und Heimat verloren hat, aber nicht ihre Würde und Überzeugungen. Sie spricht grundsätzlich nur Oberschichtsfranzö-

sisch mit der Enkelin und nimmt sie nach 1990 mit auf die erste Auslandsreise nach Griechenland, verknüpft mit der Hoffnung, Teile des verlorenen Familieneigentums zurückzugewinnen. Während der Fahrt inhaliert Enkelin Lea die Konsumverlockungen des Westens – begreift aber auch, dass sie „das Ergebnis einer Entwicklung war, die sie (die Großmutter) aus ihren Leben gerissen und zu Jahren der Not, der Einsamkeit, der Verluste und der Trauer verdammt hatte“.

Erfüllen sich mit dem Wechsel zur parlamentarischen Demokratie wenigstens die Freiheitsträume der Eltern? Leas pragmatische Mutter, eine fast schon konservative Apologetin des freien Markts, versucht

Ihre Desillusionierung zieht bei Ypi kein links- oder rechtsreaktionäres Denken nach sich

sich eine Weile erfolglos in der Politik; während der Unruhen 1997 flüchtet die Ex-Mathelehrerin kurzentschlossen mit Leas Bruder per Schiff nach Italien, wo sie auch in den kommenden Jahren als Altenpflegerin arbeiten wird. Schon vorher hat sie ihrem sanftmütigeren Ehemann den Politikjob vermach, bis er, der „im Herzen ein Dissident“ und Autoritätsverweigerer bleibt, in die Wirtschaft rutscht. Als Manager des größten albanischen Hafens in Durrës sitzt er angeblich notwendige Entlassungen aus, die die Schockstrategen von Weltbank und IWF der Übergangsgesellschaft verordnen und die vor allem Roma-Arbeiter:innen betreffen.

Kurz bevor Lea Ypi 1997 Abitur macht, kollabieren die Pyramiden-

systeme, in die etliche Albaner:innen ihre (oft im Ausland erwirtschafteten) Ersparnisse investiert haben. Der sogenannte Lotterieraufstand sorgt wochenlang für bürgerkriegsartige Zustände und dafür, dass die 18-jährige praktisch gar nicht mehr das Elternhaus verlassen darf. Manche Schulfreundinnen und Nachbarskinder sind schon vorher nach Italien ausgewandert, nicht immer, um dort ihr Glück zu finden.

„Freiheit“, ein anderes Wort für Depression? „Meine Familie setzte den Sozialismus mit Verleugnung gleich: die Verleugnung dessen, was sie sein wollten, des Rechts darauf, eigene Fehler zu machen, aus ihnen zu lernen und die Welt zu ihren eigenen Bedingungen zu entdecken. Ich setzte Liberalismus mit gebrochenen Versprechen gleich, mit der Zerstörung von Solidarität, mit dem Anspruch auf vererbte Privilegien und dem bewussten Ausblenden von Ungerechtigkeit.“ Mit am finsternen bestätigt sich Ypis Enttäuschung, wenn es um die geschlossenen Grenzen der angeblichen freien Welt geht.

Anders als bei vielen Generationengenoss:innen in den ehemaligen Ostblockländern zieht die doppelte Systemdesillusionierung, die Lea Ypi so fesselnd schildert, kein links- oder rechtsreaktionäres Denken nach sich, sondern ein Vertrauen darauf, dass der Kampf um eine bessere Zukunft weitergeht.

Vielleicht, weil Ypi ihre gebeutelte Heimat verlassen, ihr Leben endgültig woanders aufgebaut hat. Vielleicht, weil sich Kant und Marx, für die man sich natürlich auch entscheiden muss, gegenseitig in Schach halten.

Vielleicht aber auch, weil das ideale Familienerbe (ein materielles kommt tatsächlich später noch hinzu) die Erinnerung an die inzwischen Toten, an Vater und Großmutter, sie davor bewahrt.



Lea Ypi: „Frei. Erwachsenwerden am Ende der Geschichte“. Aus dem Englischen von Eva Bonné. Suhrkamp, Berlin 2022, 333 Seiten, 28 Euro

Von Eva Behrendt

Ende 1990 verliert die elfjährige Lea Ypi gleich zweimal den Glauben. Zum einen an die sozialistische Gesellschaft stalinistischer Prägung, mit dem Enver Hoxas Albanien sich selbst von der Sowjetunion und den Staaten des Warschauer Pakts isolierte. Aber auch an das Bild, das Lea bis dahin von ihrer Familie hatte.

Die „intellektuellen“ Eltern, die beide nicht studieren durften, was sie wollten, nämlich Literatur (die Mutter) und Mathematik (der Vater), haben ihre strebsame Pionier-tochter bis dahin im Glauben erzogen, selbst voll hinter der sozialistischen Volksrepublik zu stehen. Dass der im Zweiten Weltkrieg mit den italienischen Besatzern kooperie-

rende und deshalb als Verräter geschmähte Politiker Xhafer Ypi den Namen ihres Vater trägt, betrachtet Lea genauso als Zufall wie die stille Weigerung ihrer Familie, ein gerahmtes Porträt des Diktators an die Wand zu hängen.

„Die Wahrheit erfuhr ich, als sie mir nicht mehr gefährlich werden konnte, aber ich erfuhr sie auch in einem Alter, in dem ich mich fragen musste, warum meine Verwandten mich so lange belogen hatten“, stellt die 1979 geborene Autorin in ihrem zu Recht viel gelobten Memoir „Frei. Erwachsenwerden am Ende der Geschichte“ fest. Um ihre Tochter zu schützen, haben die Eltern ihre eigene dissidenten Biografien verschwiegen. Heute unterrichtet Ypi an der renommierten London School of Economics Politische Theorie mit Schwerpunkt auf den

Novizen in der Provinz

Der Traum vom Rückzugsort auf dem Land: In ihrem Roman „Angsttier“ lehrt Lola Randl zwei Wessis im Osten das Gruseln

Von Thomas Schaefer

Schon bevor Juli Zeh in die brandenburgische Provinz zog („Unter Leuten“), hatte die jüngere deutschsprachige Literatur das Sujet für sich entdeckt: 1999 schickte Karen Duve in ihrem grandiosen Debüt „Regenroman“ ein unbedarftes westdeutsches Pärchen zum umfassenden Scheitern in ein total dunkles Ostdeutschland, das weniger ein Abbild der Wirklichkeit als eine Spiegelung westlicher Dekadenz und Anmaßung war. Als wäre er als Update dieses Motivs gedacht, verfährt Lola Randls neuer Roman „Angsttier“ erstaunlich parallel.

Jakob, der Schriftsteller sein will, über eine Materialsammlung in seinem PC aber nicht hinauskommt, und seine Partnerin Friedel, die in Berlin damit befasst ist, irgendwelche PDFs zu „erstellen, um Gelder von Bauträgern und Kommunen zu erhalten“, erfüllen sich den Traum vom idyllischen Rückzugsort auf dem Land, wo sie ihr Kind zur Welt bringen und sich ein nachhaltiges Leben als zeitgemäße Kleinfamilie aufbauen wollen.

Friedels reicher Vater schenkt der Tochter das kleine Häuschen, das sie sich in einem abgelegenen Dorf ausguckt hat. Dass dieser Grunderwerb nur möglich ist, weil „Paps“ dem naturgemäß „windigen“ Makler mehr Geld bietet als der alteingesessene

Nachbar, dem das Haus eigentlich fest versprochen war, trägt nicht dazu bei, dass die Neuen im Dorf gut angesehen werden. Dass sie Fremdkörper sind und bleiben, liegt an ihrer Ignoranz, daran, dass sie neudeutsch gesagt nicht ansatzweise „authentisch“ sind. Im Gegensatz zu den Dörflern, deren Echtheit Randl allerdings mitten im schönsten Klischee ansiedelt.

Die geprellten Nachbarn heißen Denny und Ramona, Letztere trägt „Plastikclogs“, schafft als freiberufliche Gelegenheitsprostituierte an und uriniert umstandslos in Nachbarns Garten, Ersterer grillt und werkelt gern, und generell ist man „von Natur aus eher redefaul, um nicht zu sagen abweisend“. Wer aus Berlin-Mitte kommt, kann solch urwüchsige Gestalten nicht verstehen. Lola Randl, 1980 in München geborene Filmemacherin und Autorin zweier auf dem brandenburgischen Land angesiedelter Romane, muss es wissen: Sie lebt seit 13 Jahren in der Uckermark.

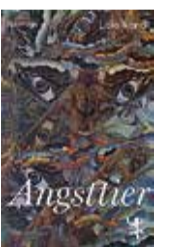
Doch möglicherweise ist die satirische Überzeichnung ja Sinn und Zweck des neuen Romans. Jakob zumindest ist eine einzige Karikatur:

Die Nachbarn grillen und werkeln gern und sind „von Natur aus eher redefaul“

Nie löst er ein, was er ankündigt, widerstandslos lässt er sich vom rüden Denny ebenso vorführen, wie er sich vom arroganten Schwiegervater demütigen lässt, ein Feigling und veritables Weichei.

Das Problem des Romans besteht darin, dass er aus dem lächerlichen Charakter seiner Hauptfigur, aus deren Perspektive personal erzählt wird, nie einen Hehl macht. Sehr bald haben wir nicht nur erkannt, mit wem wir es da zu tun haben, sondern auch, dass die ganze Sache nicht gut ausgehen wird. So vermag uns denn auch das titelgebende „Angsttier“, das gelegentlich auftaucht und Jakob in Panikschübe versetzt, nicht wirklich zu gruseln, begreifen wir doch zügig, dass hier in guter Freud'scher Tradition das Unbewusste des Menschen Werwolf ist.

Für Horrorthrash ist das Ganze viel zu harmlos, für Gesellschaftskritik zu oberflächlich. Und leider ist es auch in einer verstörend unbeholfenen, zur Stilblüte neigenden Sprache erzählt: Da hat ein Kumpel des Helden „eine recht angesagte Brillenmarke gegründet, wo die Gestelle mit 3D gedruckt wurden“, die böse Bestie ist „ein Tier, aber größer als ein Tier“, und als Jakob im Krankenhaus landet, „ließ er sich sogar noch die Reste seines Zimmernachbarn schmecken“. Es gibt Momente, da ist der Roman tatsächlich ein bisschen schaurig.



Lola Randl: „Angsttier“. Matthes & Seitz, Berlin 2022, 174 Seiten, 18 Euro

Anzeige

DAS ORIGINAL

33. AFRICA FESTIVAL

INTERNATIONAL AFRO MUSIC FESTIVAL

LIVE MUSIK • DJS • BASAR • MODENSCHAU • ARTE KINO
AUSSTELLUNG • KINDERPROGRAMM

AWA LY • ANGÉLIQUE KIDJO • GUINÉE MUSIC ALL STARS
LIRA • LURA • HABIB KOITÉ • NKULEE DUBE • PATRICE
u. v. m.

OPEN AIR WÜRZBURG MAINWIESEN

26.-29. MAI 2022

Informationen:
Afro Project e.V. • info@afrofestival.org • www.afrofestival.org



Michel Serres (1930–2019) war auch Mathematiker und einer der 40 „Unsterblichen“ der Académie française
Foto: Serge Picard/VU/laf

Die Teile der Wirklichkeit zusammenfügen

In seinem posthum erschienenen Essay beschwört der Philosoph und Wissenschaftshistoriker Michel Serres die große Erzählung, deren Ende die Postmoderne allseits verkündet hatte

Von Klaus Englert

Man könnte meinen, Michel Serres hätte zwei Seelen in seiner Brust gehabt. Einerseits bekennender Großstädter, Mitglied der erlauchten Académie française, Professor an der kalifornischen Stanford University. Andererseits verwurzelt im regionalen französischen Katholizismus mit dessen Hang zur Volksfrömmigkeit.

Die erste Seite des Philosophen und Wissenschaftshistorikers ist seit seinen Publikationen in den 1960er Jahren weithin bekannt. Die zweite muss sich der Leser zwischen den Zeilen selbst erschließen. Erst Michel Serres' posthum erschienenen Buch „Das Verbindende – Ein Essay über Religion“ enthüllt die Urgünde eines Denkers, der stets quer zu den herrschenden Philosophieströmungen stand.

Aus dem Buch des 2019 verstorbenen Philosophen erschließt sich, dass Serres mit den Katharern sympathisierte, die im 13. Jahrhundert in seiner okzitanischen Heimat eine Art Gegenkirche aufgebaut hatten: eine Gegenkirche, die auf Glaubensbruderschaft, Kritik an den kirchlichen Dogmen und Distanz gegen-

über der römischen Amtshierarchie fußte. Gleichmaßen war er davon fasziniert, dass die Katharer nach den Idealen des Urchristentums lebten, dass sie Gewalt verachteten und eine Religion der Liebe predigten. Das passt zum 1930 geborenen Serres, der von sich sagte, er habe sich sein Leben lang an Hiroshima abgearbeitet.

Er vertraut der erzählerischen Kraft der Mythen, die er keineswegs im Gegensatz zu wissenschaftlichen Forschungen sieht

„Bevor ich sterbe, wollte ich die Religionen meiner Kultur wiederlesen“, heißt es jetzt in Serres' letztem Buch. Wer einige der früheren Bücher kennt, wird bemerken, dass die Religion sie wie ein untergründiges Rauschen begleitet. Schon früher las man erstaunt Sätze wie: „Die Religion bindet uns ständig zurück an die Große Erzählung der Welt, an den rhythmischen Herzschlag der Materie und des Lebendigen, an Erde und Himmel, Wasser und

Feuer.“ Das erinnert an die griechischen Naturphilosophen oder an Spinozas Pantheismus. Vieles, was bereits in „Der Naturvertrag“ von 1990 zu lesen war, kehrt jetzt wieder. Der Titel der Originalausgabe von „Das Verbindende“ lautet „Relire le relié“. Im Vorwort gibt es dazu den etymologischen Hinweis: *relegere* – wieder lesen; *religare* – verbinden. Das sind die beiden Sinnstränge, die in den Begriff Religion zusammenstreben.

Michel Serres traut der Religion eine vereinigende Kraft zu, die imstande ist, die versprengten Teilbereiche unserer Wirklichkeit wieder zusammenzufügen. Entsprechend vergleicht er sie mit einem Haus, das uns allen Raum zum Leben gibt.

Ähnlich träumte in Deutschland um 1800 der junge Philosoph Hegel von der großen Synthesisleistung der Religion. Er nannte sie „neue Mythologie“ oder „Mythologie der Vernunft“. Allein diese Religion sei imstande, „die Mythologie philosophisch“ und die „Philosophie mythologisch“ zu machen. An der Schwelle zu einer neuen Zeit wurde die „neue Religion“ als allgemeine Freiheit und Gleichheit garantierendes Zukunftsprojekt ersehnt, ja sogar als „das letzte, größte Werk der Menschheit“.

In „Das Verbindende“ richtet Serres den Blick allerdings mehr auf

die antiken Mythen. Der Wissenschaftshistoriker möchte am liebsten die Trennung zwischen Religion und Wissenschaft rückgängig machen, nach dem Vorbild der großen Debatten der Neuzeit, als sich an den theologischen Fakultäten die Newton-Anhänger unter den Äbten fanden. In diesem Zusammenhang beschwört Serres immer wieder die „Große Erzählung“, deren Verlust die Postmoderne allseits ausgerufen hatte.

Wenn Serres wieder und wieder griechische Mythen und Geschichten des Alten und Neuen Testaments liest, vertraut er der erzählerischen Kraft der Mythen, die er keineswegs im Gegensatz zu neueren wissenschaftlichen Forschungen sieht, und er vertraut den existenziellen Befindlichkeiten, die sie transportieren.

So hört Serres bei ihrem Wiederlesen die Todesschreie Abels, den der Bruder Kain erschlägt, die Klagen Iphigenies, die von Agamemnon auf der Überfahrt nach Troja geopfert wird, und er sieht dem Tanz von Jepthas Tochter zu, bevor sie nichts ahnend ebenfalls vom Vater gemeuchelt wird. Und nachdem Serres die Steinigung der Ehebrecherin aus dem Johannesevangelium dem Buch voranstellte, kommentiert er: „Das Menschenopfer verbindet die Mörder untereinan-

der.“ Diese blutige Spur verfolgt er bis in die heutigen Gesellschaften

Von Illusionen keine Spur, wenn Serres schreibt, die Opferlogik der Religionen zeuge nicht allein von einem „Gott des Zorns und der Rache“, sondern ebenso von archaischen Gesetzen, die bis in die modernen Zivilisationen fortdauern. Dagegen entwirft der alternde Philosoph ein Verständnis des Neuen Testaments, das geprägt ist von Gewaltverzicht und der Aufgabe archaischer Opferkulte, vom Geist der Nächstenliebe und einer sanfteren Religion.

Einer Religion, in der die Verkettung der Gewaltakte unterbrochen, die Unschuld des getöteten Abel und die Vergeblichkeit der Rache an Kain anerkannt wäre. Einer Religion, die dem Opfer abschwört, weil Christi Tod am Kreuz das letzte Menschenopfer ist. Selbstverständlich kann Serres diese Religion, die den „Kreislauf von Passion, Tod und Hass“ überwindet, nur gegen alle Erfahrung und mit Wissen um diese Erfahrung beschwören. Das bedeutet aber: Die Stärke seiner Beschwörung ist zugleich seine Schwäche.

Michel Serres hält die Vision aufrecht, obwohl er weiß, dass die Katharer seinerzeit vors Inquisitionsgericht gezerrt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Denn die Historie ist kein Argument gegen die Vision.



Michel Serres: „Das Verbindende – Ein Essay über Religion“. Aus dem Französischen von Stefan Lorenzer. Suhrkamp Verlag, Berlin 2021, 240 Seiten, 16 Euro

Anzeige

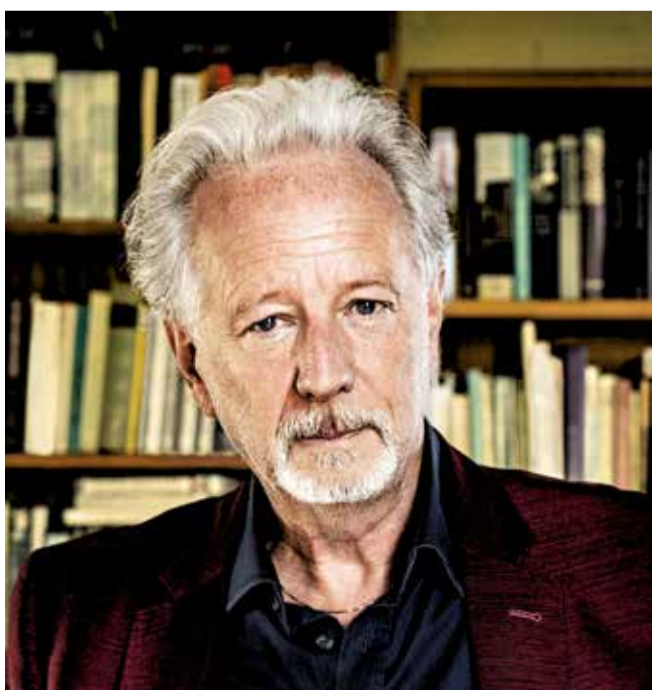
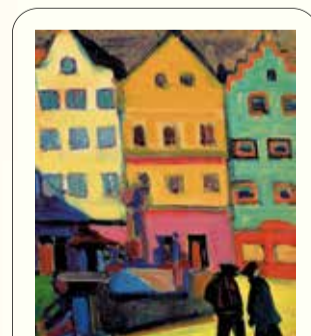


Foto: © Saskia Vanderstichele

Stefan Hertmans

Ein Kollaborateur und eine Pazifistin unter einem Dach.

Eine ergreifende Familientragödie aus Fakten, Fiktion und Autobiografie. Brillant inszeniert von einem der größten Stilisten unserer Zeit.



Stefan Hertmans
Der Aufgang

Roman · Diogenes

Diogenes

Auch als eBook und eHörbuch

ARD

8.15 Wissen macht Ah!
8.40 neuneinhalb – für dich mittendrin
8.50 Die Regeln von Floor
9.00 Fluch des Falken
9.25 Fluch des Falken
9.55 Elefant, Tiger & Co.
11.30 Quarks
12.05 Die Tierärzte
13.00 Fanny und die geheimen Väter
14.30 Liebe nach Rezept
16.00 W wie Wissen – Spezial
16.30 Weltspiegel-Reportage
17.00 Tagesschau
17.10 Brisant
17.50 Tagesschau
18.00 Sportschau
20.00 Tagesschau
20.15 Frag doch mal die Maus
23.30 Tagesthemen
23.55 Der Zürich-Krimi
1.30 Lady Vegas. Komödie, USA/GB/F 2012. Regie: Stephen Frears. Mit Bruce Willis, Rebecca Hall

ZDF

8.15 Mia and me
8.43 Bibi Blocksberg
9.05 Bibi und Tina
9.55 pur+
10.25 Notruf Hafenkante
11.10 SOKO Wismar: Aus Liebe. D 2018
12.00 einfach Mensch
12.15 Mutter muss weg
13.40 Rosamunde Pilcher: Englischer Wein
15.15 Bares für Rares
16.10 Die Rosenheim-Cops: Nach Strich und Faden. D 2016
17.05 Länderspiegel
17.35 Re:
18.05 SOKO Wien: Tigran der Unsichtbare. D/A 2016
19.00 heute
19.25 Die Bergretter

20.15 Kommissarin Lucas: Goldrausch. D 2021
21.45 Die Chefin: Eine Dorfschönheit. D 2018
22.45 heute-journal
23.00 Das aktuelle Sportstudio
0.30 heute-show
1.00 Fifty Shades of Grey. Erotikfilm, USA 2015. Regie: Sam Taylor-Johnson. Mit Dakota Johnson, Jamie Dornan
2.55 Fifty Shades of Grey: Gefährliche Liebe. Erotikfilm, USA/CHN/J 2017. Regie: James Foley. Mit Dakota Johnson, Jamie Dornan

RTL

12.40 Der Blaulicht-Report
14.45 Die Retourenprofis
16.45 Exklusiv – Weekend
17.45 Exklusiv – Weekend
18.45 RTL Aktuell
19.05 Life – Menschen, Momente, Geschichten
20.15 Deutschland sucht den Superstar
23.30 Take Me Out – XXL
1.25 Markus Krebs live! Pass auf... kenne den?

SAT.1

12.45 Kühlschrank öffne dich! – Das Duell der Kochprofis
14.55 Kampf der Köche – Wer haut den Profi in die Pfanne?
17.00 Die Gemeinschaftspraxis
18.00 Lenßen übernimmt
19.00 K11 – Die neuen Fälle
19.55 Sat.1 Nachrichten
20.15 Die Unglaublichen 2. Animationsfilm, USA 2018. Regie: Brad Bird. Mit Craig T. Nelson, Holly Hunter
22.35 Star Wars: Die dunkle Bedrohung. SF, USA 1999. Regie: George Lucas. Mit Liam Neeson, Ewan McGregor

tagestipp samstag

Ein Aufseher in einem Militärgefängnis hält nicht viel von Menschenrechten. Der inhaftierte General Irwin will das nicht hinnehmen – und ruft die anderen Insassen zu Revolten auf.

„Die letzte Festung“, 20.15 Uhr, RTL 2



Foto: imago

1.15 Aliens vs. Predator 2. SF, USA/MEX 2007. Regie: Colin Strause. Mit Steven Pasquale, Reiko Aylesworth
2.40 Der Illusionist. Thriller, USA/CZ 2006. Regie: Neil Burger. Mit Edward Norton, Paul Giamatti

17.05 The Kids Are Alright
18.00 Newstime
18.10 Die Simpsons
19.05 Galileo
20.15 Schlag den Star

KI.KA

7.45 Sesamstraße präsentiert: Eine Möhre für Zwei
8.10 Super Wings
8.45 Der Kater mit Hut
9.20 Der wunderliche Buchladen von Dog und Puck
9.40 Ene Mene Bu

Pro 7

12.00 Die Simpsons
12.30 Tourenwagen: DTM
14.45 Formel E: FIA-Weltmeisterschaft Monaco
16.10 Two and a Half Men



Anne Haeming
Der Wochenendkrimi

Die Trauer ist der Lackmустest jedes Fernsehkrimis

Zunächst mal: In diesem „Tatort“ hat sich Götz Otto versteckt. Sie wissen schon, der mal diesen wasserstoffblonden James-Bond-Fiesling spielte, „Der Morgen stirbt nie“, 1997, mit Oberarmen, die jedes T-Shirt sprengten. Ja, da war Pierce Brosnan noch 007. Nun also im „Tatort“, bisschen, hm, sagen wir mal: biederer.

In der neuen Franken-Folge mit dem Ermittlungsduo Paula Ringelhahn (Dagmar Manzel) und Felix Voss (Fabian Hinrichs) wird ein junger Typ umgebracht. Er kümmert sich um die IT einer internationalen Speditionsfirma, fährt Rad, spielt

Fußball, hat eine neue Freundin, die alleinerziehende Mutter einer jungen Tochter ist, geht ab und an abends zu seiner Mutter zum Essen und beide freuen sich dann jedes Mal wie irre. Lukas. Normaler Typ halt. Bis die Mutter an einem Abend wartet und wartet, der Braten im Ofen längst durcher als durch, ruft sie bei der Polizei an, die wollen von einer Vermisstenanzeige natürlich nix wissen, na ja, das war's dann.

Nur wer soll diesen freundlichen, unauffälligen Kerl umbringen wollen? Zumal bald klar ist, dass sechs Monate zuvor in der Nähe schon mal jemand genauso ermordet wurde.

Geschrieben von Regiedino Max Färberböck und Catharina Schuchmann, die schon ewig zusammenarbeiten. Sie haben das Team des Franken-„Tatorts“ vor sieben Jahren erschaffen, nun also die vierte Folge, Färberböck führt wie immer Regie: „Warum“. Ohne Fragezeichen. Und das bringt uns zum Kern dieses Sonntagskrimis. Weil es sich wieder mal lohnt, neben den Fall selbst zu schauen, so spannend isser eh nicht.

Sondern auf das, was sich im Lauf der Jahre andauernder Sonntagskrimiguckerei als eigentliches Thema herausgeschält hat. Nämlich die Darstellung von Schock, von Trauer,

9.50 Mein Bruder und ich
10.05 Anna und die Haustiere
10.20 SingAlarm
10.35 TanzAlarm
10.45 Tigerenten Club
11.45 Schmatzo – Kochen mit WOW
12.00 Hexe Lilli
13.30 Kikis kleiner Liefer-service. Fantasy, J/CHN/CH 2014. Regie: Takashi Shimizu. Mit Fūka Koshiba, Rie Miyazawa
15.15 Liebeste Fellnasen
15.40 Yakari
16.40 Das Dschungelbuch
18.15 Die Ollie & Moon Show
18.15 Die Schlämpfe
18.50 Unser Sandmännchen
19.00 Die Schlämpfe
19.25 Checker Tobo
19.50 logo! Die Welt und ich
20.00 KiKA Live
20.10 Checkpoint
20.35 Leichter laut

0.25 42 – Die Antwort auf fast alles
0.55 Streetphilosophy
1.25 Square für Künstler

3SAT

19.00 heute
19.20 Kültür für Deutschland – Künstler*innen zwischen Tradition und Integration
20.00 Tagesschau
20.15 It Must Schwing! Die Blue Note-Story
22.05 Roger Cicero – Ein Leben für die Musik
23.05 Und trotzdem ist es meine Familie. Tragikomödie, USA 2011. Regie: Sam Levinson. Mit Ellen Barkin, Ezra Miller
0.55 lebens.art

BAYERN

18.30 BR24
19.00 Gut zu wissen
19.30 Kunst & Krempel
20.00 Tagesschau
20.15 Dr. Schwarz und Dr. Martin
21.45 BR24
22.00 Dr. Schwarz und Dr. Martin
23.30 Toni, männlich, Hebamme
1.00 Das Glück am anderen Ende der Welt
2.30 Beforeigners – Mörderische Zeiten

SWR

18.07 Hierzuland
18.15 Menschen und Momente
18.45 Stadt – Land – Quiz
19.30 SWR Aktuell
20.00 Tagesschau
20.15 Schlagger-Spaß
22.20 Die größten Kulthits aus Frankreich

23.50 Die Unschuldsvormutung
1.15 The Pier – Die fremde Seite der Liebe

HESSEN

18.15 Dichtung und Wahrheit – Wie Hip-Hop nach Deutschland kam
18.45 Kochs anders – Gourmetdein aus Hessen
19.30 Hessenschau
20.00 Tagesschau
20.15 Mit dem Camper durch den Yukon
21.00 Kanadas wilder Westen
21.45 Golfstrom – Der große Fluss im Meer
23.15 Maria Wern, Kripo
Gottard: Bedrohung. S 2018
0.40 Unheimliche Geschichten

WDR

18.15 Westart
18.45 Aktuelle Stunde
19.30 Lokalzeit
20.00 Tagesschau
20.15 Kommissar Dupin – Bretonisches Vermächtnis
21.45 Ab in die 90er – Das Turbo-Jahrzehnt der Deutschen
23.15 Die Hits der 90er – Von Matthias Reim bis Guns N' Roses
0.40 Kommissar Dupin

NDR

18.00 Nordtour
18.45 DAS!
19.30 Ländermagazine
20.00 Tagesschau
20.15 Das Geheimnis des Totenwaldes
23.15 Håkan Nesser's Inspektor Barbarotti
0.45 Die NDR-Quizshow
1.30 Nordtour

RBB

18.00 rbb UM6
18.30 rbb Kultur – Das Magazin
19.00 Heimatjournal
19.30 rbb24 Abendschau
20.00 Tagesschau
20.15 Berlin – Schicksalsjahre einer Stadt
21.45 rbb24
22.00 Nord bei Nordwest: In eigener Sache. D 2020
23.30 Harold und Maude. Tragikomödie, USA 1971. Regie: Hal Ashby. Mit Ruth Gordon, Bud Cort
1.00 Nothing compares to (E)U
1.15 Einfach Liebe – Kinder und andere Probleme

MDR

18.00 3 Blocks
18.15 Unterwegs in Sachsen
19.00 MDR Regional
19.30 MDR aktuell
19.50 Quickie
20.15 Das Deutsche Fernsehballlet
22.35 Tanz und Träume – Das Deutsche Fernsehballlet
0.05 Bauerfeind – Die Show zur Frau
0.35 Der weiße Äthiopier

PHOENIX

13.00 phoenix plus
14.15 Griechenland: Von den Gipfeln bis ans Meer
17.15 Brahmaputra – Der große Fluss vom Himalaja
20.00 Alles Liebe!
20.15 Helden der Evolution
22.30 Die Wolfsaga
23.15 Der große Knall. Deutschland und der Atomkrieg
0.00 Dokumentation
3.00 Der große Knall



Mia Bannert (Julie Engelbrecht, r.) ist die Freundin von Lukas und fürchtet nun auch um ihr Leben
Foto: ARD

von empfindenem Verlust. Vom Danach.

Das matte „Warum“ im Titel, das macht die Atmosphäre des Films aus. Zu mehr reicht die Kraft einfach nicht. Eltern sein, seit Jahren getrennt, und nun ist der Sohn tot: Wie Valentina Sauca und Karl Markovics eine Mutter

und einen Vater spielen, deren Rolle als Mutter und Vater ihnen nun mit einem Mal genommen ist, ist spektakulär. Sie gehen wie ausgeschaltet durch die Welt. Jedes Wort, jede Bewegung, jeder Blick: Es ist alles zu viel.

Trauer zeigt sich im Leben in so vielen Formen, und jede da-

von hat ihren Platz. Im TV entscheidet sie, ob der Film taugt oder nicht. Wie authentisch sie geschrieben und gespielt ist. Die Trauer, das ist der Lackmустest jedes Fernsehkrimis.

Franken-„Tatort“: „Warum“, So., 20.15 Uhr, ARD

ARD

8.55 Die Sendung mit der Maus
9.55 Das singende, klingende Bäumchen
11.00 Europakonzert der Berliner Philharmoniker 2022
13.00 Liebe am Fjord: Im Sog der Gezeiten
14.30 Kurhotel Alpenglück
16.00 Tagesschau
16.10 Trennung auf Italienisch
17.40 Verliebt in Masuren
19.10 Sportschau
20.00 Tagesschau
20.15 Tatort (Franken): Warum. D 2021
21.45 Anne Will
22.45 Tagesthemen
23.05 ttt – Titel, Thesen, Temperamente
23.35 Druckfrisch
0.05 Code 7500. Drama, D/A 2019. Regie: Patrick Vollrath. Mit Joseph Gordon-Levitt, Omid Memar
1.35 Verliebt in Masuren

ZDF

8.35 Löwenzahn
9.03 Der Müll muss weg
9.30 Orthodoxer Gottesdienst
10.15 Heidi. Familienfilm, CH/D 2015. Regie: Alain Gsponer. Mit Anuk Steffen, Anna Schinz
12.00 Bares für Rares
14.10 Duell der Gartenprofis
14.55 Mein Zuhause richtig schön
15.45 planet e.
16.15 Die Rosenheim-Cops
17.00 heute
17.10 sportstudio reportage
18.00 ZDFreportage
18.30 Terra Xpress
19.00 heute
19.15 La Palma – Leben mit dem Vulkan

19.30 Ein Moment in der Geschichte
20.15 Ella Schön – Freischwimmer
21.45 heute-journal
22.00 Harry Wild – Mörderjagd in Dublin: Operation Mince meat. GB/D 2022
22.40 Harry Wild – Mörderjagd in Dublin: Wenn Happy nicht happy ist, ist niemand happy. GB/D 2022
23.30 Auf der Flucht – Geschichten von Hoffnung und Verzweiflung

RTL

13.05 Asterix und Obelix gegen Caesar. Comicverfilmung, F/D/1 1999. Regie: Claude Zidi
15.15 Asterix und Obelix: Mission Kleopatra. Comicverfilmung, F/D 2002. Regie: Alain Chabat
17.30 Martin Rütter – Die Welpen kommen
18.45 RTL Aktuell
19.05 Martin Rütter – Die Welpen kommen
20.15 Ninja Warrior Germany
22.30 stern TV am Sonntag
0.30 Asterix und Obelix

SAT.1

13.40 Gregs Tagebuch – Böse Falle! Komödie, USA 2017. Regie: David Bowers. Mit Jason Drucker, Alicia Silverstone
15.25 Die Unglaublichen 2. Animationsfilm, USA 2018. Regie: Brad Bird. Mit Craig T. Nelson, Holly Hunter
17.40 Das große Backen
19.55 Sat.1 Nachrichten
20.15 Der Junge muss an die frische Luft. Filmbiografie, D 2018. Regie: Caroline Link. Mit Julius Weckauf, Sönke Möhring

tagestipp sonntag

Der Orientexpress bleibt im Schnee stecken. Als die Leiche eines US-Millionärs entdeckt wird, ermittelt Meisterdetektiv Hercule Poirot, der zufällig an Bord des Zugs ist.

„Mord im Orientexpress“, 20.15 Uhr, 3SAT



Foto: ZDF

22.25 Ich bin dann mal weg. Komödie, D 2015. Regie: Julia von Heinz. Mit David Striesow, Martina Gedeck
0.10 Der Junge muss an die frische Luft

22.40 Jack Reacher. Actionthriller, USA 2012. Regie: Christopher McQuarrie. Mit Tom Cruise, Rosamund Pike

KI.KA

8.20 Erde an Zukunft
8.35 Team Timster
8.50 neuneinhalb
9.00 Checker Tobo
9.25 Käpt'n Sharky
10.40 Siebenstein
11.05 Löwenzahn
11.30 Die Sendung mit der Maus
12.00 Schneewittchen. Märchenfilm, DDR 1961

Pro 7

13.00 Tourenwagen: DTM
14.50 Joko & Klaas
17.35 Newstime
17.45 taff weekend
19.05 Galileo Plus
20.15 3 Engel für Charlie. Actionfilm, USA/D 2019. Regie: Elizabeth Banks. Mit Kristen Stewart, Naomi Scott

13.00 Yakari – Der Kinofilm. Animationsfilm, B/F/D 2020
14.20 Pumuckl und sein Zirkusabenteuer. Fantasyfilm, D 2003
15.45 Meister Eder und sein Pumuckl
16.35 Anna und die wilden Tiere
17.00 1, 2 oder 3
17.25 Wir Kinder aus dem Mäwenweg
18.00 Ein Fall für die Erdmännchen
18.15 Die Ollie & Moon Show
18.35 PEEKs ZOO
18.50 Unser Sandmännchen
19.00 Die Schlämpfe
19.25 pur+
19.50 logo! Die Welt und ich
20.00 Team Timster
20.15 Stark!

ARTE

7.35 Arte Junior Magazin
7.55 Alice oder Die Bescheidenheit. Komödie, F/B 2019. Regie: Nicolas Paris. Mit Fabrice Luchini, Anais Demoustier
9.35 Luigi Colani – Designer ohne Grenzen
10.05 Magische Gärten
10.35 Paradiese aus Menschenhand
12.50 Unsere Wälder
14.15 Camping – Die Geschichte einer Leidenschaft
15.10 Nadia Comaneci – Die Turnerin und der Diktator
16.10 Gabriële Buffet-Picabia
17.00 Twist
17.35 Riccardo Chailly dirigiert Tschairowsky: Sinfonie Nr. 4
18.25 Zu Tisch ...
18.55 Karambolage
19.10 Arte Journal
19.30 Schottlands Rùm-Insel
20.15 Charade. Krimikomödie, USA 1963. Regie: Stanley Donen

22.05 Audrey Hepburn, Königin der Eleganz
23.00 Thelionius Monk & Pannonica
23.55 Elbjazz-Festival 2021
1.15 Herrliche Zeiten. Gesellschaftskomödie, D 2018

3SAT

18.30 Wien und der Orientexpress
19.15 Orientexpress – Ein Zug schreibt Geschichte
20.15 Mord im Orientexpress. Krimi, USA/GB 1974. Regie: Sidney Lumet. Mit Albert Finney, Lauren Bacall
22.15 Gotthard
1.20 Auf den Schienen des Doppeladlers

BAYERN

18.30 BR24
18.45 Der 1. Mai in Bayern
19.15 Unter unserem Himmel
20.00 Tagesschau
20.15 Chiemgauer Volkstheater
21.45 Blickpunkt Sport
22.45 BR24
23.00 Fakt oder Fake
23.45 Hochzeitskönig
1.15 Einfach. Gut. Bachmeier

SWR

18.15 Ich trage einen großen Namen
18.45 Bekannt im Land
19.15 Die Fallers
19.45 SWR Aktuell
20.00 Tagesschau
20.15 Das sagenhafte Land
21.45 SWR Sport
22.30 Stuttgarter Besen 2022
0.00 Süßer September

HESSEN

18.00 Der Henninger-Turm
18.45 Tobis Städtetrip

19.30 Hessenschau
20.00 Tagesschau
20.15 Hirschhausens Quiz des Menschen XXL
23.15 Fighter – zwischen Tod und Olympia
23.45 Heinz Schenk – ganz persönlich!
0.30 Lachen mit Heinz Schenk

WDR

18.00 Tiere suchen ein Zuhause
18.45 Aktuelle Stunde
19.30 Westpol
20.00 Tagesschau
20.15 Wunderschön!
21.45 Torsten Sträter: „Es ist nie zu spät, unpünktlich zu sein“
22.40 Zeiglers wunderbare Welt des Fußballs
23.10 Mein großer Freund Shane. Western, USA 1953
1.05 Crossroads

NDR

18.00 Hofgeschichten
18.45 DAS!
19.30 Ländermagazine
20.00 Tagesschau
20.15 Wunderschön!
21.45 Die NDR-Quizshow
22.45 Sportclub
23.30 Sportclub Story
0.00 Quizduell – Olymp

RBB

18.00 rbb24
18.15 Gartenzeit
18.45 30 Jahre Täter – Opfer – Polizei
19.30 rbb24 Abendschau
20.00 Tagesschau
20.15 Die 30 tollsten Berliner Wildtiere
21.45 rbb24
22.00 Morden im Norden

Andere Pornos braucht das Land

Die Landesmedienanstalten führen einen ineffizienten Kampf gegen die großen kostenlosen Pornoplattformen. Dabei braucht es keine Verbote, sondern ein etabliertes feministisches Gegengewicht

Von Arabella Wintermayr

Vor wenigen Wochen war es so weit: Eine der in Deutschland meistaufgerufenen Webseiten war plötzlich für einen Großteil der Nutzer*innen nicht mehr verfügbar. Die Landesmedienanstalten hatten eine Netzsperrung, also eine Blockade durch die Internetprovider, der Pornoplattform „xHamster“ durchgesetzt. Insbesondere die Behörde in Nordrhein-Westfalen trieb die Sperrung unter Berufung auf fehlende Altersverifikationssysteme voran. Nutzer*innen, so die Forderung, sollen sich beispielsweise über ein Ausweisdokument als volljährig ausweisen müssen.

Paulita Pappel, selbst Pornograf*in und Gründerin der Amateurplattform „Lustery“, kritisiert das Vorgehen scharf: „Man versucht de facto, den Diskurs über Pornografie in der Öffentlichkeit zum Schweigen zu bringen und versteckt sich dabei hinter dem Jugendschutz.“ Der Verdacht, dass es den Behörden eigentlich um Zensur gehe, rührt vor allem daher, dass derartige Blockaden als ineffizient gelten: „Die Idee, dass diese Netzsperrungen sinnvoll wären, ist komplett absurd. Ein Zwölfjähriger kann sie innerhalb kürzester Zeit mit einem VPN umgehen“, führt Pappel aus. Tatsächlich war „xHamster“ nur wenige Stunden später wieder problemlos zu erreichen. Schlicht, indem die Betreiber*innen die Landeskennung von „de“ zu „deu“ abwandeln. Rebecca Richter, Rechtsanwältin und Gründerin der auf Medienrecht spezialisierten Kanzlei „Dunkel Richter“, geht davon aus, dass sich die Landesmedienanstalten der Vergeblichkeit der Methode durchaus bewusst sind. Vielmehr gehe es ihnen wohl darum, ein Exempel zu statuieren.

Obwohl sowohl Pappel als auch Richter das Vorgehen der Behörden kritisieren, halten beide das Agieren von kostenlosen Pornoplattformen wie „xHamster“, „Pornhub“ und „YouPorn“ für problematisch und sehen durchaus Handlungsbedarf. „Das Geschäftsmodell dieser Webseiten basiert auf dem Verkauf von Werbung und Daten, es geht darum, Traffic zu generieren. Darunter leidet nicht nur die Qualität, auch Piraterie spielt eine große Rolle“, bemängelt Pappel.

Dass dort regelmäßig geklautes Material verbreitet wird, schädigt nicht nur die Produzent*innen der Filme, denen so Einnahmen entgehen. Die laxen Kontrollen bei den Videos führt auch bei denjenigen, die unfreiwillig darin zu sehen sind, zu großem Leid, wie Richter erklärt: „Neben den nicht-einvernehmlich entstandenen Pornos, gibt es auch Situationen, in denen Mandantinnen – wie meist bei sexualisierter Gewalt, sind die Opfer hauptsächlich Frauen – einvernehmlich einen Porno gedreht haben, der dann aber gegen ihren Willen hochgeladen wird.“ Einmal online gestellt, werden die Inhalte immer wieder kopiert und sind kurz darauf an anderen Stellen wiederzufinden: „Das Problem ist, dass man an die Betreiber*innen, die größtenteils im Ausland sitzen, kaum herankommt. Ebenso wenig an die Personen, die das Material uploaden. Dafür gibt es rechtlich nicht genug Handhabe.“

Als vielversprechendster Vorstoß galt der „Digital Services Act“, ein von der Europäischen Kommission entwickeltes Gesetzespaket, das einheitliche rechtliche Rahmenbedingungen für digitale Plattformen schaffen soll. Das EU-Parlament sprach sich zunächst dafür aus, den Vorschlag um eine Regelung zu ergänzen, wonach sich künftig

alle Nutzer*innen, die Inhalte auf Pornowebsites stellen wollen, vorher mit E-Mail-Adresse und Handynummer registrieren müssen. Vergangenes Wochenende einigten sie sich allerdings lediglich darauf, die Betreiber*innen großer Pornoplattformen zu einer unverzüglichen Sperrung gemeldeter Inhalte zu verpflichten. Selbst wenn die neuen Regulierungen ein Fortschritt im Kampf gegen digitale Gewalt und Piraterie sein könnten, lösen sie diese Probleme nicht: Da Seiten, die keinen EU-Sitz haben, davon unberührt bleiben, kann das Material nach wie vor weiterverbreitet werden. Auch deswegen ist sich Richter sicher: „Einen Ansatz, der alles in einem Ab-

wach löst, wird es nicht geben.“ Pappel plädiert dafür – statt auf weitere potenziell stigmatisierende, explizit auf ihre Branche zugeschnittene Regulierungen zu setzen – lieber Barrieren für Produzent*innen, die andere Geschäftsmodelle verfolgen, abzubauen. Für die begännen die Hürden bereits mit den Zahlungsdienstleistern: „Wir können beispielsweise Dienste wie Paypal nicht benutzen, da sie die Abrechnung von erotischen Inhalten in ihren AGBs verbieten.“ So werde ausdrücklich eine alternative Pornoszene, die für qualitativ hochwertigere und vielfältigere Filme steht, immer weiter vom Markt gedrängt.

Ein Vorschlag, der ein Gegengewicht darstellen könnte, wurde kürzlich im „ZDF Magazin Royale“ vorgebracht. Darin imaginierte Moderator Jan Böhmermann ein öffentlich-rechtliches Angebot für ethisch unbedenkliche Erotikfilme und produzierte nach eigenen Angaben den ersten „gebührenfinanzierten“ Porno. Pappel, welche die Regie übernahm, kam es vor allem auf Diversität an: „Ich wollte nicht nur weiße Darsteller*innen zeigen, Praktiken abseits des Heteronormativen abbilden. Zeigen, dass Sex mehr als Penetration ist.“ Die Idee ist nicht neu: Bereits vor vier Jahren folgte die Berliner SPD einem Antrag der Jusos, der feministische Pornografie fördern wollte, um den Mainstreamproduktionen, die mitunter sexistische und rassistische Stereotype bedienen, etwas entgegenzusetzen. Entsprechende Inhalte könnten beispielsweise über die Mediatheken von ARD und ZDF angeboten werden, hieß es damals. Der Vorstoß blieb bislang allerdings folgenlos. Dabei hätte er das Potenzial: Neben der Normalisierung feministischer Perspektiven auf Sexualität und einer Konkurrenz zur

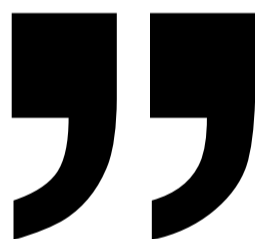
Marktmacht der kostenlosen Plattformen würde sich auch das Verhältnis zu Pornografie verändern, wenn sie plötzlich nicht mehr auf dubiosen Webseiten, sondern inmitten der Gesellschaft stattfinden würde.

Für Pappel hätte das viele positive Effekte: „Pornografie zu konsumieren würde nicht mehr mit etwas Schmutzdeligem assoziiert werden. Menschen wären dadurch freier von Schuldgefühlen, die Kommunikation um Sexualität womöglich offener. Was vielleicht sogar Übergriffen vorbeugen könnte.“

Angesichts der ohnehin hitzig geführten Debatte um die angemessene Verwendung von Rundfunkbeitragszahlungen, scheint die Umsetzung beitragsfinanzierter Pornografie weit entfernt. Rein rechtlich sei sie laut Richter aber durchaus möglich: „Es gibt den öffentlich-rechtlichen Rundfunkauftrag, eine Grundversorgung an Information, Bildung, Unterhaltung und Beratung zu liefern. Darin soll Vielfalt ausdrücklich abgebildet werden, die im Mainstream der Privaten nicht dargestellt werden kann.“

Ein Telemedienkonzept könnte den Aufbau eines eigenen Bereichs innerhalb der Mediatheken nach vorab definierten Kriterien vorsehen: „Der Bildungsauftrag könnte beispielsweise erfüllt werden, indem die gezeigten Filme veranschaulichen, wie Konsens, Kommunikation und echte Lust funktionieren. Damit wäre ein entsprechender Rahmen gesetzt, der diese Grundversorgung umsetzt.“ Der Ansatz, so den großen kostenlosen Pornoplattformen den Rang streitig zu machen, müsste sogar den Landesmedienanstalten gefallen – sofern es ihnen tatsächlich um den Jugendschutz geht. Schließlich nimmt man bei ARD und ZDF bereits jetzt die Alterskontrolle sehr ernst.

Screenshot aus dem Trailer von Jan Böhmermanns Pornofilm „FF MM Straight Queer Doggy BJ Oral Orgasm Squirting Royale gebührenfinanziert“ Foto: Erik Irmner



Das Verhältnis zu Pornografie würde sich verändern, wenn sie plötzlich nicht mehr auf dubiosen Webseiten, sondern inmitten der Gesellschaft stattfinden würde

Anzeige

KWI
TRANSSEXUALITÄT
Was ist eine Frau?
Was ist ein Mann?
Eine Streitschrift
Hrsg. Alice Schwarzer und Chantal Louis

DAS BUCH ZUR DEBATTE

... plus zwei aktuelle EMMAs gratis.

Zusammen für nur 15 Euro.

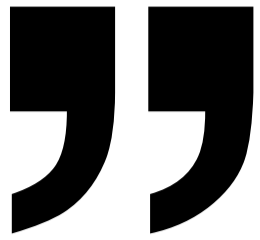
Weitere Themen im neuen Heft: der fortschrittliche Missbrauch (Kentler, Becker & Co.), der sinnfrohe Islam und: islamistische Agitation in Neukölln.

EMMA. BLEIBT MUTIG!

emma.de

EMMA TESTEN!
2 Hefte gratis,
zum Buch dazu!
nur 15 € (statt 34.80)
emma.de/trans

EMMA
BLEIBT MUTIG!
FRIEDEN
JETZT!
HELDEN?
NEIN DANKE



Da stellen wir Bürger die Heizungen runter, um CO₂ und Gas zu sparen, wissend, dass jeder kleinste Beitrag wichtig ist. Aber die FDP will auf jede Art weiterheizen!

Ulrich Oster, Leser

wortwechsel

Von Tempolimit und Kriegsparteien

Der Freiheitsbegriff der FDP wirkt auf Leser:innen absurd – vor allem, weil damit das Tempolimit ausgebremst wird. Deutschland liefert jetzt doch schwere Waffen in die Ukraine

FDP-Freiheitsbegriff

„Das Tempolimit ist irrelevant“, taz vom 22. 4. 22
Der Freiheitsbegriff der FDP ist moralisch wie intellektuell unterirdisch! Freiheit bedeutet da: mit 400 kmh über die Autobahn rasen, Menschenleben gefährden, das Klima versauen und Putins Krieg zu finanzieren. Er bedeutet, Andere mit Corana anstecken zu können, vulnerable Gruppen – und dazu gehören auch immungeschwächte Kinder und Jugendliche – vom normalen Leben zu verbannen und einzusperrern. Aber die Freiheit, über den eigenen Körper bestimmen zu können, diese Freiheit verwehrt die Freiheitspartei FDP der Hälfte der Bevölkerung. Den Abtreibungsparagrafen will sie nicht ändern. Nur das Werbeverbot soll fallen. Wie soll Frau solche Heuchler ernst nehmen! Ich hoffe sehr, dass sie bei der nächsten Wahl unter 5 % fallen.
Marina Wandruszka, Hamburg

Lerneffekte

„Das Tempolimit ist irrelevant“, taz vom 22. 4. 22
Das Tempolimit bringe für das Klima wenig und bedeute auch einen Zeit- und Freiheitsverlust, behauptet der FDP-Mann Köhler in einem Interview mit der taz. Diese Aussage eines 35-jährigen Politikers und „Klimaexperten“ seiner Partei mit einem derart abstrusen Begriff von Freiheit ist in diesen Krisenzeiten schon sehr erstaunlich. Mit diesem Blick auf die Welt haben alle Staaten in Europa und die fast gesamte übrige Welt, die seit Jahrzehnten Tempolimits eingeführt haben, nach Ansicht des Herrn Köhler irrelevante Maßnahmen ergriffen, obwohl viele Autofahrer, die außerhalb Deutschlands unterwegs sind, den langsameren Verkehrsfluss, die gelassene Fahrweise, die erhöhte Sicherheit, die spritkostensparende Fahrweise ausprobieren konnten. Deutschland kann auf diesem Gebiet noch sehr viel von allen seinen Nachbarn lernen.
Jutta und Hans-Joachim Netzow, Husum

Achtung, Satire

„Das Tempolimit ist irrelevant“, taz vom 22. 4. 22
Während der Freiheitsbegriff von Herrn Köhler vielleicht noch etwas diskussionsbedürftig ist, ist sein tiefgreifendes Verständnis der öko-sozialen Wende über jeden Zweifel erhaben. Sozial: Nur eine Senkung der Spritpreise ermöglicht den meist unter dem materiellen Existenzminimum lebenden Freiheitsliebhabern auf deutschen Straßen das unbeschwertere Genießen ihrer Freiheit, denn ab Tempo 200 und einem Verbrauch von 20 l/100 km sind die aktuellen Benzinpreise ja wirklich komplett unsozial. Öko: Tatsächlich geht der Klimawandel zu langsam – es bläst seit Wochen ein saukalter Nordwind, den kann man ruhig durch ein paar zusätzliche Auspuffgase anwärmen. Die Kompetenz und Konsequenz, mit der Herr Köhler das FDP-Parteiprogramm umsetzt, verdienen höchsten Respekt und treffen bei den Ampelkollegen offenbar auf marginalen Widerstand.
Frank Liepold, Durmersheim



Rush-Hour in Deutschland
Foto: Paul Langrock

Autofrei

„Kommt Zeit, kommt Rad“, taz vom 18. 4. 22
Seit 1989 alle Wege mit dem Rad, kombiniert mit Bahn komme ich überall hin. Wozu ein E-Bike, wozu ein Lastenrad? Ich wohne in der Stadt, doch mein Radius ist weit, 20–30 Kilometer bei Wind und Wetter, oft mit schweren Büchertaschen. Noch nie wurde ich bedauert, immer nur bewundert. In den großen Korb passt eine Getränkebox, früher saß ein Kind vorn, eines hinten. Ich habe das Auto nie vermisst. Unterwegs, bei Regen, singe ich oft.
Mechthild Goetze, Heidelberg

Skeptisch

„Gut für Mensch, Klima, Tier“, taz vom 24. 4. 22
Obst und Gemüse ist grundsätzlich klimafreundlich? Abwägend kann man ja zum Ergebnis kommen, dass die eingeflogenen Bohnen aus Ägypten, Spargel aus Peru, Erdbeeren im Winter aus Weißrussland letztlich so wenige sind, dass sie den Vorteil nicht genug konterkarieren, so dass am Ende die Null-Mehrwertsteuer für alles Obst und Gemüse, egal woher, in Summe doch eine gute Idee erscheint, zumal 20 % auf Flugobst einfach technisch schwer umzusetzen sein dürfte. Aber dass es immer klimafreundlich ist, egal woher es wie transportiert wird, da wäre ich doch etwas skeptisch.
Silke Karcher, Berlin

Fragwürdig

„Gut für Mensch, Klima, Tier“, taz vom 24. 4. 22
Steuerfreiheit für alle pflanzlichen Lebensmittel ist doch sehr fragwürdig angesichts von Ausbeutung von Mensch und Umwelt beim Anbau von vielem Grünzeug, das wir hier verspeisen, zum Beispiel Soja aus abgeholzten Urwäldern, Wasserverbrauch ohne Ende für Avocados und fürs Gemüse aus Spanien. So einfach

wie vorgeschlagen geht es leider nicht.
Christian von Hoffen, Berlin

Schwere Waffen

„Eine richtige Ausnahme“, taz vom 26. 4. 22
Ach, es geht um die Verteidigung unserer Werte? In diesem Krieg geht es wie in anderen Kriegen um Macht und Interessen. Wir sind für Menschenrechte und Demokratie! Jawohl, Freiheit für Assange, der Kriegsverbrechen ans Licht brachte und dafür 175 Jahre büßen soll!
An dieser Stelle nur drei Feststellungen: 1. Wir drehen an der Eskalationschraube kräftig mit. Sanktionen, verbale Ausschweifungen, Aufrüstung, Waffentlieferungen. 2. Ja, die Bilder, die uns die Ukraine präsentiert, sind schlimm. Jeder Krieg muss so schnell wie möglich beendet werden. 3. Putin droht mit dem Einsatz nuklearer Waffen, dem Atomkrieg. Und was tun wir? Wir antworten mit der Lieferung „schwerer Waffen“ – übrigens als einziges Land, das Panzer aus Nato-Produktion liefert, USA, Frankreich, England haben dies bisher nicht getan.
Andreas Macat, Wuppertal

Gegenwart

„Eine richtige Ausnahme“, taz vom 26. 4. 22
Die SPD kommt stolpernd und schwankend, den Pazifismusquatsch der Gefolgschaft zögerlich überwindend, in der Gegenwart an. Mahatma Gandhi war 1930 nur erfolgreich, weil es in der Fleet Street in London eine freie bürgerliche, die Öffentlichkeit mobilisierende Presse gab. Die gab es 1989 anlässlich des Tian'anmen-Massakers in Peking genauso wenig wie heute in Moskau. Natürlich müssen wir die Provokation eines Dritten Weltkrieges vermeiden, nur wer sich nicht in Gefahr begibt, der kommt drin um.
Klaus-Joachim Heuser, Güterloh

David und Goliath

„Eine richtige Ausnahme“, taz vom 26. 4. 22
Am Abend des 24. Februar waren sich alle einig: es wird höchstens drei Wochen dauern, dann hat Russland die gesamte Ukraine besetzt, Selenski und seine Leute verhaftet oder getötet und in Kiew eine Marionettenregierung eingesetzt. Doch die ukrainische Armee hat sich, von der gesamten Bevölkerung leidenschaftlich unterstützt, erfolgreich gewehrt und den russischen Vormarsch zunächst gestoppt.
Die Bewunderung für den Mut und die Entschlossenheit der Ukrainer darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass hier nach wie vor ein David gegen einen Goliath kämpft, und zwar ein David, der keine Steinschleuder hat, mit der er den Goliath besiegen könnte. Der Westen tut jedoch so, als wären die jetzt auf den Weg in die Ukraine gebrachten schweren Waffen eine solche Schleuder, und die Ukrainer könnten damit die Russen besiegen. Die Russen werden in kürzester Zeit ihre Fehler bei der Vorbereitung des Überfalls korrigieren und dann mit ihrem Vorhaben, „die Herrschaft von Nazis und Faschisten in der Ukraine zu beenden“, blutigen Ernst machen.
Peter Bläsing, Bonn

meinungsstark

Verantwortung für Ökosysteme

„Der Erde gehen die Böden aus“, taz vom 27. 4. 22
Wenn so beschlossen wie im Artikel beschrieben, schieben die westlichen Staaten die Verantwortung für den Erhalt von gesunden Ökosystemen in die Schwellen- und Entwicklungsländer ab. Und das, obwohl die westliche Welt mit ihrem Konsum die Hauptverursacherin der fortschreitenden Degradierung ist! Es braucht Konzepte, mit denen gerade die konsumintensiven Gesellschaften wieder lernen innerhalb der planetaren Grenzen zu leben. Das wird durchaus mit Einschränkungen für den/die Einzelne(n) einhergehen müssen. Vielleicht ist es aber auch gar nicht so schlimm nicht immer alles 24/7 verfügbar zu haben. Vielleicht haben wir dann auch wieder Zeit, uns auf die schönen und wichtigen Dinge im Leben zu konzentrieren.
Sabrina Neugebauer, Hamburg

Moralische Überlegenheit?

„Die Rückkehr des Westens“, taz vom 14. 4. 22
Es war, wie wenn man eine alte Liebe nach langer Zeit zufällig wieder trifft und dann feststellt: Mein Gott, was ist aus der nur geworden. Ich hatte die taz jahrzehntlang abonniert und bin jetzt auf o.g. Artikel gestoßen. Ich bin mir immer noch nicht sicher, ob der Artikel nicht doch Satire ist. Der Autor schreibt da von einer „Ahnung, dass der Irak- und der Libyenkrieg vielleicht doch nicht ganz den Idealen des Völkerrechts entsprechen hatten“. Die Kriegsverbrechen und Völkerrechtsverstöße „des Westens“ hat es also gar nicht wirklich gegeben, sie werden durch dieses Neusprech eingedampft zu einer bloßen Ahnung. Tatsachen werden zu Mutmaßungen degradiert, und „der Westen“ steht wieder mit weißer Weste da, und schwupps ist es wieder da – das vom Autor so geschätzte „angenehme Gefühl der moralischen Überlegenheit“.
Reiner Schöpka, Zwingenberg

Der eigentliche Skandal

„Haarlose Frauen tragen ein Stigma“, taz vom 23. 4. 22
Vielen Dank, dass Sie das Thema aufgegriffen haben. Ich möchte noch ergänzen, dass ich mich am meisten darüber gewundert habe, dass der Ehemann für die Ohrfeige nicht öffentliche Sympathiebezeugungen bekommen hat und dieser Entertainer nicht öffentlich gerügt wurde für seine unverschämte Beleidigung. Dies Letztere hat mich am meisten empört. Das heißt ja, dass die amerikanische Gesellschaft dieses Verhalten erlaubt, akzeptiert und noch fördert. Das ist doch der eigentliche Skandal.
Kornelia Plattfaut, Hamburg

korrekturen und klarstellungen

Aufs Korn genommen

Am Dienstag war ein Artikel auf Seite 8 mit einem Getreidefeld bebildert. Im Bildtext folgten wir der Agentur und schrieben, das sei Weizen. Ganz klar falsch – das sei Gerste, schrieb ein Leser, und in der Tat kamen bei uns Zweifel auf am Weizen. Zur Sicherheit fragten wir einen Kollegen und Getreidekenner. Die Formenvielfalt bei Weizen sei riesig, verschiedene Arten sähen so unterschiedlich aus, dass man ihre enge Verwandtschaft kaum glauben könne. Anhand des Bildes könne man nicht sicher entscheiden, antwortete dieser. Beim nächsten Mal schreiben wir: Getreidefeld.



taz die tageszeitung,
friedrichstraße 21
10969 berlin, briefe@taz.de

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von LeserInnenbriefen vor. Die veröffentlichten Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der taz wieder.

Ein Teil unserer Auflage enthält Beilagen von Pro Idee, Circus Dance Festival Köln, welt-sichten

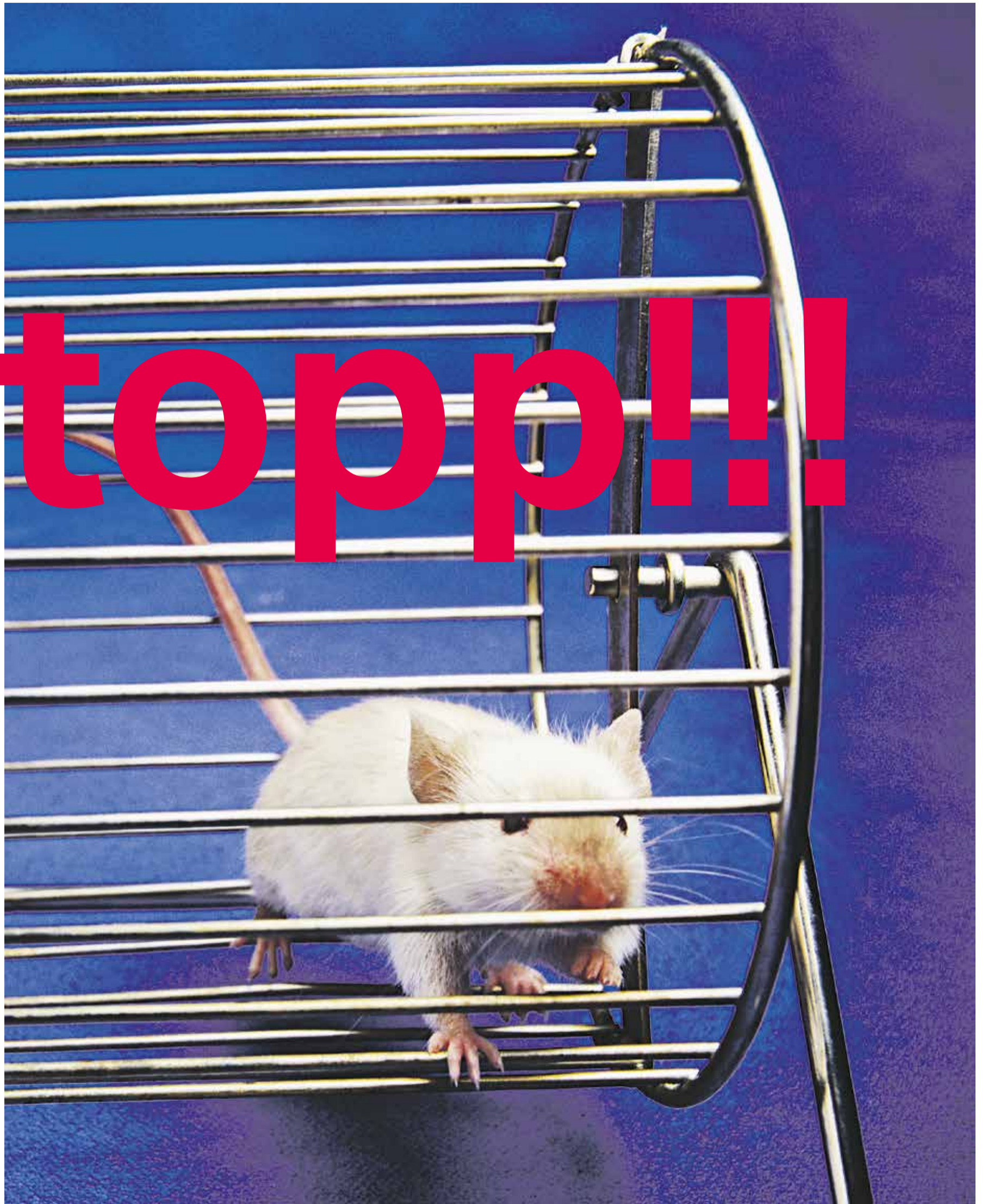
taz die tageszeitung

erscheint tägl. Montag bis Samstag, Herausgeb.: taz die tageszeitung, Verlagsgenossenschaft eG

Hausanschrift: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin **Postanschrift:** Postf. 610229, 10923 Berlin **Telefon:** 030 | 25 902-0 | www.taz.de
Chefredaktion: Barbara Junge, Ulrike Winkelmann, Katrin Gottschalk (stellv.)
Chefreporter: Peter Unfried
Lokalredaktionen:
Nord-Hamburg: Stressemannstraße 23, 22769 Hamburg, 040 | 38 90 17-0
Bremen: Pieperstraße 7, 28195 Bremen, 0421 | 96026 0
Berlin: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, 030 | 2 5 902 0
Verantwortlich i.S. des Pressegesetzes: Barbara Junge
LeserInnenbriefseite: Gaby Sohl
Anzeigen Gesamtverkauf: Margit Jöhnk
Berliner Lokalteil: Bert Schulz | alle Berlin
Regionalteil Nord: Jan Kahleke | Hamburg
Anzeigen Nord: Martina Fraederich | Hamburg
LeserInnenbriefe E-Mail: briefe@taz.de
Fax: 030 | 25 902 516
Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die taz und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in den taz-Ausgaben im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.
Kleinanzeigen: Überregional und Berlin taz-Kleinanzeigen, E-Mail: kleinanze@taz.de taz Shop | Tel.: 030 | 25 902 138
Anzeigenverkauf: Überregional und Berlin taz-Anzeigenabteilung, Friedrichstraße 21, Tel.: 030 | 25 902 314
E-Mail: anzeigen@taz.de
Hamburg | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Stressemannstraße 23, 22769 Hamburg, Tel.: 040 | 38 90 17 452
Bremen taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Pieperstraße 7, 28195 Bremen, Tel.: 0421 | 96 02 64 42
Verlag: taz Verlags- und Vertriebs GmbH Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Geschäftsführer:innen: Aline Lüllmann, Andreas Marggraf
Gesellschafter: taz Verlagsgenossenschaft eG, Berlin
Vorstand: Pascal Beucker, Redakteur Anne Fromm, Redakteurin Aline Lüllmann, Kauffrau Aline Lüllmann, Kauffrau Andreas Marggraf, Kaufmann Anja Mierel, Verlagskauffrau | alle Berlin
Aufsichtsrat: Jens Pohlmann, Wirtschaftsprüfer/Steuerberater, Bielefeld | Hermann-Josef Tenhagen, Journalist, Berlin | Nina Schoenian, Kauffrau, Berlin
Druck auf PALM Recyclingpapier: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg | prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg | MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen
Abo-Service: 030 | 25 902 590 9.00 – 16.00 Uhr | Mo. – Fr. **Fax:** 2 59 02-680 **E-Mail:** abo@taz.de Abo-Nummer nicht vergessen! Mtl. Mindestpreis regulär 39,80 €



Stopp!!!



Wo ist unten,
wo ist oben?
Und bin ich
Arbeitsbiene,
Hamster oder
Laborratte?
Im Hamsterrad
kann man
schon mal die
Orientierung
verlieren
Foto: Vikki
Hart/getty
images

Hiieß er Fiepsi oder Fred? Ich weiß nur noch, dass wir ihn belächelten, den pelzigen kleinen Streber, der wie irre vor sich hin strampelte: im berühmten Hamsterrad. Meine Schulfreundin hatte das Tier zum achten Geburtstag geschenkt bekommen, wir fanden es süß und hielten es für ganz schön bekloppt. „Warum rennt er denn die ganze Zeit?“, fragte ich die große Schwester meiner Freundin, sie war schon 15, praktisch erwachsen. „Das ist wie Turnen für ihn, das macht ihm Spaß“, erklärte sie.

Nur ein Dutzend Jahre darauf wurde ich selbst zum Hamster. Es war die erste Schockerfahrung des Erwachsenseins:

Geld musste her, und damit es zu mir kam, hatte ich meine Arbeitskraft zu verkaufen. Ich erinnere mich noch genau, wie unwürdig, wie erniedrigend es mir in den ersten Berufsjahren vorkam, dass ich meine „freien Tage“ fortan zu „beantragen“ hatte, auf einem Formular, unter das ein Vorgesetzter seine Unterschrift zu setzen hatte, „seinen Otto“, wie es dereinst hieß.

Bald lernte ich auch, was „Brückentage“ waren und mit welchen Tricks die Älteren in der Belegschaft darum kämpften. Die besonders Ausgekohten reichten ihre Urlaubsanträge für das gesamte Jahr schon Anfang Januar ein. Zügig wurde mir klar, dass sogenannte Feiertage oft bedeuteten, dass, erstens, Leute mit Kindern dabei Vorrang hat-

ten, und dass, zweitens, die liegengeliebene Arbeit anschließend im Eiltempo nachgeholt werden musste. Sofort schlug das Durchschnaufen also wieder in hektisches Hecheln um.

Alle stierten auf den Kalender und waren enttäuscht, wenn der 1. Mai, der „Tag der Arbeit“, auf einen dienstfreien Sonntag fiel – wie auch in diesem Jahr wieder. Profis wissen: Ist der 1. Mai ein Sonntag, werden auch der erste Weihnachts- und der Neujahrstag Sonntage sein. Es fühlt sich stets aufs Neue an wie ein Betrug am kostbarsten, das ich besitze: meiner Lebenszeit.

In Spanien, Irland, Großbritannien, Belgien und Luxemburg müssen die Arbeitgeber in einem solchen Fall einen Ausgleichstag anbieten. Nun machen

sich auch hierzulande die Grünen und die Linke für ein gesetzlich verankertes „Nachholen“ der kalendrisch weggeflutschten freien Tage stark. Denn: „Jeder verlorene Feiertag bedeutet mehr Stress und weniger dringend benötigte Erholung“, wie diese Woche der Linkenpolitiker Jan Korte verlauten ließ.

Ich bin ganz unbedingt fürs Nachholen! Gleichwohl weiß ich, dass die Erholung letztlich doch bloß einen Zweck hat: Ich soll meine Arbeitskraft gefälligst regenerieren, damit ich in den feiertagsfreien Wochen volle Leistung bringe. Und während ich hier am Laptop handzahn herummaule, geht mir noch Folgendes durch den Kopf: Für Millionen Menschen in der Gastronomie, der Hotellerie, im Nah- und Fern-

verkehr, bei den Sicherheitsdiensten, im prekären Freelancerbusiness, im Gesundheitswesen und – huch! – in den Medien sind die sogenannten Feiertage sowieso eher Vollstresstage.

Wenn ich dann noch an den nächsten Sonntag denke, den 8. Mai, an dem dieses Jahr der Muttertag stattfinden soll, verfall ich erst recht in ein garstiges Keckern. Beim Putzen, Kochen, Staub- und Kinderpopoabwischen gibt es bekanntlich niemals eine Pause, wirklich: never.

Ein „Recht auf Faulheit“ forderte der Franzose Paul Lafargue 1880. Möge irgendwann nun bitte endlich irgendetwas erfunden, das uns jenem Ziel näher bringt. Der Computer, so scheint mir, war es wohl nicht. *Katja Kullmann*

die kinderfrage

Warum laufen Räder manchmal scheinbar rückwärts?

Wir wollen von Kindern wissen, welche Fragen sie beschäftigen. Jede Woche beantworten wir eine. Diese Frage kommt von Lioba, 7 Jahre alt.

Lioba, das ist wirklich eine verrückte Beobachtung: Ein Auto oder ein Fahrrad kommt um die Ecke und obwohl es vorwärts fährt, drehen sich die Räder scheinbar rückwärts. Bricht das Fahrzeug da nicht auseinander?

Keine Sorge, das passiert nicht! In Wirklichkeit drehen sich die Räder in die richtige Richtung. Für uns sieht es nur so aus, als hätten sie sich selbstständig gemacht.

Bestimmt hast du dieses Phänomen in einem Film beobachtet. Da kommt es manchmal zu dieser Täuschung. Das liegt an der besonderen Weise, wie Filme funktionieren: Im Fernsehen, auf unserem Smartphone oder der Kinoleinwand bewegen sich die Gegenstände und Personen nicht in echt, sondern uns werden viele einzelne Bilder schnell hintereinander gezeigt.

25 Bilder nimmt eine Filmkamera in jeder Sekunde auf! Trotz dieser rasanten Geschwindigkeit verändert sich die Filmszene zwischen den Bildern natürlich: Zum Beispiel bewegt sich das Auto auf der Straße ein kleines Stück weiter. Und bei der nächsten Aufnahme noch ein Stück. Als hätte es lauter kleine Sprünge gemacht. Im Film werden die Bilder aber so schnell abgespielt, dass unser Gehirn die kleinen Sprünge verbindet. So entsteht der Eindruck einer flüssigen Bewegung – genau wie beim Daumenkino.

Nun aber zurück zu den Rädern. Die Täuschung entsteht nur, wenn sich das Rad mit einer ganz bestimmten Geschwindigkeit dreht. Stell dir zunächst vor, es schafft in der kurzen Zeit, die zwischen zwei Kamerabildern vergeht, genau eine Umdrehung. Dann steht es auf dem nächsten Bild wieder genau auf der selben Position wie auf dem davor. Im Film würde es dann aussehen, als hätte sich das Rad überhaupt nicht gedreht!

In Fall mit dem rückwärts drehenden Rad ist seine Drehgeschwindigkeit etwas langsamer. Dadurch steht es bei jedem Bild ein kleines Stück hinter der Ausgangsposition. Wie ein Uhrzeiger, der kurz vor Zwölf stehen bleibt. Und dann hinter der Elf. Und so weiter.

Errätst du schon, was unser Gehirn daraus macht? Es verbindet wieder die Abstände zwischen den Bildern und sucht dabei den kürzesten Weg. Aber der führt genau in die falsche Richtung: Als hätte sich das Rad ein kleines Stück nach links gedreht statt ein großes nach rechts. Durch diese Fehleinschätzung entsteht für uns der Eindruck, das Rad würde sich rückwärts bewegen.

Moritz Findeisen

Hast du auch eine Frage?

Dann schreib sie uns an kinderfragen@taz.de

An einem Sonntag in Frankfurt am Main



Fotografiert von Bernd Hartung

Palwasha Ayubi und ihr Mann Homayon verbringen ihre freien Tage oft in ihrem Schrebergarten in Praunheim, einem Stadtteil am nordwestlichen Rand von Frankfurt. Als die beiden 1998 mit den zwei Kindern von Afghanistan nach Deutschland aufbrachen, hatten sie einen Plan. Dem Krieg entfliehen und an einem Ort in Freiheit leben. Deutschland fühlte sich an wie das Paradies. Bis heute.



petition der woche

Laufen, aber nicht bis zum Umfallen

Anlass der Petition
Marathon-Startzeiten bei der Leichtathletik-EM im August

Das wollen die Initiator:innen
Dass die Wettkämpfe auf die kühleren Morgenstunden verlegt werden

Das wollen sie nicht
Ihre Gesundheit durch einen Hitzelauf gefährden

Katharina Steinruck läuft 42,195 Kilometer, also den Marathon, in weniger als 2 Stunden und 26 Minuten. Sie ist eine der erfolgreichsten Deutschen auf dieser Strecke. Steinruck ist in Topform – und trotzdem macht sie sich zu Beginn der Wettkampfsaison Sorgen. Nicht um ihre Fitness, sondern um das Wetter, genauer: um das Wetter am 15. August in München.

Dann nämlich will Steinruck bei den Leichtathletik-Europameisterschaften starten. Doch die Terminierung der Marathonläufe sorgt nicht nur bei ihr für Unverständnis: Der Veranstalter European Athletics gab bekannt, dass die Frauen um 10.30 Uhr und die Männer um 11.30 Uhr starten sollen. Mitten im Hochsommer würden die Sportler:innen somit genau in die Mittagshitze laufen.

„Zuerst hatten wir gedacht, der Zeitplan ändert sich bestimmt noch. Aber dann wurde klar, dass sie das ernst meinen“, sagt Katharina Steinruck im Gespräch mit der taz. Gemeinsam mit weiteren Athlet:innen hat sie die Onlinepetition „Athlete's Health First“ gestartet, um einen Hitze-Marathon in München zu verhindern. Bis zum Ende der Wo-

che hatte die Initiative knapp 1.500 Unterschriften gesammelt.

Sogenannte Hitzerennerinnen hatten in den vergangenen Jahren mehrfach für Aufsehen gesorgt. Mehr als 32 Grad und extrem hohe Luftfeuchtigkeit sorgten etwa dafür, dass bei der Leichtathletik-WM 2019 in Katar nur rund die Hälfte der Läufer:innen ins Ziel kamen.

Katharina Steinruck erinnert sich noch gut an ein anderes Rennen, den Marathon bei den Olympischen Spielen im vergangenen Sommer in Japan. An eine gute Laufzeit war für sie nicht zu denken. Aber: „Olympia ist Olympia, da geht es vor allem ums Dabeisein“, sagt sie. In München sehe das anders aus. Beim EM-Lauf wolle sie unbedingt ihre Spitzenzeit verbessern, so Steinruck. Dazu kommt die gesundheitliche Belastung: Sportmediziner:innen warnen regelmäßig vor Wettkämpfen bei zu großer Hitze. Und auch gemäß der Deutschen Leichtathletikverordnung sollen Langstreckenläufe im Sommer vor 9 oder nach 18 Uhr stattfinden.

Bisher wollen die EM-Veranstalter jedoch nicht an den Marathon-Zeiten rütteln. Man sei der Mei-

nung, „dass die aktuellen Startzeiten den Läuferinnen und Läufern die besten Möglichkeiten bieten, ihre Leistungen zu erbringen und gleichzeitig das Flair und die Atmosphäre des Multisportevents mit der großartigen Unterstützung des Publikums zu erleben“, erklärt European-Athletics-Vorstand Christian Milz auf Anfrage der taz. Der Zeitplan sei „nach einer umfassenden Analyse der relevanten Wetterdaten“ festgelegt geworden, man erwarte „keine nennenswerten Risiken für die Gesundheit der Athletinnen und Athleten“. Gleichzeitig stellt Milz aber in Aussicht, die Startzeiten kurzfristig anzupassen, sollte sich die Risikobewertung ändern. Die Gesundheit der Athlet:innen habe „oberste Priorität“.

Die Initiator:innen der Petition empfinden das Hinhalten der Organisatoren als „Schlag ins Gesicht“. Katharina Steinruck glaubt, dass nicht die Gesundheit der Sportler:innen, sondern wirtschaftliche Interessen und der Wunsch nach einem möglichst großen Publikum an erster Stelle stünden. Denn die Läufe führen, am bayerischen Feiertag Mariä Himmelfahrt, mitten durch die Münchner Altstadt. Moritz Findeisen

dafür wurde die taz nicht gegründet

Schon gehört?

Vier Rennen, kein einziger Punkt – es holpert noch ein wenig für Mick Schumacher (23, links) in seinem zweiten Formel-1-Jahr. Das ging schon vorm Saisonstart los, als sein Rennstall Haas kurzfristig den zweiten Fahrer austauschte. Dem Russen Nikita Masepin (23) wurde gekündigt, dafür kam der Däne Kevin Magnussen (29, rechts) an Bord. Und der wurde, wie jetzt bekannt wurde, von Mick Schumacher sehr freundlich begrüßt, mit den Worten: Suck my balls!

Und?

Der Spruch ist ein Zitat, Magnussen selbst sagte ihn im Jahr 2017 zu Nico Hülkenberg. Und der Spruch war zugleich ein optimaler Icebreaker für die neuen Teamkollegen. Jetzt muss es für Mick nur noch auf der Strecke klappen!



Foto: imago

die these

Wir mogeln uns um die Kriegsfrage herum

Von Hannes Koch

Es sind schmerzhaft Gedanken, sie sind schwer zu ertragen, sie machen mich ratlos. Mein Vater war von 1933 bis 1945 Berufssoldat in Hitlers Armee, die Russland überfiel. Müssen wir uns heute darauf vorbereiten gegen Russland Krieg zu führen, frage ich mich, meine Freunde, meine Kinder.

Ich bin 60, habe in den 1980er Jahren den Kriegsdienst verweigert und Zivildienst in einer Umweltinitiative geleistet. Ich bin ein hedonistischer, ironischer Zivillist. Zum letzten Mal geprügelt habe ich mich vor 30 Jahren. Statt Taekwondo zu lernen, tanze ich Tango. Ich habe abgerüstet. Wir haben abgerüstet. Was sind jetzt unsere Antworten auf den russischen Angriff in der Ukraine?

Manche politische Reaktionen sind naheliegend. Wirtschaftliche Sanktionen, Energieembargo, Waffenlieferungen – kann man machen, wird teils schon gemacht. Aber damit halten wir uns den Krieg auf Distanz. Weit im Osten kämpfen die Ukrainer:innen, während hier das alltägliche Leben weitgehend normal weiterläuft. Die wirklich kritischen Punkte schieben wir beiseite, wir mogeln uns um die Kriegsfrage herum.

Was jedoch würde passieren, wenn die russische Regierung den nächsten Schritt täte und beispielsweise Moldawien angriffe? Die Ansage des russischen Generals Rustam Minnekajew, die ganze Südukraine bis nach Transnistrien zu beanspruchen, einen noch immer russisch besetzten Teil Moldawiens, deutet in diese Richtung. Oder die Moskauer Regierung kommt auf die Idee, eine Landverbindung zwischen Belarus und dem isoliert an der Ostsee liegenden Kaliningrad herstellen zu wollen. Das liefe auf einen Angriff auf die Nato-Staaten Polen und Litauen hinaus.

Es besteht die Gefahr, dass Wladimir Putins Machtanspruch unsere demokratischen Nachbarländer bedroht und sich so auch näher an uns heranfrisst. Ich aber will mich und das freiheitliche Europa nicht von einem imperialistischen Diktator herumschubsen, erpressen und bedrohen lassen. Europa und die Nato sollten der russischen Regierung jetzt ein Stoppschild hinstellen.

Wer das genauso sieht, muss die Konsequenzen zu Ende denken. Den nächsten Angriff Russlands sollten die EU und Nato mit mehr beantworten als mit Reaktionen aus der Ferne. Das hieße, europäische Truppen, auch Soldat:innen der Bundeswehr würden kämpfen und sterben. Selbst die letzte Option stünde zur Diskussion. Zu Beginn des Überfalls auf die Ukraine hat Putin Europa mit Atomwaffen gedroht, wenn wir ihm in die Quere kommen. So frage ich mich: Sollten wir bereit sein, mit Atomwaffen zu antworten, um im Notfall die Selbstbestimmung der westlichen Demokratien zu sichern, oder werden wir beim nächsten Mal erneut aus der Distanz zuschauen?

Und möglicherweise braucht Deutschland auch eigene Atomwaffen, um Europa zusammen mit Frankreich und Großbritannien zu verteidigen. Denn ob die US-Regierung im Rahmen der Nato dazu bereit wäre, ist fraglich, wenn beispielsweise Donald Trump oder ein anderer radikaler Republikaner die nächste Wahl gewinnt.

Solche Erwägungen anzustellen und aufzuschreiben fällt schwer. Sie widersprechen sehr vielem, was in den vergangenen 70 Jahren in Deutschland normal geworden ist. Wir haben uns an ein Leben ohne von Granaten zerfetzte Körper, ohne frische Kriegsgräber, zerstörte Wohnhäuser, Hunger und Flucht gewöhnt. Jetzt sind wir doch wieder vor Fragen gestellt, die wir eigentlich nicht mehr beantworten wollten.

Mein Vater hat mir viel über seine Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg erzählt. Er wurde mehrmals verwundet, kam knapp davon. Sein linkes Bein war kürzer als das rechte. Handgranatensplitter steckten in seinem Körper. Ich habe Dutzende Bücher über die Epoche gelesen. Deshalb habe ich einen schemenhaften Eindruck von der Brutalität des Abschlachtens. Ich kenne die Fotos aus den

durch US-Atombomben zerstörten Städten Hiroshima und Nagasaki. Trotzdem weiß ich nicht, worüber ich rede, wenn ich nun vom Sofa aus den Atomkrieg erwäge. Ich denke etwas Udenkbares. Ich starre aus dem Fenster in den Berliner Nachthimmel. Und schalte den Laptop aus.

Neuer Versuch am nächsten Tag. Atomwaffen werden nicht eingesetzt, sondern dienen der Abschreckung. Die Nato-Regierungen in Washington, London und Paris sind bereit, Nuklearraketen loszuschicken, um gerade mit dieser Bereitschaft ihren Einsatz zu verhindern. In dieser Logik wird es nicht zu einem Atomkrieg um Moldawien oder Kaliningrad kommen. Schlage ich mich damit argumentativ in die Büsche? Mag sein.

Was würde ich selbst tun, wenn der konventionelle Krieg zwischen Russland und der Nato stattfindet, über den ich hier nachdenke? Schätzungsweise bin ich fein raus, weil zu alt – die Bundeswehr will mich nicht mehr. Zöge ich ohne Waffenausbildung selbstorganisiert an die Front, schickten die internationalen Brigaden den Opa wohl nach Hause zurück. Aber vielleicht wären meine journalistischen Fähigkeiten gefragt – Propaganda, Nachrichtendienst, Kriegsberichterstattung. Darauf könnte ich mich einlassen.

Selbst kämpfen? Oder besser auswandern?

In Gesprächen mit Freunden und Familie teste ich meine Gedanken. Meine Ex-Frau sagt sofort: Wenn es so kommt, müssen wir damit rechnen, dass unsere Tochter und unser Sohn in die Bundeswehr eingezogen und kämpfen werden. Sie schüttelt den Kopf. Die eigenen Kinder in den Krieg schicken? Oder dafür mitverantwortlich sein? Das ist der grausamste Gedanke. Wer kann dazu Ja sagen? Ich nicht.

Wahrscheinlich kommt es nicht dazu, beruhige ich mich. Es geht nicht um den dritten Weltkrieg, sondern um einen begrenzten Konflikt, den Berufssoldaten austragen und nicht Hunderttausende Wehrpflichtige als Kanonenfutter. Außerdem vertraue ich darauf, dass unsere Zivilistenregierung niemanden in den Krieg schickt, der oder die partout nicht will. Naiv? Hoffentlich nicht.

Meine Tochter – sie ist 25 Jahre alt – erklärt: Für Nationalismus und Kapitalismus werde sie sich niemals opfern. Allenfalls, supertheoretisch, wenn es darauf ankäme, würde sie vielleicht ihre lebenswerte und bunte Heimatstadt Berlin verteidigen. Ihre gleich alte Freundin, mein Patenkind, sagt, sie würde mit ihrem Freund, der dessen Eltern nach Peru auswandern, um mit der Scheiße hier nichts zu tun zu haben. „Ich komme mit“, betont ihre Mutter. Ein anderer Freund rät seinen erwachsenen Söhnen: „Wenn es Krieg gibt, haut ab.“

Ich taste mich an diese Fragen heran, teste die Antworten. Wäre ich bereit, mich in Gefahr zu begeben? Für mich persönlich schließe ich das nicht aus. Auf jeden Fall müssen wir darüber nachdenken, ob und wie wir kämpfen wollen und können. Nicht nur gegen den Klimawandel, sondern für unsere kollektive Selbstbestimmung und die unserer Nachbarn. Wird deren Freiheit liquidiert, ist auch unsere in Gefahr.

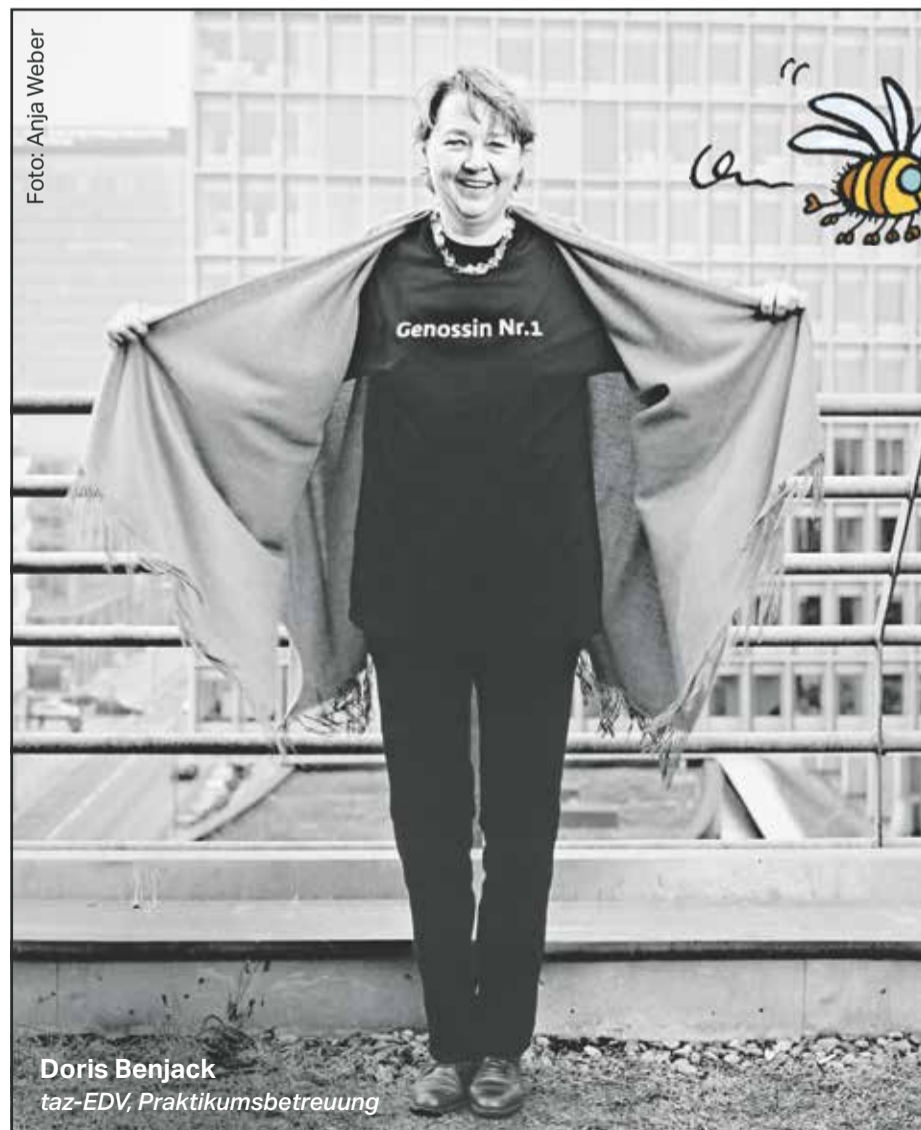


Foto: Anja Weber

Doris Benjack
taz-EDV, Praktikumsbetreuung

IST HEUTE DER TAG, AN DEM DU GENOSS*IN NR. 22.000 WIRST?

Heute sichern über 21.900 Menschen die Unabhängigkeit Ihrer Zeitung. **Zu ihrem 30. Geburtstag sucht die taz Genossenschaft ihr Mitglied Nr. 22.000! Unter allen Neuzeichner*innen verlosen wir ein taz Rad.**

Mit einer Einlage ab 500 € (zahlbar auch in 20 Raten à 25 €) können Sie Miteigentümer*in der taz werden.

Noch Fragen?
(030) 25 90 22 13 oder
geno@taz.de
genossenschaft.taz.de



30
taz Jahre
genossenschaft

taz Verlagsgenossenschaft eG, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Die Lüneburger Heide ist schon lange Teil des deutschen Landschaftskanons. Hier ein Bild von 1973 Foto: United Archives/ imago



Ab in die Natur?

Von Ulrike Fokken

Über die Weiten der Hügel zu streifen liegt in der Natur des Menschen. Genau wie durch den Wald zu laufen, am Flussufer die Strömung zu betrachten, im Wasser unter schattigen Knochen nach Forellen zu schauen. Nicht erst seit der Coronapandemie ist das so, sondern seit mindestens 315.000 Jahren. So alt sind Schädelknochen aus einer Höhle in Marokko, die dem Homo sapiens zugeordnet werden. Seitdem unsere Vorfahren über Gräser und durch Büsche streunten, seien Menschen genetisch programmiert, ein lebendiges, natürliches und damit lebenserhaltendes Umfeld zu suchen, schreibt der amerikanische Biologe und Ameisenforscher Edward O. Wilson in seinem Buch „The Biophilia Hypothesis“.

Der moderne Mensch brauche Natur und Landschaft wie vor ewigen Zeiten, denn schließlich habe die Spezies die meiste Zeit ihrer Entwicklung in und mit der Natur verbracht. Zwei Millionen Jahre haben Menschen in den Savannen Afrikas gelebt, bevor sie sich vor 120.000 bis 135.000 Jahren von dort aufgemacht haben und die Erde als Jäger und Sammler bevölkerten.

Vor 6.000 bis 7.000 Jahren ließen sich die Europäer nieder, sie domestizierten Tiere und Pflanzen, bauten Hütten und Zäune und entwickelten eine Lebensform, die sie schließlich vor 200 Jahren bewog, scharenweise vom Land

in die Städte zu ziehen. Die Fähigkeit in einer Industriegesellschaft zu leben haben Menschen – geschichtlich betrachtet – also gerade erst entwickelt. Und nun fehlen ihnen die Natur und die Landschaft, wie Touristikexpert:innen in Deutschland von Berchtesgaden bis Usedom wissen.

Sie erzählen vom steigenden Bedürfnis nach Naturerfahrungen, je mehr Zeit die Leute vor Monitoren am Schreibtisch verbringen. Die Menschen suchen nach besonderen Eindrücken und Landschaften. Was sie dabei finden, ist in Deutschland aber keine unveränderte Natur. Es sind Kulturlandschaften, von Menschen über Jahrhunderte geprägt. Mit ihnen verbinden sich neben Naturerlebnissen für viele Heimatgefühle, es sind Tourismusziele, sie haben aber auch eine wichtige Funktion bei der Bewahrung der Biodiversität und im Kampf gegen den Klimawandel.

Mit wadenhohen, lila blühenden Heidesträuchern und dunkelgrünen Wacholderbüschen gehört die Lüneburger Heide zu den ikonischen Landschaften Deutschlands. So wie die Kreidefelsen auf Rügen. Oder die Blumenwiesen des Allgäus. Fotografiert, gemalt, in Heimatfilmen der 1950er Jahre wie „Grün ist die Heide“ verewigt und daher seit Generationen im Landschaftskanon der Deutschen verankert.

„Der Fernblick, der beruhigt massiv“, hört Ulrich von dem Bruch von den Besuchern und Wanderinnen in der Lüne-

burger Heide oft. „Die Menschen fühlen sich geerdet und sagen, hier kriegen sie den Kopf frei.“ Von dem Bruch ist Geschäftsführer der Lüneburger Heide GmbH. Er war vorher beim Reisekonzern TUI und versteht etwas von Marketing. Regelmäßig lässt er die Besucher der Lüneburger Heide befragen und weiß, was die über 30 Millionen Tagesgäste im Jahr hier suchen. „Sehr viel Landschaft.“

Ohne den Menschen und seine Nutztiere würden in der Lüneburger Heide Buchenwälder wachsen

Die meisten Besucher kommen aus den Großstädten Hamburg, Bremen, Hannover und den Orten dazwischen. Hinzu kommen ein paar Millionen aus Berlin und Nordrhein-Westfalen, die auch mal zwei, drei Nächte bleiben. 1,5 Milliarden Euro lassen sie für Übernachtungen, Essen, die Fahrt im Planwagen, ein Glas Heidehonig und Halligalli im Heidepark in der Region Lüneburger Heide.

Vor 3.000 Jahren haben Viehherden der Bronzezeitbauern die heutige Lüne-

burger Heide kahl gefressen. Von Natur aus würden Rotbuchen und Hainsimengräser die feuchtkalten Wälder der norddeutschen Tiefebene bilden. Wenn sich nicht vor rund 1.000 Jahren dauerhaft Menschen in der Gegend niedergelassen hätten, wären wohl auch wieder kathedralenartige Buchenwälder gewachsen.

Doch Jahr für Jahr haben die Bauern des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte die obere Pflanzendecke abgeschabt, in den Stall gebracht und dann den Mist wieder auf den Sand gekarrt, um auf dem kargen Boden Roggen, später auch Kartoffeln anzubauen. Mit der Zeit haben die Menschen den Boden systematisch zerstört, und lila blühende Landschaften der Besenheide Calluna vulgaris sind entstanden.

Damit das auch im 21. Jahrhundert so bleibt, ziehen Tausende Heidschnucken in vierzehn Herden durch die Nord- und die Südheide. Was die Schafe nicht fressen, stutzen, schneiden und brennen Arbeiter ab. Gras macht sich breit, Birken bereiten in der natürlichen Abfolge eigentlich den Boden für Buchen. Die Heide würde ohne die Landschaftspflege von Schaf und Mensch brusthoch zu einem knorzeligen Gestrüpp heranwachsen. Nur geschorene Heidesträucher blühen und verwandeln die Landschaft im Spätsommer in ein leuchtend lila Blütenmeer, das Millionen Besucher sehen wollen.

Die Lüneburger Heide ist eine klassische Kulturlandschaft, was eigentlich

eine Tautologie ist, ein weißer Schimmel, denn alles, was nicht Landschaft ist, ist Natur und Wildnis – also ein Ökosystem, in dem Tiere, Mikroben, Pflanzen, Pilze, Algen und all die anderen Lebensformen ohne den Menschen machen können, was sie wollen. In Deutschland ist das Gleichgewicht aus Natur und Landschaft, Kultur und Wildnis, industrieller Nutzung und Ökotoxik aber verrutscht.

Die Deutschen leben mit ihrem Bodenverbrauch seit Jahrzehnten über ihre Verhältnisse. Sie planieren, asphaltieren, betonieren und bebauen täglich mehr als 50 Hektar. Die Siedlungs- und Verkehrsfläche hat sich in den vergangenen 60 Jahren in Deutschland verdoppelt, schreibt das Umweltbundesamt.

Endlose Maisäcker verwandeln die Landschaft in etwas Monotonen, mit Glyphosat besprühte Felder veröden das natürliche Leben. Die Masse der Insekten ist in den vergangenen 30 Jahren um 75 Prozent zurückgegangen. Die Mehrzahl der Frösche, Singvögel, Fledermäuse und Fische steht auf der Roten Liste der vom Aussterben bedrohten Tierarten. Nur noch 1 Prozent der Flüsse fließen natürlich, 1 Prozent der natürlichen Auen sind erhalten, lediglich 2,8 Prozent der Wälder in Deutschland gelten als natürlich, also nicht von Menschen gepflanzt und unbeflüsst.

Da natürliche Ufer, Seen, Wälder und andere Naturlebensräume hierzulande

2,8

Prozent der Wälder in Deutschland sind Naturwälder. Das bedeutet, sie werden nicht forstlich genutzt.

Quelle: Bundesamt für Naturschutz

104

Naturparks gibt es zurzeit in Deutschland. Sie machen 27 Prozent der Fläche des Landes aus.

Quelle: Verband Deutscher Naturparke (VDN)

nur in Resten erhalten sind, haben Naturschützer die naturnahe Landschaft zur Natur erklärt. Aus der Lüneburger Heide wurde so 1921 eines der ersten Naturschutzgebiete Deutschlands. Bürokraten unter den Naturschützern ordneten Anfang der 1990er Jahre die verschiedenen Landschaften in Lebensraumtypen. So wurde aus der Lüneburger Heide der Lebensraumtyp „Trockene Sandheiden mit Calluna“, der in der Europäischen Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie geschützt ist. Aus Landschaft wurde also Natur.

Die Aneignung der Natur hat eine neue Art der Natur hervorgebracht. Erst durch das menschliche Pflügen, Holzen, Mähen, Schürfen sind Landschaftselemente entstanden, die Insekten, Vögel oder auch bestimmte Pflanzenarten nutzen und besiedeln konnten. So wie die Blauflügelige Ödlandschrecke aus der Familie der Feldheuschrecken auf den kargen Sandböden der Heide einen ihrer letzten Lebensräume in Deutschland hat.

Deswegen ist Landschaft eben auch Natur, so wie die savannenartige Landschaft des ehemaligen Tempelhofer Flughafens in Berlin, auf dem Feldlerchen eine seltene Brutgelegenheit finden.

„Weite ist ein Trend“, sagt der Touristikmanager Ulrich von dem Bruch. Da der Homo sapiens die Weiten Afrikas quasi erst gestern verlassen hat, schätzen Menschen auch heute die offene, mit einigen Bäumen bestandene Landschaft am meisten.

Das haben Experimente der amerikanischen Psychologin Rachel und Stephen Kaplan gezeigt. Sie haben einigen hundert Freiwilligen in den USA, Argentinien und Australien Bilder von natürlichen und künstlichen Landschaften präsentiert. Das Ergebnis: Die Menschen auf allen drei Kontinenten bevorzugten Landschaften, die „man als parkähnlich oder als Steppe oder Savanne bezeichnen kann“. Abgelehnt haben die meisten dicht bewachsenes Unterholz im Vordergrund der gezeigten Bilder. Die Leute bewerteten die Landschaften so, als würden sie sich selbst hindurchbewegen. Sie wollten sie deswegen verstehen, sich darin zurechtfinden und bei Gefahr schnell wieder zum Ausgangspunkt finden können.

Andererseits mögen die Leute auch eine Natur, die die Kaplans als mystery, als Geheimnis, bezeichnen, also eine wilde und undurchsichtige Natur – jedenfalls dann, wenn sie über einen Pfad, einen Flusslauf entlang und über helle Lichtungen erkundet werden kann, um dann auf demselben Weg auch wieder sicher zurück zum Ausgangspunkt der Wanderung gelangen zu können.

Stephen und Rachel Kaplan deuteten das so, dass die bevorzugten Landschaften einen Teil der evolutionären Entwicklung des Menschen erklären können. Es sei möglich, dass die frühen Menschen, um ausreichend Nahrung und sichere Siedlungsorte zu finden, immer wieder neue Gebiete erkunden mussten, in denen sie nur dann sicher waren, wenn sie sich nicht zu weit von der ihnen bekannten Gegend fortbewegten – also im übersichtlichen und verständlichen Teil blieben.

Demnach sind die Ideallandschaften in unserem Unbewussten so etwas wie die archetypischen Erfahrungen der Menschheit, sind wir doch in diesen Landschaften evolutionär vorgekommen.

Und noch etwas haben Evolutionsbiologen und Paläopsychologinnen herausgefunden: Menschen siedeln im kollektiven Unbewussten am liebsten auf einem Hügel, von dem sie auf einen See oder einen Fluss in weitem Grasland schauen. Kinder und Erwachsene jeden Alters, ob in den USA oder in Deutschland, zeichnen und erzählen von derselben Landschaft, wenn sie ihre Vorstellung von Natur beschreiben: eine Wiese, durch die sich ein klei-

ner Fluss schlängelt, sie selbst stehen erhöht und sehen hinter der Wiese in erreichbarer Nähe einen Wald. Manchmal sehen sie vor ihrem geistigen Auge auch einen See inmitten der leicht hügeligen Landschaft und Gras fressende Tiere, die über eine Wiese ziehen.

Im Unterallgäu bleiben die meisten Kühe heutzutage im Stall. Sanft hügelig ziehen sich die Anfang April schon dunkelgrünen Wiesen durch das Voralpenland, unterbrochen mal von einem Fichtenforst und einem Rest Moor in einer Senke. Die Bauern zwischen Memmingen, Bad Wörishofen und Mindelheim füttern ihre Kühe seit Jahrzehnten im Stall mit Silage, also mit gehäckseltem Mais, Sojaschrot und eingemachtem Gras von den Unterallgäuer Wiesen. Anfang April sind die dicken Halme noch zu kurz, doch ab Mitte Mai können die Landwirte mähen, das Gras in hellgrüne oder rosafarbene Plastikfolien verpacken und in der Landschaft stapeln.

Die schweren Mähmaschinen verdichten den Boden, sodass Maulwürfe und Regenwürmer kaum durchkommen. Wenn die Kühe das Hochleistungsfutter aus Gras, Mais und Soja ge-

des 19. Jahrhunderts zurückverfolgt hat, als die Zeit der gemeinschaftlich bewirtschafteten Wiesen endete.

Vor rund 200 Jahren wurden die Kirchengüter aufgelöst und die Bauern erhielten kleine landwirtschaftliche Parzellen, die sie künftig einzeln nutzten und zu oft übernutzten, weil die gemeinschaftliche Fürsorge für das Land der Allmende fehlte. Nachdem der Stickstoffdünger erfunden worden war, konnten Wiesen gedüngt und Kühe gemästet werden. Die Bauern wollten kein Heu von artenreichen Streuobstwiesen mehr, sondern Hochleistungsgras für Hochleistungsmilchkühe.

Franke hat historische Landkarten und Gemeindebücher durchforstet. Mit seinem historischen Wissen verhandelt er mit Landräten, Bürgermeisterinnen und Bauern über den Erhalt der Natur von heute. Sein Ziel ist, die größtmögliche biologische Vielfalt aus dem Gegebenen rauszuholen. Sein Kompass der biologischen Vielfalt ist die Rote Liste, die zeigt, welche Tier- und Pflanzenarten in der von Menschen geprägten Landschaft lebten. „Vor dreitausend Jahren, als hier ein paar Kelten rumliefen, waren Moor und Wald bestimmt

1980er Jahren begann er die Landwirte vom Sinn der Natur in der Landschaft zu überzeugen und gründete den ersten Landschaftspflegeverband, um Naturschützer und Landwirte in einer Organisation zu vereinen und im Gespräch zu befrieden.

Bei einem Besuch der Autorin in Ansbach führte Göppel 2002 begeistert durch Streuobstwiesen, die dank seines Einsatzes und einer alten Mostpresse erhalten geblieben waren. Er erklärte, warum die winzigen Bläulings-Schmetterlinge struppige Magerwiesen brauchen, und hatte zwei Landwirte überzeugt, eine naturfreundliche Mahd vorzuführen. Anstatt die Wiese von einer Seite zur anderen durchzumähen, mähten die Bauern mal links, mal rechts, mal in der Mitte, damit die im Gras lebenden Tiere fliehen können. Göppel hatte sich das mit ihnen ausgedacht.

Als wahrer Naturfreund und überzeugter Klimaschützer wich Göppel mehrfach von der Parteimeinung der CSU und dem Fraktionszwang ab. 2010 stimmte er gegen die von der Union beschlossene Laufzeitverlängerung von Atomkraftwerken. 2018 reichte Göppel zusammen mit anderen Umweltschüt-

zern die Klimaklage beim Bundesverfassungsgericht gegen den mangelhaften Klimaschutz der Bundesregierung ein. Und erwirkte damit das Urteil vom März 2021, in dem das Bundesverfassungsgericht die Regierung zu mehr Klimaschutz aufforderte, um das Leben der nachfolgenden Generationen zu schützen. Während der Recherche zu diesem Text ist Josef Göppel überraschend am 13. April 2022 gestorben.

Im Unterallgäu bringt Jens Franke seit 20 Jahren die Bauern, Bürgermeister und Landräte des Bezirks an einen Tisch, um ihnen den Wert der Natur in der Landschaft zu vermitteln. Viele hat er überzeugt, eine Wiese später zu mähen, wenn seltene Große Brachvögel, Bekassinen oder Kiebitze dort brüten. Die Vögel bauen ihr Nest am Boden. Sind die Küken geschlüpft, flüchten sie aus dem Nest und suchen mit ihren Eltern nach Würmern und Insekten am Boden. Sie brauchen dann niedrig wachsende Pflanzen, um sich zu verstecken.

Jahrhundertlang haben Bauern mit der Sense um Johanni, um den 21. Juni, das erste Mal gemäht. Dann sind die Küken der verschiedenen Wiesenbrütervögel geschlüpft. Danach haben die Bauern noch einmal im September gemäht, wenn die Vögel wieder auf dem Zug in ihre Wintergebiete waren. Franke sorgt dafür, dass die Bauern für den wirtschaftlichen Ausfall entschädigt werden, wenn sie später mit der Bewirtschaftung der Wiesen beginnen. Das Geld für den Vertragsnaturschutz kommt von den jeweiligen Bundesländern, aus den Etats der Landkreise für den Erhalt der biologischen Vielfalt oder auch mal von der Bundesregierung.

„Im letzten Jahr haben wir zwanzig junge Kiebitze hochgebracht“, erzählt Franke, und er klingt wie ein stolzer Vater. Dem Großen Brachvogel konnten Franke und die Landschaftspflegerinnen im Unterallgäu aber nicht helfen. Drei Pärchen brüteten jahrelang im Tal der Mindel bei Mindelheim, irgendwann waren es nur noch zwei Paare, dann kam noch ein Paar aus dem Winterquartier zurück. Im vergangenen Jahr flog nur das Weibchen an die Mindel.

„Wiesenvögel sind Indikatorarten für intakte Landschaften“, sagt Franke, dessen Herz als Botaniker vor allem für Pflanzen wie den Großen Wiesenknopf, den zart lila blühenden Sumpfstorchschnabel und die Riednelke schlägt. Die Riednelke ist ein Überbleibsel der kalten Zeiten am Rande der Alpen und blieb wohl nach der letzten Eiszeit vor 10.000 bis 12.000 Jahren im Flachland. Sie stammt aus kälteren Zonen. Biologinnen sprechen von einem „Glazialrelikt“.

Wo die Riednelke sonst wachsen könnte, können die Biologen nicht sagen, denn nur im Moor des Benninger Rieds bei Memmingen hat sie überlebt. Sie braucht bestimmte Kalkablagerungen, die sich ausschließlich hier bilden, wenn wie zu Zeiten des Illergletschers kohlenstoffhaltiges Wasser aus dem Untergrund durch den Kalkboden nach oben drückt.

Der Gletscher ist mit dem Ende der Eiszeit geschmolzen, und nach der Landnahme der Menschen im 20. Jahrhundert drückt sich das Wasser nicht mehr durch die Poren des kalkigen Untergrunds. Das Benninger Ried, zwischen einer Bundesstraße und einer Fabrik für Autowaschanlagen, sieht auf den ersten Blick aus wie ein Moor. Tümpel haben sich gebildet, Weidenbüsche wachsen, aus dem matschigen Grund beginnen Sauergräser zu sprießen. Ein Kiebitz fliegt rufend auf. Doch schon ein Graben verrät, dass Menschen die Landschaft gestaltet haben.

Um die lange Geschichte der Trockenlegung kurz zu machen: Nachdem Einfamilienhäuser und ein Ge-



Ein Landwirt im Unterallgäu düngt sein Feld. „Die Scheiße bleibt hier“, sagt der Landschaftspfleger Jens Franke Foto: MIS/imagio

fressen und verdaut haben, verteilen die Bauern die stickstoffreiche Gülle aus den Ställen auf den Wiesen, damit ertragreiche, stärkehaltige Grasarten fette Ernte bringen.

„Nährstoffe werden importiert, die Scheiße bleibt hier, der Stickstoff läuft ins Grundwasser“, fasst Jens Franke, Geschäftsführer des Landschaftspflegeverbands Unterallgäu, den Kreislauf aus Naturzerstörung und Landschaftsübernutzung zusammen.

In kniehohen Gummistiefeln und Anorak steht Franke auf einer Anhöhe des Unterallgäus, durch das Grau des Regentages erscheinen am Horizont die von der Sonne grauorange angeleuchteten schneebedeckten Alpen. Nur wenige Grasarten und Wiesenblumen können die stickstoffhaltige Düngung mit Gülle verarbeiten. Löwenzahn, Gänseblümchen, Weidelgras, Knäuelgras und vielleicht noch vier, fünf weitere Stickstoff liebende Pflanzenarten wuchern dann auf den Wiesen. Eigentlich könnten da 50 oder 60 verschiedene Kräuter, Blumen und Gräser wachsen, und die mit ihnen verbundenen Schmetterlinge, Bienen, Grashüpfer würden über die Wiese summen.

„Die Landschaft hat ja ein paar hundert Jahre Landwirtschaft auf dem Buckel“, sagt Franke, der den Beginn der Vernichtung der natürlichen Lebensräume von Tapezierbienen und Goldenem Scheckenfalter bis zum Anfang

auch megatoll“, sagt Franke. „Dafür haben wir jetzt die Menschen, die die Natur nutzen, und wir müssen Menschen und Natur miteinander vereinbaren.“

Die Landschaftspflegeverbände bringen vom bayerischen Allgäu bis zur Uckermark in Brandenburg die Natur wieder in die Landschaft. Sie versuchen, Landwirte für eine naturverträgliche Bewirtschaftung zu gewinnen, was erst mal nichts mit Ökolandbau zu tun hat, sondern mit Landnahme – später im Jahr mähen, ein paar Meter am Ackerrand nicht pflügen und nicht bepflanzen, die nasse Senke matschig lassen, den Bach nicht länger stauen.

Für Städter hört sich das einfach an, doch wer je versucht hat, Landwirten einen Ackerrandstreifen abzuluxsen, weiß, wie langwierig solche Verhandlungen sind. Die Landschaftspflegeverbände holen auch die Kommunen und die Landkreise sowie die Naturschützerinnen in den Verein und beratschlagen gemeinsam, wie sie die Lebensräume von Azurjungfer, Kreuzotter, Feldlerche und Erdhummel erhalten können. Und woher das Geld für den Naturschutz in der Landwirtschaft kommt. Denn ohne Geld geht nix im Landschaftsschutz.

Die Idee zur naturfreundlichen Landnutzung hatte Josef Göppel, Forstwirtschaftler aus der Nähe von Ansbach in Mittelfranken und von 2002 bis 2017 Bundestagsabgeordneter der CSU. In den



Nur wenige Grasarten und Wiesenblumen können die stickstoffhaltige Düngung mit Gülle verarbeiten. Löwenzahn, Gänseblümchen und nur ein paar weitere wuchern dann auf den Wiesen

Fortsetzung auf Seite 30

188

Landschaftspflegeorganisationen sind Mitglieder im Deutschen Verband für Landschaftspflege (DVL). Der Dachverband wurde 1993 gegründet.

Quelle: Deutscher Verband für Landschaftspflege

1

Prozent der überflutbaren Flussauen in Deutschland sind weitgehend unverändert. Weitere 8 Prozent sind nur gering verändert und damit ökologisch intakt.

Quelle: Auenzustandsbericht 2021, Bundesamt für Naturschutz

Fortsetzung von Seite 29

werbegebiet auf dem ehemals riesigen Benninger Ried gebaut waren, fiel auch das unter Naturschutz stehende Rest-Ried trocken. Mit Rohren und Kanälen unter der Siedlung und der Fabrik wurde dann wieder Wasser in das Moor gepumpt. „Wir müssen die Urverhältnisse simulieren“, sagt Franke. Aber die Riednelke lässt sich offensichtlich nicht täuschen. Sie merkt, dass das Wasser nicht durch den Kalk nach oben gestiegen ist. Und im Boden sind zu wenige Samen übrig, aus denen die Riednelke selbst heranwachsen könnte.

Biologen des Botanischen Gartens Ulm und Jens Franke ziehen Riednelken daher mit Wasser aus dem Ried nun im Blumentopf und setzen sie im Frühjahr aus. Auch im Benninger Ried haben Menschen aus Landschaft so wieder ein Stück Natur gemacht. Das gestaltete Gebiet rund um das zarte Relikt mit den fliederfarbenen Blüten steht unter Naturschutz und wird von der Europäischen Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie geschützt.

Landschaftspflege mutet manchmal museal an, doch gerade die wiedervernässten Moore weisen den Weg in die Zukunft im Kampf gegen den Klimawandel. Nasse Moorböden speichern riesige Mengen Treibhausgase im Torf. Wenn der Boden nicht länger von Wasser bedeckt ist, entweichen sie. Der Torfboden selbst drückt sich dann zusammen und sinkt Jahr um Jahr ein bis zwei Zentimeter ab. Je tiefer der Boden, je niedriger der Wasserstand, desto höher sind die Emissionen.

„Die entwässerten Moorböden sind für 7 Prozent der gesamten Treibhausgasemissionen Deutschlands verantwortlich“, haben Wissenschaftler:innen des Greifswald Moor Centrums der Succow Stiftung errechnet. Zusammen mit dem Deutschen Verband für Landschaftspflege haben die Moor-Expertinnen ein deutschlandweites Programm für Landwirt:innen entwickelt, damit sie wieder mehr Wasser in die Landschaft lassen.

Auch das Unterallgäu ist von Natur aus nass. Die Landschaft wäre von Mooren geprägt, doch nur 500 Hektar Moor von ehemals 12.000 Hektar ha-



ben im Landkreis Unterallgäu überlebt. In einer Gegend im Kreis, im Hundsmoor, hat Jens Franke den Bauern mal 300 Quadratmeter, mal einen halben Hektar abgeschwatz und die schmalen Streifen zu 12 Hektar zusammengefügt.

Mit den Landschaftspflegern unter den Bauern hat er das Schilf aus dem Moor geholt, Kiefern und Faulbaumsträucher entwürzelt. „Das Moor ist noch klein, aber wenn ich nicht anfange, passiert gar nichts“, sagt Franke. Er hofft, dass er dank des Generationenwechsels in der Landwirtschaft und dem Geld aus dem Artenschutz- und Biodiversitätsetat des Freistaats Bayern das Hundsmoor bald auf 22 Hektar bis zur Günz erweitern kann.

Biber haben die dicken Weiden am kurvenreichen Ufer benagt. Im Moor blühen wieder fingerhohe Orchideen. Seggen und andere Sauergräser breiten sich aus, seitdem nicht mehr Schilf und Faulbäume das Moor verbuschen. Durch die Wiesen entlang des Moores läuft der „Glücksweg“, ein so beschriebener Wanderweg der „Wandertrilogie“, die sich die Allgäu GmbH ausgedacht hat.

Die Orchideenwiese im Hundsmoor wird wieder zur Landschaft, die Menschen neu nutzen. Sie wandern, genießen den Blick in die Weite und Natur.

„Ein guter Wanderweg ist schmal, abwechslungsreich und bietet schöne Aussichten“

Christina Fredlmeier, Wanderwege-Entwicklerin

„Wandertrilogie“ steht für die drei Landschaften des Allgäus, die von Wiesen, Wasser und Felsen geprägt sind, erklärt Christa Fredlmeier am Telefon. Sie entwickelt seit 20 Jahren deutschlandweit Wanderwege – von der Ostsee bis an die Alpen.

„Ein guter Wanderweg ist schmal, auf keinen Fall asphaltiert, maximal geschottert, er ist abwechslungsreich

mit Kurven und geraden Strecken und bietet schöne Aussichten.“

Das Allgäu hat Fredlmeier für die Tourismusagentur Allgäu GmbH von Bayern und Baden-Württemberg in neun „Erlebnisräume“ aufgeteilt. Rund um das landschaftsprägende Schloss Neuschwanstein ist der Erlebnisraum „Schlosspark“ samt Wanderrouten entstanden. Vom alpinen Sonthofen bis zum Nebelhorn wurde die Landschaft zu „Alpgärten“ zusammengefasst. Und weil der Name Unterallgäu in der Vermarktung nicht so zieht, wurden die Wiesen und Moore zu „Glückswegen“ erklärt.

Aber warum diese theoretische Überhöhung von Bergen, Wäldern, Wiesen und den letzten natürlichen Flüssen, wenn Wandern ein Megatrend ist? „Die Landschaftsvielfalt wird dann besser erlebbar“, sagt Fredlmeier. „Mit dem Storytelling machen wir die Landschaft verständlich.“

„Landschaft ist angeeignete Natur“, sagt Kenneth Anders, der die Kultur der Landschaft im Oderbruch nordöstlich von Berlin erforscht und das Oder-

Moore sind wichtig im Kampf gegen den Klimawandel. Landschaftspfleger Jens Franke im Hundsmoor im Unterallgäu
Foto: Ulrike Fokken

bruch Museum in Altranft mit seinem Kollegen Lars Fischer leitet. Die beiden betreiben zudem das Büro für Landschaftskommunikation, eine von ihnen erfundene Disziplin.

Als die Biosphärenreservate im Südosten Rügens oder in der Schorfheide-Chorin eingerichtet wurden, haben sie Menschen über die Landschaft ins Gespräch gebracht. „Es gibt verschiedene Aneignungsweisen, die sich im Raum miteinander arrangieren müssen“, sagt Anders. „Landschaft ist immer an die Möglichkeit gebunden, Perspektivvielfalt einzunehmen und unterschiedliche Aneignungsweisen zu finden, die sich miteinander arrangieren müssen.“

Landschaft ist also weit mehr als Heimat oder der erwartete Blick auf Heideflächen, Almwiesen, Kreidefelsen. Landschaft ist der Spiegel der Gesellschaft in der Natur.

Landschaftspfleger Jens Franke sieht das auf den alten Landkarten des Unterallgäus, wo die Bauern einst schmale Streifen Moor erhielten, um Torf zu stechen. Quadratmetergroße Äcker oder Braunkohletagebauten erzählen dagegen von Energiehunger und anderen Landnahmen der Industriegesellschaft.

„Für unsere Gesellschaft ist es wichtig, dass wir in den Landschaften verschiedene Aneignungsweisen ermöglichen und nicht die eine die andere ausschließt oder dominiert“, sagt Kenneth Anders. „Denn die damit einhergehende Segregation führt auch zur Segregation unseres Bewusstseins. Wir sind dann nur noch als Erholungssuchende, als Touristen, Wohnende, Wirtschafter oder Montagetarbeiter in der Landschaft.“ Und auch der Begriff Landschaft verschwinde, wenn alles eine Betriebsfläche sei und Menschen auf allen Flächen ackern, bauen, siedeln.

Landschaft braucht also auch Vielfalt, um Landschaft zu sein. Fast wie in der Natur.

Ulrike Fokken ist freie Autorin und schreibt für die taz regelmäßig über Fauna und Flora. Bei der Recherche zu diesem Text haben sie die Kiebitze in den Allgäuer Moorlandschaften beeindruckt

54

Hektar werden in Deutschland täglich als Siedlungs- und Verkehrsflächen neu ausgewiesen. Bis 2030 soll dieser Flächenverbrauch auf unter 30 Hektar pro Tag sinken.

Quelle: Bundesministerium für Naturschutz

27

Prozent der Fläche von deutschen Großstädten wird landwirtschaftlich genutzt. Es gibt dabei aber große Unterschiede: In Erfurt sind es 55 Prozent, in Berlin nur 4 Prozent.

Quelle: Statistisches Bundesamt

taz panterpreis

KLIMATIST*IN GESUCHT

**MIT-
MACHEN!**
Ihr Vorschlag
bis 15.5.2022
taz.de/
pantersuche

Panter Preis 2022:

„Klima für Gerechtigkeit“

Bewerben können sich alle, die z.B.

- Gemeinschaftsgüter wie Wasser oder Wälder schützen
- mit Kampagnen oder neuen Rechtsformen ökosoziales Umverteilen bewirken
- Ländereien vor Spekulation retten
- „Bio-Ernährung für alle“ praktisch umsetzen
- solidarische Formen von Mobilität und Energieversorgung finden

Der taz Panter Preis ist ein Projekt der taz Panter Stiftung und mit zweimal 5.000 Euro dotiert.

taz Panter Stiftung | Panter Preis | Friedrichstr. 21 | 10969 Berlin | panter@taz.de

Wir danken für die Unterstützung:

LPG
BioMarkt

abasto

BOOKANDPLAY

Bildungswerk Berlin
für Kinder und Jugendliche

APE

EWS

GASAG

Ich schaute durch das Loch im Vorhang

Fünf Tage lang versteckte sich Maria Tarasenko mit ihrer Familie vor den russischen Soldaten in Butscha. Fünf Tage ohne Heizung, ohne Schlaf und ohne Essen, fünf Tage Schweigen, Hoffen, Bangen, dem Hund die Schnauze zuhalten. Der Bericht einer Überlebenden

Von Maria Tarasenko

Maria Tarasenko ist 23 Jahre alt. Sie wohnte mit ihrer Familie in Butscha, einem Vorort von Kiew, studierte Kulturwissenschaften an der Kiew-Mohyla-Akademie sowie Journalistik an der Universität von Mariupol. Daneben jobbte sie als Model – sie nennt Modeling ihr Hobby. Dann begann der Krieg. Sie war in Butscha, als die Russen kamen. Mit Glück überlebte sie die Massaker an der Zivilbevölkerung. Doch sie wurde Augenzeugin der Gewalt.

Ja, ich habe weite Zukunftspläne gehabt. Nein, ich erwartete keinen Krieg. Dann war alles anders.

Ich zähle nicht mehr, wie viele Male ich schon versuchte, meine Geschichte zu erzählen. Meine Familie (Mutter, Vater und Hund) und ich waren in Butscha Gefangene der russischen Faschisten. Gefangene in unserem Versteck. Es dauerte fünf Tage. Fünf Tage Hölle.

Es begann damit, dass mein Vater, ein Nachbar und ich auf der Straße beobachteten, wie die russischen Panzer in unserem Gebiet auffuhren. Als sie uns sahen, fingen sie an, auf uns zu schießen.

Danach ist alles wie im Traum. Wir haben uns in unserer Wohnung versteckt; ein Großteil der Einwohner von Butscha dagegen versteckte sich in Kellern – das war ein großer Fehler.

Die russischen Faschisten verteilten sich wie Kakerlaken über unser Viertel. Sie bezogen Stellungen. Einer von ihnen rannte ins Erdgeschoss unseres zweistöckigen Mehrfamilienhauses, schlug alle Fenster mit seiner Kalaschnikow ein und rief mit tierischer Stimme: „Kommt raus, Bandera-Schlampen, wir werden euch alle finden und töten!“ Der zweite, ein Scharfschütze, kletterte auf den Dachboden, wir hörten jeden seiner Schritte.

Wir saßen in der Wohnung im zweiten Stock. Wie erstarrt.

Ich werde jetzt nicht ins Detail gehen, wie wir, erschöpft von der schrecklichen Kälte, die Heizung ging schon seit dem vierten Kriegstag nicht mehr, nicht geschlafen haben, überhaupt nicht gegessen haben, Wasser aus einem Glas einmal am Tag getrunken haben, auf Zehenspitzen gelaufen oder gar nicht gelaufen sind. Manchmal hielten wir den Atem an. Wie wir eine dicke Schicht Toilettenpapier in die

Toilette legten, damit die Okkupanten das Rieseln des Urins nicht hörten. Wie ich das Maul unserer Hündin zuhielt, weil ein einziges „Wau“ uns den Kopf hätte kosten können. Und manchmal musste ich sie (Gott, wie furchtbar) schlagen, damit sie nicht über den Boden lief.

In der Zwischenzeit gelang es mir, den „Kobzar“, eine Gedichtsammlung unseres Nationaldichters Taras Schewtschenko, zu lesen, zu weinen und durch ein Loch im Vorhang vorsichtig zu beobachten, wie die Leute, die sich in den Kellern versteckten, von den Raschisten mit vorgehaltener Waffe herausgeführt wurden. Die Männer wurden weggebracht. Wohin? Unbekannt.

Menschen wurden geschlagen, getötet, Frauen vergewaltigt. Ich hörte Schreie und Geheul.

Hunde wurden erschossen. Die Wohnungen wurden beschossen oder mit Brecheisen aufgebrochen, Menschen wurden mit vorgehaltenem Maschinengewehr aus ihren Wohnungen rausgezerrt oder vor Ort erschossen.

In den Wohnungen machten die Eindringlinge Feuer, tranken, aßen, schissen und schliefen dort. Und sie raubten (natürlich), US-Dollars, ukrainische Hriwna (wozu?), Schmuck, Lebensmittel. Fast allen wurden ihre Telefone gestohlen, zerbrochen, wenn die Russen sie nicht brauchen konnten, mitgenommen, wenn sie ihnen gefielen.

Im Nachbarhaus wurde Tränengas in die Keller geschossen, damit die Menschen rauskommen. Männer mussten sich in der Kälte nackt ausziehen und über den Asphalt kriechen, und die Raschisten schossen lachend auf sie wie auf Zielscheiben. Ein Junge wurde di-

rekt in die Stirn getroffen. Frauen wurden gezwungen, niederzuknien und sich für ihre Ehemänner zu „entschuldigen“. Eine Frau wurde angeschossen, sie verblutete. Eine ganze Familie wurde dort getötet. Viele wurden weggebracht. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt.

In der Nähe unseres Hauses war eine Kreuzung, und die Orks fuhren hin und her. Ich sah, wie und wohin sie fuhren und wie viele sie waren.

An dem schicksalhaften Tag, als sie in unseren Bezirk kamen, hatte ich mein Telefon zum Aufladen in einem Auto auf der Straße abgeschlossen. Im Haus gab es doch keinen Strom mehr. Wasser nahmen wir aus der Heizung. Es war dunkelbraun. Einen Monat lang haben wir uns nicht gewaschen. Es ist un-

Männer mussten sich in der Kälte nackt ausziehen und über den Asphalt kriechen

möglich, wenn es zu Hause nur fünf Grad hat. Irgendwann hielt ich schon eine Schere in der Hand, um mir die Haare zu schneiden. Von Licht konnten wir nur träumen, wir zählten Streichhölzer in Schachteln, um Kerzen anzuzünden.

Dann also hatte es angefangen, man schoss aus Panzern auf uns, als wir auf der Straße waren, die Handys von meiner Mutter und mir angeschlossen hatten. Wir flohen in unsere Wohnung. Ein Nachbar erzählte später, dass er gesehen habe, wie das Auto kaputt geschlagen wurde. Die Telefone hätten sie rausgenommen.

Uns blieb nur noch das Handy meines Vaters. Mit dem war ich in Kontakt mit meiner Schwester und mit den ukrainischen Streitkräften. Denn von uns aus konnte man Irpin, Gostomel und das Zentrum von Butscha gut überschauen. Ich habe ständig den Streitkräften im Chatbot von Telegram Informationen weitergegeben. Ich gab ihnen detaillierte Infos über feindliche Ziele. Mit den Resten der Ladung in der Powerbank gelang es mir, das Telefon meines Vaters fünfmal hintereinander mit drei Prozent aufzuladen. Unter der Bettdecke meldete

ich die Positionen der Russen. Mit drei Prozent Ladung gab ich immer wieder Hinweise.

Ich hörte, wie eine Wohnungstür unseres Hauses nach der anderen eingeschlagen wurde. Ich hörte, wie jetzt wir an der Reihe waren, hörte, wie an unserer Türklinge gezogen wurde. Die Eltern in Tränen, aber die Tür gab nicht nach. Ich schaute stoisch weiter durch das Loch im Vorhang und merkte mir alles, was ich sah und von den Raschisten hörte. Verdammt, bis zuletzt. Ich wusste, dass wir nicht gerettet werden würden, also handelte ich so.

Warum die Raschisten die Tür nicht eingeschlagen haben? Wahrscheinlich weil sie gepanzert war und es einfacher ist, gleich das ganze Haus in die Luft zu sprengen als nur die Tür. Und da war auch die alte Frau von nebenan, die die Orks beherzt anlog. Sie war von ihnen anfangs in den Keller gebracht worden, ist aber in ihre Wohnung zurück. Da man öfter verdächtige Geräusche aus unserer Wohnung hören konnte, gingen die Orks immer wieder zu ihr und fragten sie, ob jemand hier sei. Und sie wiederholte stets: „Hier ist niemand; ich bin allein.“ Obwohl sie sehr wohl wusste, dass wir alle getötet würden, wenn der Hund, dem ich das Maul zuhielt, bellt.

Man kann sagen, dass die Frau uns gerettet hat. Sonst hätten die Orks uns umgebracht. Sie suchten gezielt nach unserer Familie, von den Kollaborateuren hatte uns jemand verraten, hatte erzählt, dass wir mit Mariupol in Kontakt seien. Mariupol ist ein rotes Tuch für sie. Aber wir haben überlebt.

Erst später wurde mir gesagt, dass ich wahrscheinlich Hunderte Menschen gerettet habe. Denn diese Banditen bewegten sich von unserem Distrikt aus auf das Zentrum von Butscha und das Wohnviertel Sklozavod zu. Dank meiner Informationen über die Stellungen und Bewegungen der Besatzer habe die gesamte Kompanie der Russen, die in unserem Viertel stationiert war, das Zentrum nie erreicht. Sie sind, wie der Raketenkreuzer „Moskwa“, untergegangen.

In diesen fünf Tagen, eingesperrt in unserer Wohnung, wusste ich nicht, was ich tat und warum. Ich habe es einfach getan.

Das ist alles. Meine ältere Schwester hat uns aus dieser Hölle herausgeholt. Wäh-

rend meine Eltern und ich uns jeden Tag in Butscha vom Leben verabschiedeten, konnte ich mir nicht einmal vorstellen, wie viele Menschen sich um uns kümmerten und wie viel Aufwand betrieben wurde, um uns zu retten.

Einen offiziellen grünen Korridor aus den Vororten hat es nie gegeben. Alle, die gegangen sind, haben ihr Leben riskiert, wir auch.

Es ist meinen Freunden und Kommilitonen aus der Akademie, die Verbindungen zu unserem Militär haben, zu verdanken. Durch sie bekamen wir Kontakt zu einem sehr erfahrenen Freiwilligen aus Worsel, der erst seine Familie aus der Hölle holen konnte, mit Hilfe des Militärs, das genau koordiniert hat, wo und an welchen Checkpoints Raschisten sind. Danach fing er an, anderen zu helfen. Auch uns.

Uns wurde eine spezielle SMS mit Codes geschickt, wie und wohin wir gehen, wie wir wem in die Augen sehen und was wir sagen sollen.

Dies war der Weg nach Kiew. Also gingen wir ins Nirgendwohin. Mit der Einsicht, dass wir es wohl nicht schaffen werden. Ich erinnere mich, dass ich mich von der Wohnung verabschiedet habe, das war's.

Meine lieben Kiew-Mohyla-Studienfreunde, ich werde es immer wieder wiederholen: Vielen Dank für alles, was ihr für mich und meine Familie getan habt. Vielen Dank für eure moralische und finanzielle Unterstützung. Ihr seid unglaublich, und ich liebe euch sehr.

Wir sind nicht weit gelaufen, bis nach Kiew. Und wir planen nicht weiter.

Butscha, der einst wohlhabende Vorort Kiews existiert nicht mehr. Er wurde mit den Menschen dem Erdboden gleichgemacht.

Ich weiß nicht, wie ich es jetzt doch geschafft habe, alles, was wir durchgemacht haben, Buchstabe für Buchstabe herauszuquetschen. Vielleicht wird mir danach etwas leichter zumute.

Dies ist jedoch nicht unsere einzige Tragödie. Es gibt noch eine – mein liebes Mariupol. Meine Mutter stammt von dort.

Übersetzung aus dem Ukrainischen: Ljuba Danylenko

An dieser Stelle schreiben wöchentlich Ukrainer:innen über ihre Erfahrungen im Krieg.



Butscha, 6. April 2022: Zwei Schwestern, die voneinander nicht wussten, ob sie die russische Belagerung überlebt haben, treffen sich wieder. Foto: Roman Pilipeylepa



Maria Tarasenko Foto: privat

Von **Kaija Kutter**,
Jan Feddersen (Gespräch)
und **Thomas Dashuber** (Foto)

taz am wochenende: Herr Korte, Sie waren im November 2020 zu einer Anhörung im Bundestag zum Transsexuellengesetz eingeladen. Und schon im Vorfeld gab es Proteste gegen Sie. Da käme ein ganz Rechter, hieß es. Sind Sie der CDU zugeneigt? Alexander Korte: Nein, definitiv nicht. Ich bin Stammwähler der Grünen, links-konservativ, würde ich heute sagen. Aber nach einer Analyse der beiden Gesetzentwürfe zum Transsexuellengesetz kam ich zu dem Schluss: Es ist ein großer Fehler, was die Grünen da im Sinn haben.

Grünen-Wähler – wirklich?

Tatsächlich war im Münsterländischen, wo ich aufgewachsen bin, mein Vater SPD-Ortsvorsitzender und glühender Anhänger von Willy Brandt. Als Kind durfte ich für meinen Vater immer SPD-Werbung in die Briefkästen schmeißen. Ich wurde groß mit „Atomkraft? Nein danke“, dem Nato-Doppelbeschluss und der ökologischen Bewegung. Die ist heute noch das wichtigste Thema für mich.

Grüne und FDP wollen das Transsexuellengesetz zugunsten eines Selbstbestimmungsgesetzes abschaffen. Menschen sollen ihre Geschlechtsidentität selbst aussuchen können, nötigenfalls auch Minderjährige gegen den Willen ihrer Eltern. Sie sind als Kritiker der geplanten Gesetze bekannt geworden – Ihnen wird zugleich Expertise abgesprochen.

Nun, ich bin an der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie der Ludwig-Maximilians-Universität München und seit fast 20 Jahren mit dem Thema beschäftigt. Zudem habe ich psychoanalytische Kulturwissenschaften studiert. Das ist wichtig, weil das Phänomen, mit dem wir es zu tun haben, eines erweiterten Blickwinkels bedarf.

Sie sagen, trans ist Mode?

Ich würde eher von einem Zeitgeistphänomen sprechen. Trans ist offensichtlich eine neuartige Identifikationsschablone, für die es einen gesellschaftlichen Empfangsraum gibt. Und das spricht in erster Linie eine vulnerable Gruppe von weiblichen Jugendlichen an. 85 Prozent der trans Identifizierten sind ja biologische Mädchen. Das ist ein internationales Phänomen. In Schweden stieg die Diagnosehäufigkeit bei 13- bis 17-jährigen Mädchen von 2008 bis 2018 um 1.500 Prozent.

Aber führt nicht mehr Sichtbarkeit schlicht auch zu mehr persönlichen Erkenntnissen?

Habe ich nie bestritten. Das erklärt aber mitnichten die exponentielle Zunahme und schon gar nicht das veränderte Geschlechterverhältnis. Auch in Deutschland wird diese Zunahme nirgendwo bestritten. Ich sage: Eine Verantwortung dafür tragen wir selbst, wenn wir diese Beratungs- und Behandlungsangebote so in die Welt tragen.

Was heißt: „So in die Welt tragen“?

Ich möchte einen Fall schildern. Mir ist ein Kind, biologisches Mädchen, überwiesen worden. Die Mutter hat selbst eine psychische Erkrankung. Bei dem Mädchen stellte sich heraus, sie hat nicht nur ein Problem mit Geschlechtlichkeit, sondern auch eine soziale Phobie und eine Depression. Und von Anfang an hatte ich bei der Mutter das Gefühl, dass sie schwer sexuell traumatisiert ist. Sie hat das auch bestätigt. Aus unserer Erfahrung, in der medizinischen Literatur bekannt, wissen wir: Bei Müttern, die selbst sexuell traumatisiert sind, ist die Wahrscheinlichkeit, dass deren Kind eine Geschlechtsdysphorie entwickelt, deutlich höher.

Woher wissen Sie das?

Das ist Erfahrungswissen von Therapeuten – das heißt, es gibt dafür eine empirische Evidenz und das wird auch von meinen „Kontrahenten“ nicht bestritten.

Es heißt inzwischen, Geschlechtsidentität sei angeboren.

Das ist abstrus. Die neurobiologische Forschung ist definitiv den Beleg schuldig, dass Geschlechtsidentität genetisch bedingt sein könnte. Auch aus der Sicht der Entwicklungspsychologie ist es abwegig, davon auszugehen, dass Identität etwas ist, mit dem man zur Welt kommt. Aus meiner Sicht ist Identität stets das Resultat einer individuellen Bindungs- und Beziehungs- und auch Körpergeschichte.

Wie ging denn dieser Fall aus?

Ich konnte dieses Mädchen zu einer Psychotherapeutin überweisen, die in einer Gruppe mit gleichgesinnten Patienten arbeitet. Es bestand Grund zur Annahme, dass diese Mutter für ihre Tochter nicht als positives weibliches Rollenmodell zur Verfügung stand. Und dass es an der Schwelle zur Pubertät zu der irrümlichen Überzeugung gelangt: „Ich bin trans.“ Meine Kollegin Lisa Littman aus den USA beschreibt dieses neue Phänomen als „Rapid Onset Gender Dysphoria“.

Also Jugendliche, die ohne Vorgeschichte einer Geschlechtsdysphorie oder geschlechtsbezogener Identitäts-



„Es fragen Eltern von Siebenjährigen: Wann soll meine Tochter Hormone bekommen? Und wann sollen die Eierstöcke raus?“

konflikte in der Kindheit von jetzt auf gleich ein Transouting haben – so?

Ja, und zwar in der Phase, wo sie sich mit ihrer Geschlechtsrolle und mit ihrem sich reifungsbedingt verändernden Körper auseinandersetzen müssen.

Und dann sehen sie trans Menschen als Fernsehstars.

Eben. Es ist in bestimmten Szenen hip, trans zu sein. Und davon fühlen sich in allererster Linie weibliche Jugendliche angesprochen, die einen sexualitätsbezogenen inneren Konflikt haben oder unter den gesellschaftlichen Rollenklischees oder Schönheitsidealen leiden – oder solche, die sexuell traumatisiert sind.

Wo sehen Sie das Problem?

In den Medien berichten Vorbilder euphorisch über ihre angeblich unkomplizierte medizinische Transition. Es wird so getan, als sei mit der Durchführung einer Geschlechtsangleichung das Paradies auf Erden erreicht. Dabei sind sie ein Leben lang abhängig von einer Hormonersatztherapie. Die verstorbene Sexualforscherin Sophinette Becker, mit der ich im engen Austausch stand, sagte immer: Liebe Leute, wir, die wir seit Jahrzehnten mit transsexuellen Patienten arbeiten, wir wissen doch, die wenigsten werden glückliche Menschen. Viele sind schnell ernüchert: Oft entspricht das Operationsergebnis nicht den Vorstellungen. Es ist nicht einfach, einen Lebenspartner zu finden. Die sexuelle Erlebnisfähigkeit hat gelitten. Nicht wenige werden zu chronisch Depressiven und müssen – und wollen auch – psychiatrisch behandelt werden.

Einige trans Personen empfinden Ihre Ausführungen als verletzend. Ihre Haltung stigmatisiere alle trans Menschen zu psychisch Kranken.

Ohne die Einordnung als krankheitswertige Störung gibt es keine Kosten-

übernahme der Finanzierung von medizinischen Dienstleistungen! Dazu gibt es eigentlich mehrere rechtskräftige Urteile des Bundessozialgerichts. Entscheidend ist der „klinisch relevante Leidensdruck“ und die Beeinträchtigung. Die unselige Entpathologisierungsdiskussion führt ins Nichts – sie schadet den Betroffenen, was ein Großteil von ihnen mittlerweile auch begriffen hat. Allein den Transaktivisten ist die Einsicht verwehrt, dass diese Diskussion nicht mehr im Sinne der unter Geschlechtsdysphorie Leidenden ist.

Eine Ärztin der Londoner Tavistock-Klinik berichtet, Minderjährige, Vorpubertäre und ihre Eltern wollen am liebsten sofort Hormone. Erleben Sie das in Ihrer Klinik auch?

Definitiv, ja. Es fragen Eltern von Siebenjährigen: Wann soll meine Tochter Hormone bekommen? Und wann sollen die Eierstöcke raus?

Sie lehnen Pubertätsblocker ab. Was spricht dagegen?

Die Blockade der Pubertät mit Medikamenten ist meines Erachtens medizinisch fragwürdig. Wir wissen aus

zu identifizieren – weil wir nicht in die Zukunft blicken können, beziehungsweise weil es keine sicheren Prädiktoren dafür gibt.

Geben Sie in Ihrer Klinik auch Hormone?

Gegengeschlechtliche Hormone geben wir in München in einzelnen Fällen. Aber immer erst nach einer mindestens einjährigen, psychotherapeutisch begleiteten Alltagserprobung und einer sehr sorgfältigen Indikationsprüfung. Bisweilen habe ich am Ende aber immer noch ein ungutes Gefühl. Aber besser, wir machen das, als dass sich die Jugendlichen die Hormone im Internet besorgen.

Hat nicht jeder in der Pubertät eine schwierige Phase? Ist das Hadern mit seinem Geschlecht nicht normal?

Ja, es gibt die ‚Scham-Krise‘. Da gibt es aber Unterschiede zwischen Jungs und Mädchen. Bei Mädchen ist der Eintritt der Geschlechtsreife durch die erste Menstruation, die Menarche, markiert. Etwa ein Drittel der Mädchen erlebt die eindeutig als aversiv. Bei Jungen ist das Pendant dazu der erste Samenerguss. Den empfinden die fast alle angenehm.

Aber Mädchen können sich auch Lust bereiten, durch Reiben ihrer Klitoris.

Sicher gibt es auch adolezente Mädchen, die masturbieren. Ihr Anteil ist jedoch deutlich geringer. Bei Jungen sprechen wir von annähernd 100 Prozent, bei Mädchen je nach Studie von zwischen 20 und 50 Prozent. Wenn ein Mädchen ihren Körper als Quelle angenehmer Gefühle entdeckt und ihn aus diesem Grund positiv besetzt, ist es höchst unwahrscheinlich, dass sie eine transsexuelle Geschlechtsdysphorie entwickelt. Mädchen, die einen Transwunsch formulieren, haben meistens keine Erfahrung mit Masturbation.

Und die Menstruation tut bloß weh.

Richtig. Die Orgasmusfähigkeit, vor allem im Rahmen soziosexueller Kontakte, ist für Mädchen eine größere Herausforderung als für Jungen. Dieser Unterschied muss für das Verständnis einer ganzen Reihe von psychischen Erkrankungen berücksichtigt werden. Zum Beispiel der Anorexie. Auch hier liegt fast immer auch ein sexueller Konflikt zugrunde – beziehungsweise eine Ablehnung von Weiblichkeit. Nur kämen wir nie auf die abstruse Idee, Appetitzügler zu geben.

Sie meinen wie Pubertätsblocker?

Genau. Beide Phänomene haben ein gestörtes Körperbild gemein. Ein mager-süchtiges Mädchen leidet auch brutal unter ihrem vermeintlichen Zu-dick-Sein. Bei Kindern mit Geschlechtsdysphorie sind wir geneigt, dieses unsägliche Narrativ vom „im falschen Körper geboren“ unhinterfragt zu übernehmen. Was für ein Blödsinn!

Es gibt eine Studie aus den Niederlanden mit fast 7.000 TeilnehmerInnen. Die Quote derer, die ihre Transition rückgängig machen wollten, lag bei unter einem Prozent. Warum sollte das in Deutschland anders sein?

Ich kann Ihnen spontan mehrere aktuelle Katamnese-Studien vorlegen, deren Ergebnisse in eine ganz andere Richtung weisen – die für eine zuletzt deutlich gestiegene Detransitionerrate sprechen, dass also mehr Menschen wieder in ihr Geburtsgeschlecht zurückgehen. Es ist müßig, über eine einzige Studie zu diskutieren.

Es heißt, die Transitionierten sind psychisch gesünder.

Diese Behauptung gründet sich auf Befragungen, bei denen es aber eine Stichprobenverzerrung gibt dergestalt, dass negative Verläufe gar nicht publiziert werden. Da hat niemand Interesse daran. Auch für die Patienten ist es schwer, sich einzugestehen: Das war falsch.

Haben Sie Zahlen dazu?

Lisa Littman machte eine große Zahl von Menschen ausfindig, die detransitionierten. Etwa die Hälfte hatte das ihren Ärzten nicht gesagt.

Was ja das Schicksal der Britin Keira Bell ist. Ihr wurden im Jugendalter

Hormone verabreicht, beinahe beratsungslos. Ihre Brüste wurden schließlich entfernt – ehe sie erkannte, dass sie doch eine Frau ist, eine lesbische Frau.

Es gibt Studien, denen zufolge die Suizidrate bei operierten trans Menschen erhöht ist. Die Transaktivisten-Szene sagt, das sei nur Ausdruck des Minoritäten-Stresses. Das mag eine Erklärung sein, aber ganz sicher nicht die alleinige. Aber: Es gibt eine kleine Subgruppe, für die ist die Transition die richtige Option.

Wie erkennen Sie die?

Das kann ein Erwachsener nur für sich selbst entscheiden. Ich finde das Lifetime-Kriterium bedeutsam. War es schon immer so, dass eine Person sich dem anderen Geschlecht zuordnete? Ich kenne erwachsene Transsexuelle, die, obwohl sie das alles durchlaufen haben, mittlerweile dafür plädieren, den Weg der unblutigen Transition auszuprobieren.

Was wäre eine „unblutige Transition“?

Wenn Betroffene nur ihre soziale Geschlechtsrolle wechseln, entsprechend auftreten, ohne medizinische Maßnahmen zur äußeren Geschlechtsangleichung.

Nun regieren Grüne und FDP und setzen um, wovor Sie warnten.

Eine Reform des Transsexuellengesetzes finde ich nicht grundsätzlich verkehrt. Nur sollte man das Gesetz nicht durch ein Selbstbestimmungsgesetz ersetzen. Das hilft den Betroffenen nicht. Geplant ist ja, dass das ab 14 Jahren gilt. Das wird auch zu Zerwürfnissen in Familien führen, weil mancher Teenager das dann gegen den Willen seiner Eltern durchsetzt.

Es hat doch auch Familien zerrüttet, wenn Kinder ihr schwules oder lesbisches Coming-out hatten. Und da sagen wir als Emanzipationswillige immer: Tja, dann ist die Familie an der Stelle eben ein bisschen zerrüttet, da müssen die Eltern durch.

Ja, einverstanden. Wobei es hier um etwas anderes geht. Schwule und Lesben wollen von Ärzten und Therapeuten vor allem eines: in Ruhe gelassen werden. Transsexuelle hingegen wünschen eine aufwendige und folgenreiche medizinische Behandlung – mit irreversiblen, lebenslangen Konsequenzen. Und das wäre bei einer nur vorübergehenden Geschlechtsidentitätsverwirrung eine fatale Fehlentscheidung!

Wurde so nicht früher auch über Homosexualität geredet? Es ist „nur eine Phase“?

Ich wüsste nicht, dass dies so gewesen sei.

Doch, so wurde sie begriffen.

Jedenfalls: Die vielfach bemühte Analogie „trans – Homosexualität“ trägt nicht. Es handelt sich um völlig verschiedene Dinge. Früher, im Zuge der Emanzipation von Homosexuellen, ging es darum, den eigenen Spielraum, das eigene sexuelle Erlebens- und Verhaltensspektrum zu erweitern und sich von tradierten Normen zu befreien. Heutzutage besteht für Angehörige der jungen Generation die Herausforderung eher darin, sich im Dienste der Selbstwahrnehmung und -konturierung zu begrenzen.

Inwiefern?

Es geht darum, sich nicht von einer phasenweise bestehenden Verunsicherung in die Irre leiten zu lassen.

Warum ist die Debatte so emotional?

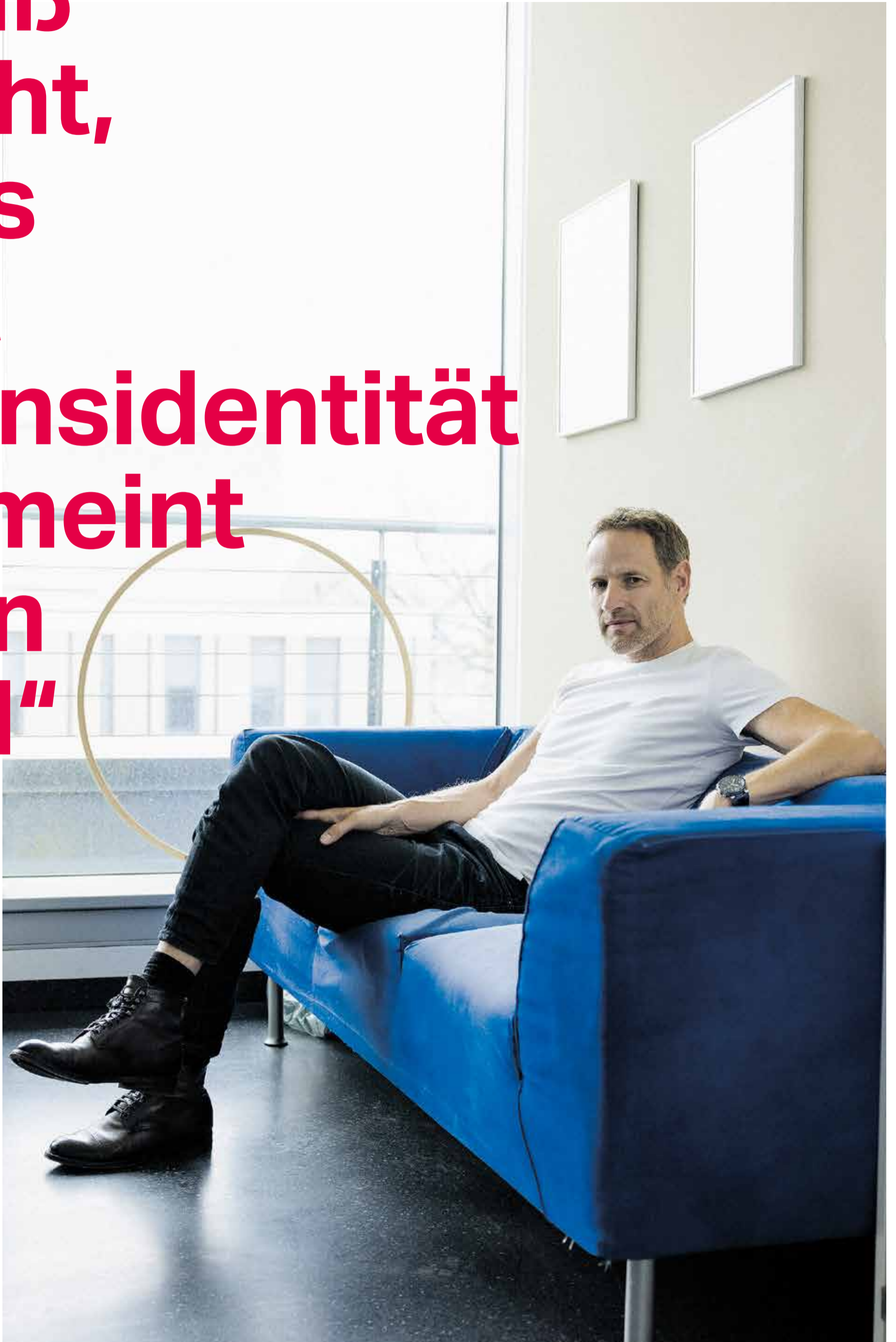
Das war im Zusammenhang mit „dem Sexuellen“ eigentlich immer so – dafür gibt es vielfältige Belege. Anders gefragt: Wird heutzutage nicht beinahe jede Debatte höchst emotional und nicht selten ohne Berücksichtigung der Fakten geführt? In besonderer Weise gilt das im Zusammenhang mit Identitätspolitik – und die ganze Transdiskussion fällt darunter.

Kaija Kutter, 58, ist Redakteurin der taz Nord.

Jan Feddersen, 64, ist taz-Redakteur für besondere Aufgaben.

Der Jugendpsychiater Alexander Korte warnt vor der Abschaffung des Transsexuellengesetzes – und ist dafür selbst in Kritik geraten. Ein Gespräch über Identität, Geschlechtsdysphorie und Pubertätsblocker

„Ich weiß nicht, was mit Transidentität gemeint sein soll“



Die Blockade der Pubertät mit Medikamenten ist medizinisch fragwürdig, findet Alexander Korte



Teenie-Schwarm Orlando Bloom zuhause bei Jasmin Mattausch aus Doebeln, 2006
Foto: Thomas Meyer/Ostkreuz

Mein lieber Schwarm

Schwärmen gilt als Teeniekram, Mädchen bereiten sich damit angeblich auf Beziehungen vor. Doch neue wissenschaftliche Studien sagen etwas anderes. Danach tagträumen auch die meisten Erwachsenen

Von Eiken Bruhn

Haben Sie sich schon mal vorgestellt, wie Sie und eine Kollegin sich auf der Betriebsfeier näherkommen? Oder Instagram-Beiträge einer alten Jugendliebe betrachtet und sich dabei ein Wiedersehen ausgemalt? Nicht? Dann kennen Sie vielleicht Tagträume von Sex mit einem Film- oder Popstar? Auch nicht? Sie haben noch nie geschwärmt? Wie schade.

Schwärmen, das definiert die kanadische Wissenschaftlerin Charlene Belu wie folgt: „Sie fühlen sich von einer Person angezogen, mit der Sie vielleicht geflirtet haben, aber Sie haben noch nie versucht, eine romantische oder sexuelle Beziehung mit ihr einzugehen.“ Belu ist eine promovierte Psychologin an der Dalhousie University in Nova Scotia, die über das Schwärmen geforscht hat. Der englische Begriff dafür ist „have a crush on someone“. Er bezieht sich ausschließlich auf Personen. Nur darum soll es in diesem Artikel gehen. Und nicht um eine Vorliebe oder Begeisterung für einen Gegenstand, Ort oder eine Person. Sondern eben ums Schwärmen.

Und das ist weit verbreitet, wie Charlene Belu herausgefunden hat: Nach aktuellem wissenschaftlichen Stand hat die Mehrheit sowohl der Jugendlichen als auch der Erwachsenen hin und wieder oder dauerhaft einen Schwarm, manche auch mehrere gleichzeitig und das unabhängig von Geschlecht oder sexueller Orientierung. Auch der Beziehungsstatus und die Zufriedenheit mit der Partnerschaft scheinen keine Rolle zu spielen.

Das widerspricht der auch über Medien verbreiteten Vorstellung, Schwärmen sei ein Zeichen seelischer Unreife, kompensiere einen Mangel oder diene lediglich der Vorbereitung auf echte Beziehungen, wie es unter anderem der Saarbrücker Klinikmanager Martin Huppert in zahlreichen Interviews behauptet hat.

Immer wieder – zuletzt im WDR Anfang dieses Jahres – wird Huppert dazu

befragt, weil er vor 17 Jahren eine Doktorarbeit über die Fan-Star-Beziehung veröffentlicht hat. Darin geht es allerdings nur am Rande ums Schwärmen, und seine Definition stützt sich auf eine waghalsig hergeleitete Theorie aus dem Jahr 1922. Kritisch hinterfragt haben Journalist:innen seine These – die sich zudem nur auf Mädchen bezieht, obwohl seine Befragung von Jugendlichen etwas anderes ergeben hatte – jedoch nie.

Der Grund dafür, dass sich solche irigen Annahmen so lange halten, liegt auch daran, dass es kaum Forschung zum Thema gibt. Gerade einmal vier Forschungsteams haben sich gezielt empirisch mit dem Schwärmen beschäftigt, alle in den USA und Kanada beheimatet. Eine Arbeit ist 1934 veröffentlicht worden, die nächsten dann erst wieder im vergangenen Jahrzehnt. Am tiefsten eingestiegen ist Charlene Belu in Kanada, die sich als Einzige mit schwärmenden Männern und Frauen in Beziehungen beschäftigt hat. Von ihr stammt auch die jüngste Publikation zum Thema. Eine andere Wissenschaftlerin hatte zuvor ausschließlich schwärmende Frauen befragt, die anderen beiden Studien handeln nur von Jugendlichen.

Auch Belu hatte Vorannahmen, die sie durch ihre eigenen Untersuchung fast alle revidieren musste. Für eine 2019 veröffentlichte Arbeit hatte sie in einer Vorstudie 176 Personen befragt und fand keine Bestätigung ihrer Hypothese, dass mehr Frauen als Männer von Schwärm-Erfahrungen berichten würden. Die Hauptstudie – 247 Frauen und Männer – räumte dann mit ihrer Vermutung auf, dass Menschen in unglücklichen Beziehungen eher dazu neigen, von alternativen Partner:innen zu träumen. Allerdings gab es eine Minderheit – 17 Prozent – die aussagte, dass sie ihren Partner oder ihre Partnerin für den Schwarm verlassen würden. Und diese Personen berichteten überdurchschnittlich oft, weniger zufrieden mit der Beziehungsqualität zu sein.

Belus Hauptaugenmerk gilt der Frage, inwiefern Schwärmereien eine Vorstufe von Beziehungen und damit

eine Bedrohung für exklusive Partnerschaften darstellen. Ergebnisse von drei weitergehenden Untersuchungen dazu hat sie im August veröffentlicht. Dabei kam heraus, dass Singles im Durchschnitt seltener mit ihrem Schwarm flirteten als Menschen in Beziehungen und ihre Gefühle auch eher geheim hielten als diese. Zudem fand Belu weitere Belege dafür, dass zumindest diejenigen in Beziehungen keine Absicht hatten, ihre Fantasien in die Tat umzusetzen. Es sei wohl „eine Form absichtlich unerfüllter Sehnsucht“, schreibt sie. Und dass die meisten ihre Schwärmereien genießen könnten, als „unterhaltsame Abwechslung im Alltag“. Nur 24 Teilnehmer:innen wünschten sich, dass die Attraktion verschwinden werde.

„Schwärmen ist eine Form absichtlich unerfüllter Sehnsucht“

Charlene Belu, Psychologin

Die Wissenschaftlerin schließt aus all dem, dass es beim Schwärmen offenbar nicht darum gehe, der oder dem Angebeteten näher zu kommen. „Stattdessen scheinen Schwärmereien andere psychosoziale Ziele zu verfolgen, vielleicht in einem Kontext, in dem man alternative Partner:innen betrachten, überprüfen und abgleichen kann.“

Doch in dieser Aussage zeigt sich die Beschränktheit einer Forschung, die Schwärmereien nur im Kontext „verliebt, verheiratet, geschieden“ betrachtet. Will man die bisher unklare Funktion des Schwärmens verstehen, lohnt es sich, auch Schwärmereien für Stars näher zu betrachten. Denn tatsächlich schwärmen viele Erwachsene von Prominenten, fast genauso häufig wie von Kolleg:innen oder Freund:innen, das hatte Belus aktuelle Studie ergeben. In der vorangegangenen von 2019 hatte

diese Kategorie noch gefehlt. Nun waren Schwärmereien für Stars zwar abgefragt worden, werden aber als „Fantasieschwarm“ bezeichnet, in der Annahme, die Wahrscheinlichkeit, dass sich mehr aus dem Schwarm entwickle, sei weniger „real“ als bei anderen Schwarmobjekten.

Das ist eine künstliche Differenz, denn zum einen hat Belus Forschung ergeben, dass es gar nicht unbedingt darum geht, tatsächlich in Kontakt zu kommen, und zum anderen sind Stars und Sternchen in Zeiten von Social Media nicht unerreichbarer als etwa Personen, die jemand über eine Dating App kennen gelernt und noch nie getroffen hat. Oder ehemalige Sexpartner:innen, mit denen jetzt nur noch ein virtueller Kontakt besteht.

Auch die Begriffsgeschichte legt nahe, dass das Schwärmen per definitionem aus der Ferne geschieht und immer etwas mit Fantasie zu tun hat. Laut Kluges etymologischem Wörterbuch der Deutschen Sprache bedeutet Schwärmen, „sich auf wirklichkeitsferne Weise für etwas begeistern, im heutigen Sinn etwa seit dem 18. Jahrhundert“. Noch jünger ist laut Wörterbuch die Übertragung dieses Zustands auf Personen („schwärmerisch verehren“). Seine Wurzeln aber hat das Wirklichkeitsferne im Religiösen: Als „Schwärmer“ und „Schwärmgeyster“ hatte Martin Luther seine innerreformatischen Gegenspieler bezeichnet, die sich vom Heiligen Geist erfüllt wähnten und jede kirchliche Ordnung ablehnten. Weil sie häufig als Ketzer verfolgt wurden, zogen sie ohne festen Wohnsitz durch die Lande, oft mit einem Gefolge von Anhänger:innen, daher vermutlich die Bezeichnung als (Umher-)Schwärmende.

Der lateinische Begriff für diese Leute ist „fanaticus“ („von Gott ergriffen“) von dem sich das Wort „Fan“ ableitet, das aber auch eine weitere Wurzel in „fancy“ haben könnte. Fancy heißt im Britischen Englisch schwärmen und geht auf „fantasy“ zurück. Es gibt noch einen weiteren Begriff, der eine Verbindung zwischen Schwärmen, religiöser Verehrung und Fantum herstellt.

Das britische Pendant zur deutschen Schwärmerei ist der „Enthusiasm“, was aus dem Griechischen kommt und „in Gott sein“ bedeutet. Als „enthusiastisch“ wiederum bezeichneten Zeitungskommentatoren seit Mitte des 19. Jahrhunderts das begeisterte Publikum von Musikkonzerten – bevor sich ein paar Jahrzehnte später der Begriff „Fan“ etablierte, zunächst im Sport.

Doch auch die Fan Studies, eine relativ junge interdisziplinär arbeitende Wissenschaftsdisziplin, haben nichts über das Schwärmen zu sagen. Das mag daran liegen, dass diese angeregt sind, um das sich bis heute haltende Negativimage von Fans aufzupolieren und zu zeigen, wie kreativ und aktiv diese sind. Dem Schwärmen hingegen haftet der Ruch des Passiven an, wie ein Zitat aus dem Jugendmagazin *Jetzt* zeigt: „Nur leise von Weitem an sie hinschwärmen, wäre uns zu wenig, das kommt uns schwach und hilflos vor“, sagt der Autor – Männer würden deshalb nicht schwärmen.

Das lässt sich auch anders sehen. Vorausgesetzt, dass Schwärmen damit einhergeht, sich romantische oder sexuelle Handlungen mit dem Schwarm auszumalen und sich damit ziemlich aktiv gute Gefühle zu verschaffen. So gibt es in der Fanforschung, etwa von Tonya Anderson oder Cornel Sandvoss, Hinweise darauf, dass Fans ihre Schwärmereien für den Erhalt ihrer psychischen Gesundheit einsetzen. Weitere Beispiele liefert das 1985 erschienene Buch von Fred Vermorel, „Starlust“ über „die geheimen Fantasien von Fans“, eine Sammlung von persönlichen Berichten. Eine im Rahmen des Buchprojekts interviewte Frau nennt darin Tagträumen „eine Kunst“ und setzt das Gefühl sogar gleich mit dem einer Meditation.

Doch wahr ist auch, dass sich viele Schwärmende für ihre Fantasien schämen und sogar Schuldgefühle entwickeln. Hinweise darauf finden sich in allen genannten Forschungsarbeiten der Psychologie und der Fan Studies. Vielleicht wäre das anders, wenn das Schwärmen nicht mehr so abgewertet würde.

Wunderbar unerreichbar: Taiwo Awoniyi!

Seit vergangenem Sommer schwärme ich für Taiwo Awoniyi, einen Fußballer aus Nigeria, der für den 1. FC Union in Berlin spielt. Ein supersympathischer, supergut aussehender Mann. Er vermittelt ein Gefühl, dass man Kraft aus einer Gemeinschaft ziehen kann, das mag ich an ihm. Und obwohl er ein wahnsinnig guter Fußballer ist, tritt er ganz bescheiden auf und würdigt immer die Teamleistung.

Ich habe schon immer geschwärmt, manchmal über Jahrzehnte. Mein erster riesengroßer Schwarm war Björn Engholm, der SPD-Politiker aus Schleswig-Holstein, der 1993 auch mal Kanzlerkandidat war. Als Teenager fand ich ihn total toll, weil er als Politiker ganz anders aufgetreten ist als andere.

Ich fand auch mal den dänischen Schauspieler Mads Mikkelsen toll, und einmal habe ich auch für einen Chef von mir geschwärmt. Ich glaube, was alle verbindet, ist das gute Aussehen und dass sie nicht arrogant sind, obwohl sie so viel zu bieten haben. Und dass sie zugewandt sind und ... nahbar.

Für mich ist es wichtig, zu meinem Schwarm in Kontakt zu treten, ihn jedenfalls theoretisch kennen lernen zu können, obwohl uns Welten trennen. Björn Engholm habe ich damals einen Brief geschrieben, und daraufhin hat er mich eingeladen, ihn auf einer SPD-Sommertour zu begleiten. Und Taiwo Awoniyi bin ich mal beim Einkaufen über den Weg gelaufen, da habe ich ihn auf das Spiel vom Vorabend angesprochen.

Leider hatte ich nichts dabei, mit dem ich mir ein Autogramm hätte geben lassen können, und ein Foto, das wollte ich irgendwie nicht. Aber wir haben uns so coronamäßig Faust an Faust die Hand geschüttelt. Danach bin ich ein paar Wochen auf Wolken geschwebt.

Das Autogramm habe ich mir später besorgt, das steht jetzt eingerahmt im Wohnzimmer. Ich habe ihn auch einmal über Twitter kontaktiert. Darauf hat er reagiert, aber schon sehr, sehr sparsam. Ich war davon nicht enttäuscht, ich freue mich, wenn überhaupt etwas zurückkommt. Für mich gehört, glaube ich, zum Schwärmen dazu, dass mein Schwarm eine Distanz wahrt, die klarmacht, dass meine Fantasien nicht real werden. Also zu einer gemeinsamen Nacht hätte ich immer ja gesagt, aber ich will keine Beziehung – auch wenn ich mir die in Tagträumen vielleicht manchmal ausmale. Dazu sind die Lebensumstände doch zu krass anders.

Schwärmen gibt mir das Gefühl, dass das Leben viele Möglichkeiten birgt. Dass man so wie ich damals mit dem Brief an Engholm etwas Bereicherndes erlebt, von dem man lange zehrt, sich aus der Realität so ein bisschen rausziehen und ein Glücksgefühl schaffen kann mit ganz wenigen Mitteln. Ich muss mir nur Fotos angucken oder etwas über meinen Schwarm lesen, und schon fühle ich mich besser.

Ich setze das manchmal gezielt in langweiligen oder blöden Situationen ein. Dann denke ich an denjenigen und überlege, wie es wäre, ihm nahezukommen, wobei das eher Knutschen wäre als Sex. Schwärmen kann schon lebensverändernd sein, und das Gute ist: Es birgt kein Risiko.

Eine Berlinerin Ende 40, protokolliert von Eiken Bruhn

Über den Tod hinaus: Marlene Dietrich!

Frühe neunziger Jahre: Meine Kumpels schwärmen von Madonna oder der Tennisspielerin Gabriella Sabatini, ich aber von Marlene Dietrich. Irgendwann hatte ich im Stern eine lange Geschichte über eine alternde Filmdiva gelesen, die ihre Wohnung nicht mehr verließ und mit dem Telefon den Kontakt zur Außenwelt hielt. Eine zweifellos traurige Geschichte, aber die Fotos hauten mich um: Dieser Schlafzimmerschmuck! Diese Ausstrahlung!

Egal aus welchem Jahrzehnt die Bilder stammten: Mit Strapsen auf dem Fass sitzend im Film „Der blaue Engel“, in US-Uniform, mit Frack und Zylinder,

im Hosenanzug. Irgendwann mal waren bei Frauen weite, lange Hosen Mode, etwas verniedlichend Marlene-Hosen genannt – fand ich natürlich gut. Ich las über sie, guckte ihre Filme.

In meiner unbescheidenen Fantasie malte ich mir aus, wie ich in ihrer Zeit lebte und ihre Liebhaber Joseph Kennedy, Erich Maria Remarque und Ernest Hemingway beiseite schiebe. Einer echten Diva angemessen fand ich, wie sie mit ihren zahllosen Verehrern (und Verehrerinnen) umging. Gequälte Ausreden wie „Wir können aber Freunde sein“ oder „Ich lebe in einer festen Beziehung“ wären Dietrich nie über die Lippen gekommen, viel

zu kleinbürgerlich. Sie hätte ehrlich gesagt: Du bist nicht genug für mich. Oder sich ihn oder sie genommen.

Ich schrieb mal einer Frau, in die ich verliebt war, die mir aber einen Korb gab, und zitierte leicht abgewandelt einen Dietrich-Songtext: „Männer umschwir'n Dich / Wie Motten das Licht / Und wenn sie verbrennen / Ja dafür kannst Du nichts.“ Ich hörte nichts mehr von ihr, sie fand es wohl peinlich, zu Recht.

Ich wohne übrigens ziemlich genau zwischen Marlene Dietrichs Elternhaus und dem Friedhof, auf dem sie begraben liegt. Das kann kein Zufall sein.

Gunnar Hinck



Supersympathisch, supergut aussehend: Fußballer Taiwo Awoniyi
Foto: André Wunstorf

Aber bitte nur ohne Tränen: Frauen!

Homos wie ich verlieben sich nicht in Frauen, sie himmeln sie auch nicht an, sondern: schwärmen für sie. Worauf es bei der klitzekleinen und gewichtigen Ultraadoration ankommt, ist, dass diese Frauen (ohne Sternchen) von größter Smartness sind. Kühl bis kalt, und bitte keine Tränen.

Maria Schell war eine Horrorschnalle, dauernd wimmernd und leidend. Und die Liebende selbst, viel zu passiv. No way. Oder die ewig aufgetriebene Shirley McLaine – ach nee, viel zu muttihaft auf die alternative Weise. Mehr so Weiber im charakterlich schmutzigen Sinne, da wird die Schwärmerei ernsthaft. Etwa Désirée Nosbusch in „Bad Banks“, in dieser Serie das menschliche Eis selbst.

Natürlich muss auch Uma Thurman genannt werden, „Kill Bill“ (I & II), eine Rachegöttin allergrößter Vorsätzlichkeit, erbarmungsarm und rücksichtsvoll zugleich (Kinder bleiben am Leben, klar). Last but not and never least: Helen Mirren. Nicht die in ihren resilienzförderlichen und woken Caffe-Latte-Wohlfühlfilmen („Die Frau in Gold“, „The Queen“ etc.), sondern als Inspector Jane Tennison in „Heißer Verdacht“ – allein, wie sie sich den Job als leitende Ermittlerin gegen die Cis-weiß-heteronormative Männermannschaft besorgt, ist von größter Resoluteit, absolut ohne alle Charme- oder Lächelzutaten. Nebenbei: dauerrauchend.

Jan Feddersen

Für immer in der Playlist: Tobias Regner!

Ich war 13, als Tobias Regner 2006 die dritte Staffel von „Deutschland sucht den Superstar“ gewann. Er hatte helle, mittellange Haare, eine raue Stimme, war Anfang 20, kräftig gebaut und trug bedruckte Shirts. Er ist der einzige Popstar, von dem ich jemals ein Poster aufgehängt habe. Für ihn habe ich sogar gegenüber meiner Mama – zu Recht bekennende Bohlen-Hasserin – zugegeben, DSDS zu schauen. Damit ich ihn ausnahmslos jeden Samstag Songs von Nickelback, U2 oder Bon Jovi singen hören konnte.

Am Morgen nach seinem Sieg fiel ich meiner Mitschwärmerin und Handballfreundin Maja in die Arme. Wir sprangen herum, als hätten wir das anstehende Punktspiel schon gewonnen. Sobald es ging, kaufte ich mir sein Album, hörte es rauf und runter, überspielte es sogar auf Kasette – damit ich es mit meinem Walkman überall hin mitnehmen konnte. Ich wusste genau, wie weit ich spulen muss, um zu meinem Lieblingslied zu skippen. Wenn es lief, dachte ich: Wow, so klingt echte Rockmusik.

Als ich heute bei TV Spielfilm lese, dass er zwischenzeitlich Eddie in „The Rocky Horror Show“ verkörpert hat, wird mir ein bisschen warm ums Herz. Ich höre den Song von damals und schiebe ihn in die „Old shit“-Playlist.

Alina Götz

Auf ein Wiedersehen: Jörg Draeger!

Wenn meine Eltern im Jahr 1995 – da wurde ich drei – für mich den Fernseher einschalten mussten, dann nicht wegen der Maus, dem Elefanten, der Tigerente oder der Gummibärenbande. Es war wegen Jörg. Jörg Draeger. Genau, der mit dem Schnurrbart, Gastgeber der Gameshow „Geh aufs Ganze“, die in den Neunzigern von montags bis samstags im Sat.1-Vorabendprogramm lief und von bunten Umschlägen, Kisten, Toren, Traumreisen und einer rot-schwarzen Stoffratte handelte. Zumindest sind das die Fragmente, an die

ich mich erinnere, wie gesagt, ich war nicht mal drei.

Die Regeln habe ich nicht kapiert, der Zonk ließ mich kalt. Es war einzig Jörg, dem meine Aufmerksamkeit galt. Sobald er die Showtreppe hinunterschritt, war ich von den Haarwurzeln bis in die Zehenspitzen entzückt. Ich schaute die Sendung nie neben meinen Eltern auf dem Sofa, ich musste stehen, kerzengerade und so nah, wie ich durfte, am Fernseher. Ich fand Jörg wahnsinnig witzig. Und charismatisch. Und so adrett. Das ist sicher nicht, was mir damals durch den Kopf ging, aber wenn ich mich ganz

doll anstrengte, meine frühkindlichen Synapsen reaktiviere und parallel das Youtube-Video einer alten Sendung anschau, dann war's vielleicht das.

Für Sommer 1995 schreibt meine Mutter in eines dieser Bücher, in denen man die „Meilensteine“ des Kindes notiert: „Leonie schwärmt für Jörg Draeger von ‚Geh aufs Ganze‘. Den kann sie nachmachen: ‚Tor 1, was Sie nicht haben, bitte auf!‘ und ‚Wir sehen uns wieder‘, dann verbeugt sie sich.“ Jetzt lese ich, dass seine Show neu aufgelegt wurde. Immer freitags auf Sat.1. Jörg, wir sehen uns wieder.

Leonie Gubela



taz

Hilfe für linke Medien in der Ukraine

Kritische und unabhängige Berichterstattung ist in diesen Zeiten wichtiger denn je, und die taz als unabhängig arbeitendes Medienhaus solidarisiert sich mit zwei jungen Medienportalen, die mit großem Mut und Unerschrockenheit und mit einer linken und antifaschistischen Haltung aus der Ukraine berichten: Hromadske und Zaborona verdienen jede Unterstützung - helfen Sie mit!

10 Wochen taz für 60 Euro
50 Euro Spende
gehen zu gleichen Teilen an die Medienportale **HROMADSKÉ UND ZABORONA**.

Wenn Sie schon ein Abo haben, ist auch eine Geschenkabon oder eine Direktspende möglich.



taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Gruppenbild im Schlafzimmer: Die Roma-Familie Suciv lebt seit sechs Jahren in der Drei-Zimmer-Mietwohnung in Essen-Altenessen



Über Liebe redet man nicht

Flora-Nadia Suciv lebt mit ihren drei Kindern in Essen. Sie sind Rom:nja. Jeden Tag ringen sie um Anerkennung, kämpfen mit Briefen der Verwaltung. Und freuen sich auf Freundschaften

Von **Tigran Petrosyan** (Text) und **Andreas Teichmann** (Fotos)

Die drei Frauen und der Zehnjährige der Familie Suciv wollen mit Vornamen angedredet werden. Weil Menschen, die sie besuchen, Freunde sind.

Draußen: Hollywood leuchtet in Altenessen. Die großen weißen Buchstaben eines Schriftzuges am Dach eines Friseur- und Kosmetikstudios nicht weit vom Marktplatz erinnern an das bekannte Schild in den Hollywood Hills. An der Hauswand ist eine fenstergroße Schere montiert, die das nördlichste Wohnviertel Essens rot beleuchtet. Und doch ähnelt es eher Bollywood.

Dinnen: Vorhänge und Gardinen hängen an den Fenstern in allen Zimmern – farbig, prächtig und mit Perlen verziert. Die Wände im Zimmer der Schwestern sind farbenfroh tapeziert mit blühenden großen Rosen in Rosa und Silber. Auf dem Doppelbett liegt ein Kopfkissen in Herzform. Zwei Nachttischchen mit Zebrastrifen stehen an den beiden Seiten des Bettes.

Küche: Wenn die Familie Suciv zusammenkommt, dann am liebsten in der Küche – die 43-jährige Mutter Flora-Nadia mit ihren beiden Töchtern, der 19 Jahre alten Isabela und der sieben Jahre jüngeren Marta-Maria sowie dem zehnjährigen Sohn Cosmin-Dániela. Um den Tisch herum ist auch genügend Platz für Gäste. An der Wand hängt das Bild des vor einigen Jahren verstorbenen Großvaters. Er hat sich mit der Familie damals auf den Weg nach Deutschland gemacht.

Erstes Glück: „Ihr Scheiß-Zigeuner!“ Das haben alle in der Familie Suciv schon gehört – in der U-Bahn, im Lebensmittelladen oder auf der Straße in Essen. Sie sind Rom:nja aus Suceava, im Nordosten Rumäniens. Seit

sechs Jahren wohnen sie in Essen. „Die Wohnungssuche war schwierig“, sagt Flora-Nadia. „Wir sind Roma, und die Menschen in Deutschland haben wenig Vertrauen in uns.“ Das ist die bittere Wahrheit, leider. Doch die Familie hatte Glück.

Die Macht der Sprache: Flora-Nadia redet in ihrer Muttersprache. Die mittlere Tochter Marta-Maria übersetzt. Sie macht das oft im Alltag für ihre Mutter und auch für die beiden Geschwister. Marta-Maria ist in der fünften Klasse und kann am besten Deutsch. Sie wirkt selbstbewusst. Sie kennt ihren Platz in der Mitte am Tisch. Nicht zum ersten Mal moderiert sie Küchengespräche. Das ist die Macht der Sprache. Sie lächelt charmant und mag, wenn sie das Sagen hat.

Die Geschwister: Ihre ältere Schwester bleibt fast immer zu Hause. Sie ist hochschwanger. Er wird ein Mädchen. Sie kocht Kaffee. Der kleine Bruder hat es sich auf dem blauen Ledersofa am Tisch gemütlich gemacht und isst Salzstangen. „Bei mir ist alles gut“, sagt er und greift immer wieder nach den Salzstangen. Er besucht die vierte Klasse und hat wenig Spaß an der Schule, weil sein Deutsch nicht gut ist. „Wenn ich etwas nicht verstehe, dann kommt die Lehrerin zu mir und versucht, es noch mal zu erklären. Aber eben wieder auf Deutsch“, beschwert er sich. Doch mit seinen Schulkameraden komme er klar. Jimi heiße sein bester Freund, mit ihm spiele er gerne Videospiele.

Der Helfer: „Ohne diesen Mann hätten wir es nicht schaffen

können“, sagt Flora-Nadia. Der Mann, den sie meint, heißt Ezerdjan Idrizi. Er schaut heute wieder bei der Familie vorbei und trinkt am Kopfende seinen Kaffee. Der 47-Jährige ist selber Roma und koordiniert die Beratungsstelle „MifriN“. Anders gesagt: Er kennt nahezu jeden Rom und jede Romni in seiner Stadt. Seit Jahren kämpft er in Essen dafür, dass Rom:nja Wohnungen und Jobs bekommen – und für vieles mehr. „Wir haben dagegen gekämpft, dass Maria die dritte Klasse wiederholen sollte“, erzählt er. „Das Jahr war aber nicht verloren.“ Idrizi wollte das Mädchen voranbringen und engagierte für sie Nachhilfe. Marta-Maria hatte Erfolg und durfte von der Grundschule sogar in die Realschule wechseln.

Bürokratie: Es gibt noch größere Herausforderungen als die Schule. Briefe lesen und darauf reagieren. Und davon bekommt die Familie genug – vom Jobcenter, von der Krankenkasse und der Hausverwaltung. Wenn Flora-Nadia einen Weiterbewilligungsantrag für die Sozialhilfe stellen muss oder zu Elterngesprächen eingeladen ist, geht sie mit den Schreiben zu Idrizi.

Job oder Schule? „Ich möchte selbst mein Geld verdienen“, sagt Flora-Nadia. Und das hat sie jahrelang auch getan. Als Reinigungskraft hat sie in einem Essener Unternehmen gearbeitet. Doch jetzt ist die Zeit des Lernens gekommen. Sie besucht jeden Tag einen Deutschkurs. „Anstrengend“. Arbeiten oder Lernen, das ist die Frage. Sie hat Schwierigkeiten beim Lernen, gibt sie zu. Sie will am liebsten wieder arbeiten gehen. Idrizi widerspricht: „Man kann nicht ordentlich lernen, wenn man nicht regelmäßig einen Kurs besucht.“ Diese Erfahrung macht er bei vielen der Roma-Familien.

Unfaire Arbeitgeber: Die Sprache ist der Schlüssel zur Integration. Das sagt auch Idrizi. Doch sein Argument, weshalb die Migrant:innen gut Deutsch



Am Küchentisch kommen sie zusammen

lernen müssen, klingt anders. „Wenn Rom:nja kein Deutsch sprechen, werden sie ausgenutzt.“ Verkürzte Stundenangaben passierten am häufigsten. Dass also weniger bezahlt wird, als gearbeitet wurde. „Auch landet man als Reinigungskraft ohne Deutschkenntnisse öfter in kleinen Firmen, die noch weniger bezahlen als die professionellen Reinigungsunternehmen.“ Flora-Nadia sei auch betroffen. Sie arbeitet vier Stunden, vom Arbeitgeber werden aber nur zwei berechnet. „Migranten und Migrantinnen müssen Deutsch lernen, um eigene Rechte verteidigen zu können“, wiederholt Idrizi.

Online kochen: Er hat noch einen anderen Plan. Er will Rom:nja digital begleiten. Einmal in der Woche will er Frauen über Zoom zusammenbringen, um ihnen die digitalen Werkzeuge beizubringen. Eine weitere Herausforderung für Flora-Nadia. Sie lacht und bedeckt mit ihren Händen das Gesicht. „Ihr werdet kochen, aber online“, sagt Idrizi. Und sie nickt.

Polizistin: Man redet wenig vor Fremden über die Probleme in der Familie. Auch von den Träumen erzählt man nicht so gerne. Welche das sind? Marta-Maria kennt ihre genau. „Ich will Ärztin werden oder noch besser Po-

lizistin“, sagt sie. Mit dem Beruf will sie Anerkennung in der Gesellschaft erreichen. „Aber auch die schlechten Menschen ins Gefängnis bringen“, sagt sie. „Diejenigen, die klauen, töten oder auch schlagen und Menschen beleidigen.“ Ihr Bruder sagt: „Bei mir ist alles gut“, und streckt seine Hand zum Teller mit den Salzstangen.

Liebe: Und die Träume der Mutter? „Dass meine Kinder gesund bleiben, ihr Glück finden und gute Menschen werden.“ Und was ist mit der Liebe? „Über Liebe redet man auch nicht. Sie gehört nur zum Herz“, antwortet sie. Doch macht sie einen Augenblick ihre Augen zu. Und ein Lächeln erscheint auf ihrem Gesicht. Nun ist Marta-Maria neugierig und stellt stur dieselbe Frage. „Mit Mama haben wir nie darüber geredet“, sagt sie. „Auch wenn über die Vergangenheit in Rumänien.“

Scham: Und wie ist die Mutter so? Ist sie streng? „Wenn wir schlechte Noten in der Schule bekommen“, sagt Marta-Maria. Sie mache sich Sorgen um die Schule. „Aber ich bin in Englisch sogar sehr gut, und deswegen schämt sich meine Mutter für mich nicht mehr.“ Oft aber hätten sich die einzelnen Familienmitglieder schämen müssen, weil sie nicht so wahrgenommen worden seien, wie sie in Wirklichkeit sind. Doch wer muss sich eigentlich schämen, meint Idrizi zu Recht. „Die Wohnung ist frisch renoviert, und es wäre schade, wenn dort eine Roma-Familie wohnt“, das war nur eine von den vielen Antworten, die er bei Wohnungsbesichtigungen gehört hat – ganz klar, sehr deutlich und unverschämt. „Große Vorurteile und Ängste sind in der deutschen Gesellschaft verankert“, sagt er.

Freundschaften: „Wir können in Essen nur etwas ändern, wenn wir miteinander reden“, sagt Flora-Nadia zum Abschluss, und: „Unsere Haustür ist für alle offen, wir freuen uns auf neue Freundschaften.“



Ein Blick in den Hinterhof des Mietshauses

Von **Andreas Rüttenauer**

Was haben wir nicht schon alles gelernt aus den Dossiers, die die taz zu den Landtagswahlen in den Bundesländern zusammengestellt hat. Zum Beispiel, dass die von den Zahlen her durchschnittlichste Gemeinde Baden-Württembergs alles andere als mittelmäßig ist. Oder dass die Mainzer Fastnacht alles andere als ein Hort der ewig Gestrigen ist. Wie es sich im Saarland politisch lebt, wo irgendwie alle alle kennen, haben wir erst neulich in einem dieser Landeskundedossiers gelesen. Gerade beschäftigen wir uns mit Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen, wo am 8. bzw. am 15. Mai neue Landtage gewählt werden. Stimmt, was man sich so erzählt über die Länder? Tickt der Norden wirklich anders? Und was hat eigentlich das Ruhrgebiet mit einer schnuckeligen Stadt im Münsterland gemeinsam?

In den Landesdossiers der taz sollen immer auch die Klischees abgeklopft werden. Die einfachsten Erkenntnisse münden dann oft in besondere Geschichten. In Schleswig-Holstein gibt es nicht allein die Küste, auch das Landesinnere bietet einiges. So wie Gelsenkirchen überlebt hat, obwohl der FC Schalke 04 vor einem Jahr in die zweite Liga abgestiegen ist. Wie identitätsstiftend kann ein Klub noch sein, der von Gazprom und dem Fleischmogul Clemens Tönnies gepöppelt wurde?

Esther Geißlinger, die aus Schleswig-Holstein für die taz berichtet, hat sich umgehört in ihrem Berichterstattungs-



Nix los auf dem Floß? Rhein-Floßfahrt bei Königswinter
Foto: Thomas Banneyer/dpa

Lokalkolorit für die großen Geschichten

Zu den Landtagswahlen in Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen sind wir mittendrin und berichten über beide Länder

gebiet. Und auch Andreas Wyputta, NRW-Korrespondent der taz, ist unterwegs, um Geschichten nach Berlin zu liefern. Von der Hauptstadt aus blickt so manch Redakteur von oben herab auf das Geschehen in den Ländern. Die Länderdossiers sollen da so etwas sein wie Medizin gegen diese Berufskrankheit, die in der Berliner Presseblase um sich greift.

Und in der Tat geht es ja um etwas bei den Wahlen. In Nordrhein-Westfalen weiß man um die Macht des Landes. „Wir sind 18 Millionen.“ Mit diesem stolzen Satz wird begrüßt, wer die Homepage des Bundeslands

besucht. Sollte hier der jüngst gekürte CDU-Ministerpräsident Hendrik Wüst scheitern, na klar, das heißt etwas fürs ganze Land.

„Der echte Norden“, so nennt sich Schleswig-Holstein selbst und positioniert sich damit selbst ganz an den Rand der Republik. Dabei kommt ganz viel Energie aus diesem Norden. Politische in der Person von Robert Habeck, aber eben auch die zur Stromgewinnung. Und statt grünem Rückenwind soll bald auch Flüssiggas im echten Norden ankommen.

Große Geschichten werden eben auch im Kleinen geschrie-

ben. Am Freitag, 6. Mai statten wir also Schleswig-Holstein einen Besuch ab. Und eine Woche darauf, am 13. Mai nehmen wir Nordrhein-Westfalen intensiver unter die Lupe.

Die Wahlergebnisse und alles, was sich für die politische Zukunft der Länder daraus ergibt, ist nach den Wahlen ausführlich in der taz zu finden. Aktuelle Zahlen, auch hintergründige, gibt es an den Wahlenden ab 18 Uhr auf taz.de.

Und wer erste Stimmen der taz-Expert:innen hören möchte, für den oder die gibt es taz Talks schon bald nach den ersten Prognosen.

Alles für Ihre Neugierde

Sich nach dem taz lab über das taz lab informieren

Wenn Sie diese Zeilen lesen, geht der große taz-Kongress wahrscheinlich gerade live über den Stream – oder ist bereits wieder Geschichte. Wobei, seitdem wir das taz lab ins Digitale überführt haben, hört es wunderbarerweise gar nicht mehr auf. Denn die Diskurse, Diskussionen und vielleicht auch Streitereien bleiben dank des digitalen Formats und unserer taz-lab-Mediathek noch monatelang online verfügbar und werden so zu einem jederzeit nutzbaren Speicher der Gedanken, Meinungen und Ideen. Und das für alle! Denn selbst wenn Sie sich vorab keinen taz-lab-Zugang besorgt

haben, der Ticket-Shop des taz lab ist auch nach dem 30. April geöffnet und bietet Zugang zu den über 80 Diskussionen mit allen relevanten Stimmen des Zeitgeschehens. Aber vielleicht wollen Sie sich auch erst mal darüber informieren, was am 30. April passiert ist und wer was gesagt hat? Auch dafür sorgen wir – mit einem eigenen Schwerpunkt auf taz.de und tazlab.de inklusive Live-ticker und mit zwei Sonderseiten in der taz am Montag, 2. 5. Wir freuen uns auf Ihre Neugierde.

taz lab 2022 – alles, was Sie wissen müssen: tazlab.de

Neue und alte Geber

Diskussionsveranstaltung der taz Panter Stiftung

Beim Gipfel von EU und Afrikanischer Union (AU) im Februar in Brüssel versprach die EU bis 2027 sagenhafte 150 Milliarden Euro für Afrika zu mobilisieren. Die Vertreter:innen der AU hoffen indes auf eine Überwindung kolonialer Wirtschaftsbeziehungen und Hilfe bei der nötigen Industrialisierung, Digitalisierung und ökologischen Transformation des Kontinents. Doch auch zahlreiche neue Geber bemühen sich um Einfluss in Afrika – neben China sind dies auch Indien, Russland oder die Türkei. Viele fürchten, Afrika könne sich vom Westen abwenden – oder zum Stellvertreter Schauplatz eines neuen

Kalten Kriegs, diesmal zwischen dem Westen und China, werden. Dazu diskutieren live in der Kantine: **Ann Ngenere**, Journalistin aus Nairobi, **Lujain Alsedeg**, Journalistin aus Khartoum im Sudan, **Martha Asumata Agas**, Journalistin bei der News Agency of Nigeria, **Theo Murphy**, Afrika-Experte beim European Council on Foreign Relations. Moderiert wird das Gespräch von **Christian Jakob**, taz-Redakteur im Ressort Reportage und Recherche.

Live dabei sein am 5. 5. 22 um 19 Uhr in der taz Kantine. Eintritt frei, nur nach vorheriger Anmeldung unter: taz.de/talk

der leser – drei sätze klassenhass

#114 Burgfrieden

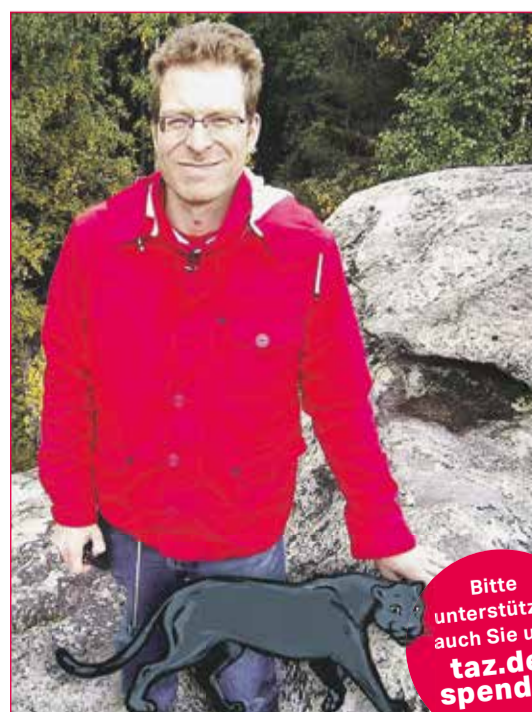


Foto: privat

Die Diskussion um die Lieferung schwerer Waffen an die Ukraine und die mögliche Beteiligung am Krieg beschäftigt diese Woche auch unseren Leser der ersten Stunde **Eberhard B. Pluempé**:

Eberhard B. Pluempé, Portugalreisender und Hanseat aus Bremen. Liest die taz von Anfang an.

Endlich, der Burgfrieden ist erreicht: die Mehrheitssozialdemokratie zelebriert zum wiederholten Male ihr 1914, die Grünen haben auch in dieser Frage ihren Turnaround geschafft, die BellizistInnen jubeln, die RüstungskapitalistInnen hören die Kassen klingeln, die IG Metall sieht die Arbeitsplätze gesichert. Nur eine kleine Schar aufrechter GallierInnen bleibt widerspenstig!



taz panterstiftung

Andreas Decker, taz Genosse und Spender aus Freising:

„Journalismus und vor allem **kritischer Journalismus ist weltweit in Gefahr**: durch Regierungen und durch Einflussnahme mächtiger Geldgeber. Ich unterstütze die taz Panter Stiftung, um **Journalismus in Deutschland unabhängig zu halten** – und ein Beispiel zu geben für ähnliche Initiativen im Ausland.“

Demokratie braucht unabhängigen Journalismus: Die taz Panter Stiftung fördert kritische Journalist*innen im In- und Ausland.

Bitte unterstützen auch Sie uns: **taz.de/spenden**

Weitere Infos: www.taz.de/stiftung
stiftung@taz.de | Tel. (030) 25 90 22 13

GLS-Bank Bochum | BIC GENODEM1GLS
IBAN DE97 4306 0967 1103 7159 00

taz Panter Stiftung I

Afrika-Workshop in Berlin

Von langer Hand vorbereitet und am Ende doch mit einigen Fragezeichen behaftet: Unmittelbar zum taz lab reist eine Gruppe afrikanischer Journalist:innen an, die im Vorjahr an einem digitalen Vernetzungs- und Fortbildungsworkshop der taz Panter Stiftung teilgenommen hat. Die Vorfreude ist groß: Sich endlich persönlich treffen, nachdem man zuvor fast ein ganzes Jahr über in Videositzungen zusammengekommen war und gemeinsam ein Magazin entwickelt hat, in dem über die afrikanisch-europäischen Beziehungen reflektiert wird. Bei 16 Teilnehmer:innen aus 15 Ländern Afrikas war die Vorbereitung der nach dem taz lab anstehenden Präsenzwoche in Berlin vor allem eine organisatorische Herausforderung – gerade was die Visa und die Einhaltung der Covid-19-Impfbestimmungen betrifft. Unsere afrikanischen Kolleg:innen müssen sich dabei mit Problemen herumschlagen, die uns zum Teil gänzlich unbekannt sind. Yasin Isse aus Somalia musste etwa allein zur Visumsbeantragung nach Nairobi, Kenia, reisen, weil es in Somalia keine Deutsche Botschaft gibt und somalische Pässe bei uns eh nicht anerkannt werden. Wochen später kehrte er in Kenias Hauptstadt zurück, um tagelang der Entscheidung zu harren, ob er ein Visum erhält – oder doch nicht. Von Berlin aus soll es im Übrigen weiter nach Brüssel gehen, wo unsere afrikanischen Kolleg:innen von der Fraktion der deutschen Grünen eingeladen wurden, die Arbeit des Europaparlaments näher kennenzulernen. Wir hoffen, dass dann Yasin mit dabei sein wird und auch der Rest der Gruppe die Reise vollständig antreten kann. *Ole Schulz*

Das Magazin des Afrika-Workshops jetzt zum Herunterladen sowie weitere Infos zu Projekten der taz Panter Stiftung unter: taz.de/stiftung

taz Panter Stiftung II

Novaya Gazeta Europe

Angesichts von Zerstörung, Flucht, Elend, Tod und wachsendem Hass braucht es ein Zeichen der Solidarität und eine Art des Dialogs. Auf Initiative der taz Panter Stiftung wird eine Auswahl von Texten der *Novaya Gazeta Europe* in einer Sonderbeilage der taz zum am 9. Mai zu lesen sein, sowohl in der gedruckten Ausgabe als auch online auf Deutsch, Russisch und Ukrainisch. Die Kolleg:innen werden Ihnen Geschichten erzählen: über die seit mehreren Wochen von russischen Truppen belagerte ukrainischen Hafenstadt Mariupol, Putins Regime, Journalismus in Zeiten von Desinformation und Propaganda.

Zur Bedeutung des 9. Mai

Und über die Bedeutung des 9. Mai in diesem Zusammenhang. Warum der 9. Mai? Dann nämlich jährt sich zum 77. Mal der Sieg der Roten Armee im „Großen Vaterländischen Krieg“ über Nazi-Deutschland. Diesen Tag beging schon die Sowjetunion, und Russland feiert ihn heutzutage mit einer großen Militärparade auf dem Roten Platz in Moskau. Doch was hat der Kreml in diesem Jahr zu feiern? Seit 24. Februar 2022 führt Russland einen Angriffskrieg gegen die Ukraine, der offiziell als „Spezialoperation“ bezeichnet wird – mit dem Ziel, den Nachbarstaat zu „entnazifizieren“. Die militärischen „Erfolge“ sind bislang ausgeblieben. Der Kampf tobt aber auch an der Heimatfront: Opfer sind einfache Bürger:innen, Kritiker:innen des Regimes von Russlands Präsidenten Wladimir Putin und vor allem die unabhängigen Medien, die ihre Stimme gegen den Krieg erheben und versuchen der staatlichen Propaganda etwas entgegenzusetzen. Mit allen Mitteln wird versucht diese Stimmen zum Schweigen zu bringen. Heute gibt es kaum mehr unabhängige Medien in Russland, weil Journalist:innen entweder im Gefängnis sitzen oder das Land verlassen haben. Auch eine der letzten Bastionen des unabhängigen Journalismus, die *Novaya Gazeta*, ist von diesen Repressionen betroffen. Im April hat ein Journalist:innenteam von *Novaya Gazeta* unter dem neuen Namen *Novaya Gazeta Europe* einen Ableger im Ausland gegründet. Die Beiträge erscheinen auf Russisch. Einige davon wenden sich aber auch an englischsprachige Leser:innen. *Tigran Petrosyan*

Weitere Infos zu den Projekten der taz Panter Stiftung und in Kürze die Texte der *Novaya Gazeta Europe* zum Nachlesen: taz.de/stiftung

„Neu ist, dass wir sofort handeln müssen“

Klimaforscher Stefan Rahmstorf erklärt, warum die Klimakrise unterschätzt, verdrängt und verleugnet wird: Über die verschiedenen Phasen der Klimaskeptiker-Falschbehauptungen



Stefan Rahmstorf, Jahrgang 1960, ist Klimaforscher und Professor für Physik der Ozeane an der Universität Potsdam
Foto: PIK

Interview **Raoul Spada**

taz am wochenende: Herr Rahmstorf, wir haben massiv Echtzeitdaten von Messstationen auf der ganzen Welt, Eiskernbohrungen, sehr präzise Modelle über den menschengemachten Klimawandel. Eine „erdrückende Beweislast“, wie Guterres es bei der Vorstellung des letzten IPCC-Berichts genannt hat. Können Sie und alle anderen Klimatologen dann nicht in Frührente gehen?

Stefan Rahmstorf: Es wird in

der Tat diskutiert, ob die Arbeitsgruppe 1 des Klimarats IPCC ihre Arbeit beenden sollte. Diese Arbeitsgruppe behandelt physikalische Grundlagen der Klimakrise – der Job ist letztlich getan.

Die Berichte der Arbeitsgruppen 2 und 3 zeigen Folgen und Gegenmaßnahmen – außerdem, wie krass wir die Ziele verfehlen. Was ist neu daran?

Neu ist, dass wir sofort handeln müssen, um unsere Emissionen bis 2030 zu halbieren. Die Chance zerrinnt uns zwischen den Fingern, weil die Politik

nicht entschlossen genug handelt: Wir brauchen schnell einen realistischen Preis für CO₂-Emissionen. Es darf nicht mehr gratis sein, die Atmosphäre mit Kohlendioxid vollzupumpen. Die Stromversorgung muss komplett auf Erneuerbare umgestellt werden, und jede Art von Subventionen für fossile Energien muss sofort abgestellt werden – Pendlerspachale, Tankrabatte und dergleichen. Wir subventionieren unseren eigenen Untergang mit Steuergeldern, das ist doch aberwitzig.

So hat es Guterres formuliert: „Wir setzen unser eigenes Haus in Brand“... und subventionieren sozusagen noch das Feuer anstatt die Feuerwehr.

Unterschätzen wir die Klimakrise einfach, oder verdrängen und verleugnen wir?

Ich denke, es gibt beides: Es gibt Menschen, die gezielt und teilweise aggressiv verleugnen, dass wir ein Problem haben. Von denen bekommen Wissenschaftler Drohungen, werden diffamiert und ange-

griffen. Viele andere verstehen die Dringlichkeit des Problems nicht, die existenzielle Bedrohung. Diese wären gutwillig, wenn sie die Tragweite verstünden. Interessengruppen aus der Energiewirtschaft finanzieren dazu seit Jahrzehnten Vernebelungspropaganda mit Hunderten Millionen Dollar.

Es sind ja nicht nur internationale Konzerne, die da lobbyieren.

Das ist richtig. Man sieht genauso, dass Staaten, die ihr Geld mit dem Verkauf fossiler Energien verdienen, alles dransetzen, das möglichst lange weiter zu tun. Dazu gehört auch, Klimaschutz zu torpedieren. In der Verabschiedung der Zusammenfassung der IPCC-Berichte versuchen Länder wie Saudi-Arabien und Russland immer wieder, den Text zu „verbessern“. Diese Länder gehen auch mit Propaganda an die Öffentlichkeit und verbreiten Klimaskeptiker-Falschbehauptungen.

Sie haben diese Behauptungen mal in Trend-, Ursachen-, Folgenleugnung eingeteilt. Geht es da nicht inzwischen eher um das Bekämpfen der Lösungen?

Das ist eine natürliche Abfolge. Als ich in den 2000er Jahren anfang, auf Skeptikerthesen zu antworten, behaupteten noch einige, es gebe gar keine Klimaerwärmung. Die haben einfach den Temperaturentrend geleugnet. Dann kam die Phase, in der die Ursache bestritten wurde:

„Okay, es gibt eine Erwärmung, aber der Mensch ist nicht daran schuld.“ Die nächste Phase der Verdrängung war dann die Folgenleugnung: „Wir müssen zugeben, es gibt die menschengemachte Erwärmung, aber es wird alles halb so schlimm.“ Jetzt sind wir in der Phase, in der die Leute Lösungen madig machen, weil man die Grundfakten beim besten Willen nicht mehr bestreiten kann: „Der Klimawandel ist ein Riesenproblem, aber Windkraft tötet Vögel“ oder, wie Putin mal gesagt hat: „Die Vibration der Windenergieanlagen treibt die Würmer aus dem Boden.“

„Wir subventionieren unseren eigenen Untergang mit Steuergeldern“

Nach dem Motto: „Alles richtig, aber da kann man nichts machen?“

Genau, die nächste Phase sind die Doomer: „Nun ist sowieso alles zu spät, die Welt geht unter, wir können nichts mehr tun.“ Das sind alles nur verschiedene Möglichkeiten, sich vor der Verantwortung zu drücken, etwas zu unternehmen.

Stefan Rahmstorf auf dem taz lab: „Klare Faktenlage“, Treibhaus, 12 Uhr

Sie wollen mitreden? Setzen Sie sich dazu!

Welche Gäste sitzen wann am Küchentisch im Besselpark?

Am Küchentisch, mitten im Besselpark in Berlin, nehmen wir uns Raum für eine offene Gesprächsrunde zu Krieg, Frieden und mehr. Wir laden Sie ein, zu uns zu kommen und mit uns zu diskutieren. Die Gespräche am Küchentisch werden moderiert von tazler*innen und durch Ihre Teilnahme vor Ort mitgestaltet. Das heißt: Wir liefern den Tisch und einige Gesprächspartner*innen und Sie setzen sich ganz analog dazu und reden mit.

12 Uhr Schornsteinfegerlegende **Alain Rappsilber**, Moderation: taz-lab-Redakteur:innen **Ehmi Bleßmann** und **Clemens Haucap**

12.30 Uhr Die taz-Genossenschaft wird 30 und verteilt Donuts an alle

13 Uhr Klima- und Antikriegsaktivist **Arshak Makichyan**, Schriftsteller **Grigorij Arosev** und Chefredakteur des neuen Medienprojekts *Novaya Gaseta Europe Kirill Martynow*. Moderation: taz-lab-Redakteurin **Anastasia Tikhomirova**

14.05 Uhr Schriftsteller **Stephan Wackwitz** und Grünen-Gründungsmitglied **Eva Quistorp**. Moderation: taz-lab-Kurator **Jan Feddersen**

15 Uhr Intensivpfleger **Ricardo Lange**. Moderation: taz lab Redakteurin **Ehmi Bleßmann** und taz-Redakteur **Ulrich Gutmair**

16 Uhr Welt-Chefredakteur **Ulf Poschardt**, Schriftstellerin **Jagoda Marinić** und Experte bei Greenpeace **Alexander Lurz**. Moderation: Wahl-taz-21-Redakteur **Adrian Breitling** und taz-Redakteur **Ulrich Gutmair**

Mehr auf: tazlab.de/besselpark

Endlich zu Gast beim taz lab: Jagoda Marinić

Eine der wichtigsten Stimmen, auch in identitätspolitischen Debatten

Schon viele Jahre mühen wir uns um sie, endlich hat unser Buhlen gefruchtet: dass Jagoda Marinić, 1977 im schönen Waiblingen zur Welt gekommen, Tochter damals jugoslawischer Gastarbeitereltern, zu Gast bei uns, beim taz lab ist. Und das klappt dieses Jahr, terminlich ließ es sich einrichten.

Der Vorname der von uns Umworbenen spricht sich übrigens korrekt, betont man die erste Silbe: Tut man das nicht, versteht sie es wahnsinnig charmant, darum zu bitten, diese kleine, ja aber nicht unwichtige Ungenauigkeit in der Ansprache auszubügeln. Nun ist es bei Menschen mit Korrekturbedürftigkeiten ja immer schwer: Wer will schon darauf hingewiesen werden, dass etwas nicht ganz stimmt. Aber Jagoda Marinić kann das eben freundlich, tut dies vor allem mit ihrer schönen, etwas ange-dunkelten Stimme.

Spricht sie, wünscht man sich sofort, sie wäre deutsche Gastmoderatorin bei einem ESC in Split oder Zagreb – denn sie würde selbst geringe Punktwerte so nahebringen, dass es nicht schmerzt, sondern ehrt.

Im Übrigen ist sie in allen identitätspolitischen Debatten – und nicht nur in diesen – eine der wichtigsten Stimmen aktuell, weil sie eben nichts Identitäres fixiert, sondern wie in einem Interview mit einer Literaturzeitschrift sagte: „Alles macht mich aus“, nicht das eine oder andere. *Jan Feddersen*

Die taz-„Schlagloch“-Autorin, Schriftstellerin, Filmemacherin und Theaterautorin sitzt beim taz lab zunächst als Gast mit am „Küchentisch“, unserem analogen Diskussionsforum im Besselpark am taz-Haus (16 Uhr), danach diskutiert sie beim allerletzten Panel im „Mainstream“ mit: „Kyjiw in unseren Herzen – Was nun? Was tun?“ (17.30 Uhr)



Foto: Dorothee Piroelle

Jagoda Marinić, Jahrgang 1977, ist Autorin und schreibt Kolumnen für die taz u.a.

Neue Gäste, Spielstraße, Park-Yoga und Party

Die letzten Neuzugänge im Programm und noch mehr Gründe in den Besselpark zu kommen

Diese Gäste haben es aufgrund letzter Änderungen nicht ins Programmheft geschafft:

Der Soziologe **Stefan Lessenich** wird um **18 Uhr** den **Krieg & Frieden Stream** mit seiner Anwesenheit bereichern, außerdem spricht dort um **11.30 Uhr** die Völkerrechtlerin **Alexandra Kemmerer**, statt **Karin Prien**. Welt-Journalist und Ex-tazler **Robin Alexander** kommt zum Gespräch im **Mainstream** um **10 Uhr** dazu. In der Veranstaltung der taz Genossenschaft um **14 Uhr** im **Mainstream** berichten die Journalist:innen **Anastasia Magazowa** und **Albrecht Ude** unter anderem darüber, wie man Fake News bei veränderten Bildern erkennt. Außerdem begrüßen wir den Osteuropahistoriker **Hans-Christian Petersen** im **Leuchtturm** um **12 Uhr**. Die Journalistin **Kathy Ziegler** verstärkt die Gesprächsrunde um **15 Uhr** im **Leuchtturm**. Die Juristin **Sarah Lincoln** nimmt an der Diskussion über die Entkriminalisierung von Schwarzfahren um **9 Uhr** im **Darkroom** teil. **Karl Bär**, Mitglied des Bundestags für Bündnis 90/Die Grünen setzt sich um **11 Uhr** in der **Pipeline** zum Gespräch dazu. Für die Veranstaltung der taz Panterstiftung in der **Pipeline** um **16 Uhr** begrüßen wir die Journalist:innen: **Kholoud Alamiry**, **Tavan Mohammad**, **Geraldine Fobang**, **Yasin Isse** und **Petra Bonhöft**. Um **17 Uhr** im **Spiegelsaal** wird die Veranstaltung durch Umweltaktivistin **Makoma Lekalakala** vervollständigt.

Wenn Sie zu unserm analogen taz lab Fest in den Besselpark kommen, bringen Sie Ihre Kinder mit: Es gibt eine **Spielstraße** mit **Spielmobil**, Kindertheater, Springseile, Straßenkreide und vieles mehr. Um **14.30 Uhr** gibt es **Yoga im Park** für alle (bringt eure Yogamatten mit!) und bleibt bis zur **Abschlussparty** um **19.30 Uhr**.

Alle Änderungen

Letzte Programminfos:

Statt der Veranstaltung „Ungeklärte Verhältnisse“ mit Susanne Hennig-Welsow, findet im **Mainstream** um **15 Uhr** folgende Veranstaltung statt: „Hört uns zu! Postost Perspektiven auf den russischen Krieg in der Ukraine“.

Die Veranstaltung „Keine Zeit für Kompromisse“ findet jetzt um **11 Uhr** im **Spiegelsaal** statt. „Für welche Linke kämpfen wir?“ findet um **13 Uhr** im **Spiegelsaal** statt.

Außerdem, Änderungen im **Klassenzimmer**:

12.15 Uhr Race
13.45 Uhr Ökomarxismus
14.15 Uhr Migration
Unser Programm auf dem letzten Stand finden Sie, findet ihr hier: tazlab.de/programm.

taz lab Tickets gibt es den ganzen Tag und noch darüber hinaus auf: tazlab.de

Akkreditierungen zum taz lab sind kurzfristig mit Namen und Mailadresse an tazlab@taz.de oder über unsere Hotline möglich.

Sie haben Schwierigkeiten mit Ihrem Ticket Zugang zu bekommen? Die taz lab Hotline ist ab Samstag, 8 Uhr für Sie besetzt: (030) 259 02 155

Noch Fragen? tazlab.de/faq

Schwerwiegende Leichtgewichte

Heute kämpfen im New Yorker Madison Square Garden Katie Taylor aus Irland und Amanda Serrano aus Puerto Rico um die WM im Leichtgewicht – und um die Zukunft des Frauenboxens

Von Martin Krauss



„Die Beste gegen die Beste“: Katie Taylor (l.) und Amanda Serrano begegnen sich vorm Fight auf dem Empire State Building Foto: Reuters/Shannon Stapleton

Was am heutigen Samstag ansteht, ist eine Weltmeisterschaft, bei der wirklich Welten aufeinanderprallen. Katie Taylor, 35, aus Irland, trifft in New York auf Amanda Serrano, 33, aus Puerto Rico. Taylor ist im Leichtgewicht die Weltmeisterin aller vier relevanten Profiboxverbände WBA, IBF, WBO und WBC, und auch das unabhängige Fachmagazin *The Ring* führt sie als Beste ihrer Klasse. Amanda Serrano ist eigentlich Superfliegengewichtlerin und hält beziehungsweise hielt sieben WM-Titel unterschiedlichster Gewichtsklassen, Rekord im Profiboxen. Schon rein fachlich hat Katie Taylor recht, wenn sie sagt: „Einer der Gründe, warum dieser Kampf so besonders ist, dass hier die Beste gegen die Beste kämpft.“

Katie Taylor steht für das seriöse Boxen, saubere Technik und lange Amateurschule. Amanda Serrano steht für etwas, das man in ihren Worten vielleicht als das „ehrliche Boxen“ bezeichnen könnte: durch den Sport den sozialen Aufstieg schaffen, sich durchs Leben boxen, Respekt für sich selbst erkämpfen.

Schon vor zwei Jahren war der Kampf der beiden angesetzt worden. Da hätte er in London stattgefunden, organisiert von Taylors Promoter Eddie Hearn, nicht nur im Vereinigten Königreich einer der größten Boxunternehmer. Der Kampf platzte, das lag zum Teil an der Coronakrise, zum Teil auch an Terminschwierigkeiten wegen Dreharbeiten für einen Film über Serranos Leben, aber auch an den Börsen, die Amanda Serrano nicht akzeptierte.

Es wurde weiterverhandelt, und aus Taylors Titelverteidigung in London wurde das Event in New York: Börsen, die es im Frauenboxen noch nicht gab, und zum ersten Mal in seiner 140-jährigen Geschichte wird der Madison Square Garden zwei Frauen zu Hauptkämpferinnen des Abends ernennen.

Katie Taylor wurde erst 2016 Profi, zuvor gehörte sie zu den besten Amateurboxerinnen der Geschichte: 2012, als in London das Boxen für Frauen erstmals olympisch wurde, gewann sie Gold, und fünfmal war sie Amateurweltmeisterin. Sogar in der irischen Fußballnationalmannschaft spielte sie, von 2006 bis 2009. Ihre Autobiografie wurde 2012 mit dem Irish Book Award

ausgezeichnet. Erstmals Boxgeschichte schrieb sie, als sie 2001 in Dublin den ersten Frauenboxkampf Irlands bestritt. Eine Pionierin, von der Steve Bunce, Boxexperte der BBC, sagt: „Selbst wenn Katie Taylor noch vor den Olympischen Spielen in London zurückgetreten wäre, würden wir über diese Frau sprechen, die in Irland eine unangreifbare Nationalheldin war.“

Amanda Serrano sieht das kein bisschen anders: „Als Katie ins Profiboxen wechselte, war ich enorm aufgeregt, denn ich wusste, dass sich nun die Dinge für uns ändern.“ Serrano hatte nur eine kurze Amateurkarriere, als 21-Jährige wurde sie Profi und folgte ihrer Schwester Cindy. Deren Ehemann, Jordan Maldonado, war ihr erster Trainer und Manager. Maldonado repräsentiert wie kaum ein anderer das Halbseidene im Profiboxgeschäft: 2007, da war Amanda Serrano noch kein Profi, stand er im Mittelpunkt von Ermittlungen wegen Steroiden und anderen Drogen in New Yorker Boxstudios.

Maldonado wurde zu einem Jahr Haft verurteilt, seine Frau Cindy, die sich auch schuldig bekannt hatte, musste sechs Monate auf die Fahrerlaubnis verzichten, und Cindys Schwester Amanda sollte zwar angeklagt werden, aber es kam zu keiner Verhandlung.

Cindy Serrano boxte 2018 in Boston gegen Katie Taylor und verlor. Aus der Ecke brüllte während des Kampfes Maldonado in Richtung der überlegenen Taylor: „Du hast dir die schwächere Serrano ausgesucht!“ Maldonados Brüllereien blieben nicht ohne Folge, Taylors Trainer wollte ihn zur Rede stellen, die Hallen-Security musste einschreiten. Katie Taylor selbst hat den Kampf und Maldonados Auftritt in schlechtester Erinnerung. „Ich habe während des gesamten Kampfes gehört, was er gesagt hat. Er hat schreckliche Dinge gesagt – das war doch der irische Ring!“; berichtete sie einer irischen Zeitung. „So etwas zu rufen, ist doch übel. Man sollte seine Frau doch wenigstens etwas ermutigen.“

Sogar in Puerto Rico, wo Serrano sehr populär ist, warf man ihren Manager aus der Halle. Der Ringrichter sprach von Beleidigungen, „die zu schmutzig sind, um sie zu wiederholen“. Noch im vergangenen Jahr beschwerte sich eine Gegnerin von Amanda Serrano, die Mexikanerin Yamileth Mercado, die durch

technischen K.o. verlor, dass Jordan Maldonado sie noch aufs Übelste beleidigte, als man sie ins Krankenhaus brachte. Der Auftritt verschaffte ihm eine sechsmonatige Sperre, freilich nur im Bundesstaat Ohio, aber dennoch sorgte der Kampf für eine Veränderung in der Karriere der Amanda Serrano.

Der damalige Promoter Jake Paul wurde bald Serranos Manager. Ob Paul seriöser ist als Maldonado, lässt sich schwer sagen, in jedem Fall hat er ökonomisch ein anderes Standing. Dem Magazin *Forbes* gilt er als Nummer zwei der Youtube-Unternehmer 2021, umgerechnet 40 Millionen Euro soll der 25-Jährige mit Vlogs und Musikvideos verdient haben. Er war Schauspieler, vernetzt jetzt Influencer auf Youtube, und immer wieder versuchte er, als Profiboxer zu reüssieren. Unter dem Kampfnamen „The Problem Child“ hat er zwar fünf gewonnene Kämpfe im Cruisergewicht in der Bilanz,

In Puerto Rico, wo Serrano populär ist, warf man ihren Manager raus

aber es waren allesamt keine hochkarätigen Gegner.

Der Rest bei Paul war immer Ballyhoo, unter anderem wollte er einmal einen Bruder des Schwergewichtsweltmeisters Tyson Fury herausfordern. Der *Bild*-Zeitung gilt Paul wegen diverser PR-kompatiblen Sexaffären als „Fummelboxer“, aber Amanda Serrano ist zufrieden: „Die Zusammenarbeit mit Jake Paul ist eine große Hilfe“, sagt sie. „Nicht nur für mich, sondern auch für das Boxen und die Frauen generell.“ Der englische *Guardian* schreibt über die Geschäftsbeziehung: „Serrano verleiht Paul Glaubwürdigkeit als Sportler und rückt ihn in ein neues, wohlwollendes Licht als Vorkämpfer für den Frauensport. Derweil trug er dazu bei, ihr Profil über die Profiboxszene hinaus zu schärfen.“ Immerhin hat Paul derart hart mit Eddie Hearn verhandelt, dass nicht nur mehr Geld herausgesprang, sondern auch ein Kampf in New York, wo Serrano schon viele Jahre lebt. Zudem ist Paul nun mit Hearn gemeinsam Promoter des Abends. „Er

benutzt mich, ich benutze ihn“, erklärt Hearn die Geschäftsbeziehung und wundert sich doch über den Kollegen: „Es ist schon ungewöhnlich, zu einer Pressekonferenz zu kommen und zu sehen, dass auf einen anderen Promoter mehr Kameras gerichtet sind.“

Dass Serranos bisherige Manager eher als halbseiden gelten, sagt nichts über ihre sportlichen Fähigkeiten: Mit 30 K.o.-Siegen aus ihren 44 Kämpfen hat sie einen beeindruckenden Rekord. Ein Unentschieden und eine einzige Niederlage, vor zehn Jahren, trüben den kaum. Sie ist unglaublich fokussiert auf den anstehenden Kampf. Jüngst erzählte sie, dass sie kein Handy besitzt, um sich nicht ablenken zu lassen.

Serrano muss Taylor ernst nehmen. Die hat nämlich einen ähnlich beeindruckenden Kampfrekord: 20 Kämpfe, 20 Siege. An ihren technischen Fähigkeiten besteht kein Zweifel, allerdings hat sie erst sechs K.o.-Siege, was aber nicht über ihre Schlaghärte täuschen soll, wie BBC-Experte Steve Bunce sagt: „Du kannst die Kamera in jeder einzelnen Phase des Kampfes auf ihre Füße halten, sie werden immer in der perfekten Position sein.“

Serrano richtet sich darauf ein. „Ich muss mich einfach an den Gameplan halten, auf meine Ecke hören und dafür sorgen, dass ich Amanda Serrano bin“, hat sie gesagt. Ihre Gegnerin habe sie genau analysiert, aber: „Du weißt ja, der Stil macht den Kampf aus. Sie könnte sich anders verhalten, wenn sie im Kampf gegen mich einen Treffer ins Gesicht bekommt.“ Aber, setzt Serrano hinzu: „Es ist wirklich eine Ehre, bei diesem ikonischen Event im Ring zu stehen, mit Katie Taylor, einem fantastischen, unangefochtenen und ungeschlagenen Champion.“

Der Kampf ist tatsächlich die große Chance, das Frauenboxen auf eine neue, höhere Stufe zu stellen. „Katie Taylor war es, die Eddie Hearn dazu gebracht hat, sie auf DAZN zu bringen“, sagt Serrano voller Anerkennung, „sie war der Türöffner“. Nun sind die beiden Hauptkämpferinnen im Madison Square Garden, und der Kampf wird bei DAZN gezeigt.

Promoter Eddie Hearn sagt: „Der Garden ist nicht deshalb ausverkauft, weil die Leute sagen: ‚Oh, wir sollten den Frauensport unterstützen.‘ Er ist ausverkauft, weil es ein unglaublicher Kampf ist.“ Und Katie Taylor ergänzt: „Wenn man an Madison Square Garden denkt, denkt man an Muhammad Ali vs. Joe Frazier. Das sind Kämpfe, über die noch heute gesprochen wird. Ich denke, man wird noch jahrelang über diesen Kampf sprechen.“

Die große Pauke wird im Profiboxen immer geschlagen. Frauen stehen da Männern in nichts nach. Als Jahrhundertfights wurde etwa 2001 der Kampf von Laila Ali gegen Jacqui Frazier aufgebaut, dabei war es halt das Duell zwischen Muhammads und Joes Tochter. 2005 hätte der Kampf zwischen der Amerikanerin Christy Martin und der Niederländerin Lucia Rijker eine solche Bedeutung bekommen können, zwei als unschlagbar geltende Boxerinnen, doch verletzungsbedingt kam er nicht zustande.

An diesem Abend könnte alles anders werden.

LE ZEITUNG für Weltpolitik

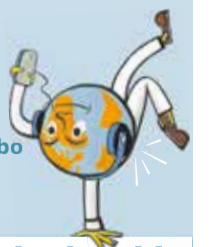


Für 1,70 € pro Ausgabe nur für kurze Zeit

...nie mehr hinterm Monde

Analysen, Alternativen und Geschichten, die Sie anderswo nicht finden: Einmal im Monat lesen Sie in LMD, was auf der Welt passiert – und was dabei auf dem Spiel steht.

Zeitung, App, ePaper & Audio im Kombiabo
Drei Ausgaben für 5,10€



monde-diplomatique.de/kurzabo-kombi

taz Verlags- und Vertriebs GmbH • Friedrichstraße 21 • 10969 Berlin • Tel.: +49 (0)30 25902-211

press-schlag

... und er steht wieder auf



Das Urteil gegen Boris Becker ist nur ein weiteres Kapitel im wilden Leben eines Hasardeurs.

Wie am Boulevard der Eitelkeiten mit einem Fahrstuhl nach oben fährt, der fährt ebendort auch wieder herunter. Das ist eine alte Weisheit, die nicht nur unter Kollegen der Yellow Press gilt. Boris Becker war im Olymp, er war in Sphären, die Normalsterbliche nicht erreichen, er war aber auch in Besenammern und noch weiter unten unterwegs. Das ist sein Leben, das er sich selbstbestimmt ausgesucht hat: ein wilder Ritt durch die Öffentlichkeit unter ständiger Beobachtung der Paparazzi.

Wie in einem Pumpwerk ging es für Becker in den vergangenen zwanzig, dreißig Jahren hoch und runter. Fast scheint er dieses Auf und Ab zu genießen, denn jene Bewegungen, die bei anderen Schwindel, bei empfindsameren Gemütern vielleicht sogar ein Schleudertrauma verursachen, bestimmen seinen Alltag.

Die lästigen Gesellschaftsfotografen haben den Deutschen, der seinen Landsleuten recht wenig, dem Rest der Welt aber immer noch etwas gilt, vor Verkündung des Strafmaßes wegen Insolvenzverschleppung wieder auf Schritt und Tritt begleitet (Einkauf bei Harrods, Besuch beim Sohn und so weiter). Das ist kaum auszuhalten, aber der mittlerweile 54-Jährige,

Er war in Sphären, die Normalsterbliche nicht erreichen, er war aber auch in Besenammern unterwegs

der einst als Bobbele Kanonier auf dem Tennis court war, musste sich nun vorm Crown Court Southway, also einem Gericht, die Leviten lesen lassen von Richterin Deborah Taylor. Er versuchte sich vor ihr als Naivling zu verkaufen, der Geschäftliches stets in die Hände Dritter gegeben habe. Er zeichnete das Bild eines überhöpften Opfers, aber selbst jene, die Becker ob seiner beachtlichen Nehmerqualitäten schätzen, die ihn mögen, weil er mit dem Eurosport-Moderator Matthias Stach so ein kongeniales Duo im Sportfernsehen bildet, kommen nicht umhin, ein Muster der Becker'schen Mausechelen zu entdecken. In vier von zwanzig Anklagepunkten wurde er von der Jury in London für schuldig gesprochen.

Als privilegierter Sportler und Adabei glaubte Boris Becker offenbar immer, gewisse Sonderrechte zu genießen und mit dieser oder jener unlauteren Masche durchzukommen; zu gern vergaß er, Wohnungen da und dort oder Anlagevermögen zu deklarieren. Für mediales Aufsehen sorgte zuerst seine Steueraffäre, in die er bereits in den 1990er Jahren geraten war.

Im Jahr 2002 endete ein jahrelanges Verfahren beim Münchner Landgericht mit der Verurteilung wegen Steuerhinterziehung zu einer Freiheitsstrafe von zwei Jahren auf Bewährung. Becker hatte Einkommen- und Vermögensteuern in Höhe von 1,7 Millionen Euro hinterzogen. In Konflikt kam er auch mit den französischen Steuerbehörden, die 2004 für nicht ordnungsgemäß versteuerte Preisgelder bei Turnieren in Frankreich 550.000 Euro einforderten.

Ob der Wimbledon-Sieger, der noch im Jahr 2001 über ein Vermögen von 200 Millionen D-Mark verfügt haben soll, ins Wandsworth Prison zu London muss oder nicht, scheint bei den Volten, die er schlug, schon nicht mehr von Belang. Der Boulevard hat bereits herausgefunden, das Essen dort sei ungenießbarer „Matsch“. Für Boris Becker geht es so oder so weiter: Das Grundlinienduell zwischen dem Promi und der Presse scheint einfach kein Ende zu finden. Die Bälle fliegen mit Schmackes übers Netz.

Wer lässt sich dieses Spektakel schon entgehen? *Markus Völker*

Der große Hunger der Aufsteigerinnen

Der FC Barcelona revolutioniert den Frauenfußball. Die Spielerinnen sind Teil eines Systems der stetigen Verbesserung und begeistern mit ihrem Stil. Am Samstag gastieren sie beim VfL Wolfsburg

Aus Barcelona **Florian Haupt**

Stil, Methode, Projekt: Es gibt beim Fußball ja immer wieder Leute, die genervt mit den Augen rollen, wenn es um solche Themen geht. Aber wenn man die historische Blüte des Frauenfußballs beim FC Barcelona verstehen will, führt kein Weg an ihnen vorbei. Sie begründen, warum die Katalaninnen von einem anderen Stern zu spielen scheinen. 40 Pflichtpartien in dieser Saison, 40 Siege, 197:15 Tore. Zuletzt holte sich der VfL Wolfsburg im Champions-League-Halbfinale ein 1:5 ab; heute steigt das Rückspiel.

Barcelona schafft das mit einer Mannschaft, die überwiegend aus Spanierinnen besteht, die im Frauenfußball bis vor Kurzem nicht als relevante Größe galten. Wie sehr die Blicke noch auf die nördliche Hemisphäre gehen, zeigte sich, als bei der jährlichen Fifa-Gala keine einzige Barça-Spielerin in die Weltelf des Jahres gewählt wurde – nicht mal Alexia Putellas, 28, die immerhin vom selben Verband als „The Best“ ausgezeichnet wurde, so wie sie Monate zuvor schon den Goldenen Ball der Weltfußballerin erhielt. Als einzige andere Starfigur der Barça-Elf gilt ihre Vorgängerin von 2017, Lieke Martens. Aber die fehlt seit Monaten verletzt.

Die majestätische Innenverteidigerin María „Mapi“ León dagegen, die passsichere Patri Guijarro und die dynamische Aitana Bonmati im Mittelfeld, die routinierte Jenni Hermoso und die junge Claudia Pina im Angriff – wer wollte sie schon auf dem Zettel haben? Doch eine weitgereiste Mitspielerin wie die Schweizerin Ana Maria Crnogorcevic – ehemals Hamburg, Frankfurt, Portland – glaubt, dass sie den Frauenfußball noch auf Jahre dominieren

können. „Es liegt alles an uns“, sagt die 31-Jährige. „Viele Spielerinnen sind hier aufgewachsen und spielen schon lange zusammen, gerade das Mittelfeld mit der Aitana, die ist 24, und die Patri, 23, und die Alexia ist auch noch nicht so viel älter. Die drei in der Mitte sind absolut spielentscheidend bei uns, sie sind das Herzstück. Überleg' mal: wenn die noch zehn Jahre zusammenspielen!“

Fürs Erste sind sie bei Barça ziemlich happy, dass sich nach dem Champions-League-Sieg der Vorsaison keine Selbstzufriedenheit eingestellt hat. „Diese Gruppe von Spielerinnen lebt für das System von stetiger Verbesserung, das wir im-

„Es ist überragend, wie sie Räume lesen können“

Barça-Spielerin Crnogorcevic über ihre Kolleginnen

plementieren“, erklärte Sportdirektor Markel Zubizarreta, Sohn der Torwartlegende, kürzlich der Zeitung *El País*: „Am Dienstag sind sie besser als am Montag. Sie kommen zu jedem Training mit dem Ehrgeiz, die Welt aufzuessen.“ Dieser Hunger hat auch damit zu tun, dass die meisten eben nicht aus dem vergleichsweise komfortablen Hintergrund eines schon entwickelteren Frauenfußballs stammen. Es ist also eine klassische Aufsteigergeschichte; gepaart mit inzwischen voll professionalisierten Strukturen.

Und dann ist da eben: der Stil. Der von Barça. „Man kann ihn nicht einfach kopieren, sonst würde es andere auch so machen“, glaubt Crnogorcevic, die über sich sagt, sie bestaune die schnellen Passfolgen im Mittelfeld von ihrer Außenposition

aus, könne aber in Barças Zentrum niemals selbst mitspielen. „Es ist überragend, ihre Bewegungen, wie sie Räume lesen können.“ Nicht alle passen zu diesem Stil, deshalb verpflichtet der Klub nur selten fertige Profis wie Carolina Graham Hansen aus Wolfsburg oder ihre Vereinskollegin Fridolina Rolfö. Vor Transfers versuchen sie, die Spielerinnen ins eigene System zu denken. Rolfö war ihr Leben lang Stürmerin; bei Barça spielt sie meist Außenverteidigerin.

Wie sehr die Katalaninnen den Frauenfußball revolutioniert haben, zeigt sich auch daran, dass sie schon die ersten Abwehrreflexe stimulieren. Ex-Weltfußballerin Ada Hegerberg, die bis zu einer schweren Verletzung die europäische Szenerie dominierte und beim einstigen Seriensieger Olympique Lyon unter Vertrag steht, maulte angesichts des Barça-Hypes gegenüber *L'Equipe*: „Es gab auch vorher schon Frauenfußball.“

Schon – aber halt nicht annähernd vor so vielen Zuschauern. Dass im Viertelfinale gegen Real Madrid über 90.000 Zuschauer ins Camp Nou kamen, ließ sich noch halbwegs entlang üblicher Parameter erklären: der Erzrivale, das menschliche Rekordstreben, günstigere Preise, die Premiere im großen Stadion. Nur kamen gegen Wolfsburg im Halbfinale sogar noch ein paar Hundert mehr; und Wolfsburg ist, bei allem Respekt, kein Verein, der wegen irgendwelcher Fehden bei den Männern die Pulsadern der Anhänger anschwellen lassen würde.

Der Frauenfußball in Barcelona hat sich wahrhaft emanzipiert. Er muss sich nicht mehr anhand der Männer definieren, er braucht sie nicht mehr für sein Glück. Über 90.000 Menschen kommen wegen Aitana und Alexia, wegen María und Ana Maria. Wegen ihres einmaligen Fußballs, wegen ihres Stils.

Ein Geben und Nehmen: Mitunter begeistern sich die Profis vom FC Barcelona auch an ihren Fans
Foto: Joan Monfort/dpa

Die Zahl **0,571**

Punkte bescherten die Siege der Leipziger (1:0 gegen die Glasgow Rangers) und Frankfurter (2:1 bei West Ham United) im Europa-League-Halbfinale der Fußballbundesliga für das Uefa-Ranking. Das entscheidet über die Verteilung der Europapokalplätze. Mit insgesamt 15,642 Punkten hat die Bundesliga ihr Ergebnis aus dem Vorjahr (15,213) nun schon übertroffen.

der hingucker



Ralf Rangnick
Foto: dpa

Rangnick coacht Österreich

Ralf Rangnick wird Nationaltrainer des österreichischen Fußballnationalteams. Der 63-jährige erklärte am Freitag: „Es ist eine Ehre für mich, die Aufgabe als Teamchef zu übernehmen. Mit großer Vorfreude erfüllt mich insbesondere die Aussicht, mit einer jungen, erfolgshungrigen Mannschaft die Europameisterschaft in Deutschland zu bestreiten.“ Er tritt damit die Nachfolge von Franco Foda an, der nach der verpassten Qualifikation für die WM-Endrunde seinen Abschied angekündigt hatte. Wie der ÖFB bekanntgab, ist Rangnicks Vertrag für zwei Jahre gültig. Sollte sich das Team für die EM 2024 qualifizieren, wird sich der Vertrag um zwei Jahre verlängern.



liga

32. Spieltag

Union – Greuther Fürth	Fr. 20.30
Dortmund – Bochum	Sa. 15.30
Stuttgart – Wolfsburg	
Mainz – München	
Augsburg – Köln	
Bielefeld – Hertha	
Hoffenheim – Freiburg	Sa. 18.30
Leverkusen – Frankfurt	Mo. 20.30
Gladbach – Leipzig	Mo. 20.30

1. Bayern München	31 62 75
2. Borussia Dortmund	31 31 63
3. Bayer Leverkusen	31 28 55
4. RB Leipzig	31 33 54
5. SC Freiburg	31 15 52
6. 1. FC Union Berlin	31 2 50
7. 1. FC Köln	31 2 49
8. TSG Hoffenheim	31 5 46
9. Eintracht Frankfurt	31 -2 40
10.1. FSV Mainz 05	31 2 39
11. Bor. Mönchengladbach	31-13 38
12. VfL Wolfsburg	31-12 37
13. VfL Bochum	31-15 36
14. FC Augsburg	31-11 35
15. Hertha Berliner SC	31-32 32
16. VfB Stuttgart	31-19 28
17. Arminia Bielefeld	31-25 26
18. SpVgg Greuther Fürth	31-51 17

Alles so schön grün hier!
Foto: Massimo
Giovannini/
plainpicture



Sellerie sind die neuen Schuhe

Shopping ist ein Genuss, lässt sich aber schwer mit den eigenen moralischen Grundsätzen vereinbaren. Doch wer sich selbst überlistet, findet sein Glück direkt um die Ecke – im Supermarkt

Von Shoko Bethke

Hinter jeder Ecke lauert Werbung. Ob Shampoo mit Hanfgeruch, eine Kreuzfahrtreise durch die Ostsee, türkisfarbene Socken mit Bananenschalenmuster oder Muppets, die Second-Hand-Kleidung auf einem Laufsteg tragen – wir sollen konsumieren und uns dabei glücklich fühlen. Selbst Monogamie ist käuflich, jedenfalls kann man es versuchen, indem man das Premiumabo bei Parship abschließt.

Gleichzeitig ist uns bewusst, dass Konsum nicht die Lösung ist. Sondern vielmehr Probleme schafft. Sei es die Zerstörung der Ökosysteme durch Berge an Müll, Ausstoß von schädlichen Gasen und Chemikalien. Oder die Ausbeutung von Arbeitskräften sowie die Gefährdung ihrer Gesundheit. Ob Diamant oder iPhone – an beidem klebt vermutlich Blut. Weil das Blut aber vorher sorgfältig abgewischt wurde, sehen wir Konsument:innen nur noch das glänzende Endprodukt.

Dabei sind sich Wissenschaftler:innen noch nicht mal einig, welche Substanzen genau beim Konsum ausgeschüttet werden. Der Neurologe Christian Elger erklärt gegenüber der taz, dass eine Untersuchung dieser Art schwierig durchzuführen ist, da es stets einen Vergleich benötigt. „Konsum an sich könnte man nur gegen Nicht-Konsum setzen, das ist experimentell schwer umsetzbar“, erklärt er. Ein paar Dinge seien dennoch klar: „Wenn ich ein Brot kaufe, weil ich etwas zu essen haben muss, ist das was völ-

lig anderes, als wenn ich mir die dritte Hose kaufe“, sagt der Wissenschaftler, und: „Jeder Konsum, der über das Notwendige hinausgeht, unterliegt Auswahlkriterien, die individuell sind. Er befriedigt das Belohnungssystem des Menschen.“

Einfacher ausgedrückt: Geld ausgeben macht Spaß – das Gefühl, eine neue Einkaufsstätte mit frisch konsumierten Waren entgegenzunehmen, und sei es nur Billigschmuck, beflügelt. Und dieser Spaßfaktor lässt den ausbeuterischen Markt boomen. Gleichzeitig möchte man natürlich für so wenig Leid wie möglich verantwortlich sein. Und dieser Dualismus macht das Leben kompliziert – meines jedenfalls. Ich möchte nicht mit jedem Schritt auf der Shoppingmeile eine graue Wolke namens Scham hinter mir herziehen.

Die optimale Lösung wäre Verzicht. Also der Versuch, den Konsumdrang so lange zu unterdrücken, bis er irgendwann hoffentlich von selbst verschwindet. Die Frage ist nur, ob das so einfach umsetzbar ist. Sollte Begierde derart einfach aus dem Leben zu entfernen sein, würden auf deutschen Straßen nicht so viele Zigarettenstummel liegen.

Eine andere Option, zu der ich nun gekommen bin, ist, das Objekt der Begierde zu wechseln. Weg von Schmuck, Schickem und Schuhen hin zum – Supermarkt. Denn ich bin nicht fähig, meinen eigenen Fisch zu angeln oder auf meinem nicht existierenden Balkon Gemüse anzubauen. Vor dem Lebensmittelkonsum gibt es für mich

kein Entkommen. Warum dann nicht gleich die Pflicht mit Vergnügen verbinden?

Nehme ich viel Zeit und Ruhe mit, hat der Gang nach Feierabend zum nächsten Rewe oder Aldi etwas höchst Entspannendes. Bereits im Eingangsbereich springen mir farbenprächtiges Obst und Gemüse entgegen. Zusätzlich ist so ein Supermarkt ordentlich hell beleuchtet – manche sagen vielleicht grell, aber über Geschmack lässt sich nicht streiten, und ich werde einen sauber erscheinenden, bis zum hintersten Regal illuminierten Laden

„Wenn ich ein Brot kaufe, weil ich etwas essen muss, ist das was völlig anderes, als wenn ich mir die dritte Hose kaufe“

Christian Elger, Neurologe

immer einem dunklen, schmutzigen Vorziehen. Denn die Lichter bereiten mir Freude. Sie sind der Scheinwerfer des Frischesortiments. Hier wird jede Himbeere und jeder Maiskolben auf den Präsentierteller gelegt. Allein die Optik ist ein Genuss.

In einem durchschnittlichen deutschen Supermarkt kann ich endlos Zeit verbringen. Nicht, weil ich mir vorab keine Einkaufsliste geschrieben habe und ständig wegen Vergessenem umherschwirre. Sondern weil die Pro-

duktauswahl so breit ist, dass ich in meine Bedürfnisse reinhorchen muss – oder darf. Dann stehe ich minutenlang vor dem Früchtereal und überlege, ob ich lieber Pomelo mit Kokosnussmilch oder Birne mit Vanilleeis essen will.

Möchte ich mir zur Belohnung der Woche etwas gönnen, gehe ich auch mal in einem edleren Laden zur Käsetheke. Dort koste ich mich durch die Probierstückchen und plaudere mit der Käseverkäuferin über meine Bedürfnisse – danach trifft sie die Auswahl für mich. Es läuft immer auf einen Hartkäse hinaus, vielleicht ein kräftiger Greizer oder ein würziger Parmesan.

Ähnlich viel Zeit verbringe ich vor dem langen Regal mit den unzähligen Teesorten. Während ich zur Weihnachtszeit ohne großes Zögern direkt zum Früchtetee mit Spekulatiusgeschmack oder Zimt-Kurkuma greife, bin ich im Frühling oft überwältigt vom Sortiment. Will ich lieber Ingwer-Orange oder Chili mit Süßholz? Es ist fast so wie mit Sommerkleidern: Am liebsten will ich einfach alles!

Dabei ist die Lebensmittelbranche natürlich längst nicht von Konsum- und Kapitalismuskritik befreit. Da ist die Verschwendung von Lebensmitteln. Gut wäre es, würde die Branche Maßnahmen ergreifen, um den Essenabfall bei Produktion und Verarbeitung runterzufahren – allerdings entsteht der Großteil der Lebensmittelabfälle tatsächlich in privaten Haushalten. Bedächtig und bewusst einkaufen hilft also.

Das gilt auch sonst. Es fängt damit an, sich klarzumachen, welche Firmen unterstützenswert sind – oder eben auch nicht. So sehr die Kinder auch danach schreien, sollte man auf dem Schirm haben, dass Nestlé-Schokoriegel nicht dafür berühmt sind, für den Erhalt des Planeten zu sorgen. Vielleicht verzichtet man auch lieber auf die Avocado, um den weltweiten Wasserverbrauch zu dämmen. Und greift zum Fairtrade-Kaffee, um nicht den Billiglohn der Plantagenarbeit zu fördern.

All diese Überlegungen kann man ja aber in die von mir beschriebene Supermarkt-Shopping-Surrogat-Experience mit einfließen lassen. Und schon bleibt das schlechte Gewissen, das man anderswo hat, irgendwie weg, wenn man mit drei vollen Einkaufstüten das Geschäft verlässt. Weil man eben essen muss. Weil es nicht anders geht. Jedenfalls noch nicht.

Und solange das so bleibt, tobe ich mich nach Feierabend gerne in meinem Lieblings-Rewe aus. Mit Musik auf den Ohren hüpfte ich durch die Regale, freue mich über die neuste Sorte Hafermilch oder überlege, welche Nudeln ich zum Abendessen verkochen will. Und dann gibt es noch die kleinen Bonus-Lebensfreuden, die ein Supermarkt so bieten kann: ein Strauß Blumen an der Kasse oder die Schätze der Süßwarenabteilung, beides saisonal immer wieder anders. Wer zusätzlich noch in den Spaß der Kindheit zurückversetzt werden will, ist an der Selbstbedienungskasse mit einem Handscanner gut aufgehoben.



Ariane Sommer
Pflanzen essen

Freiheit für alle
zoologischen
Gefangenen

Noch immer erinnere ich mich an den braunen Bären, dem ich als kleines Mädchen im Zoo von Madrid begegnet bin. Er lief endlos vier Schritte rechts, vier Schritte links den Rand seines Geheges entlang, schwang seinen Kopf hin und her. Instinktiv wusste ich, dem Bär ging es nicht gut.

Was ich damals nicht wusste: Der Bär zeigte typisches Verhalten von Tieren in Gefangenschaft, die gestresst und frustriert sind. Das weiß ich heute, als Erwachsene, die vegan lebt und Tiere liebt – und die genau deswegen sagt: Zoos sollten geschlossen werden!

Nun ist ein Argument vieler Zoos, dass sie Besucher über die Notwendigkeit der Erhaltung von Tieren und über die Biodi-

versität der Erde aufklären. „Wer Tiere kennt, wird Tiere schützen“, schreibt die WAZA (World Association of Zoos and Aquariums), der viele namhafte Zoos angehören. An sich eine gute Sache! Aber gibt es nicht inzwischen andere und bessere Optionen, um zu informieren und zum Tier- und Umweltschutz zu inspirieren? Um nur zwei zu nennen: Ökotourismus, der lokale Gemeinschaften dabei unterstützt, Tiere und Umwelt zu schützen. Und neue Technologien wie VR (Virtual Reality) und AR (Augmented Reality), die es möglich machen, Tiere virtuell zu erleben, ohne, dass sie in Zoos leben müssen.

Als weiterer Grund pro Zoo wird angeführt, dass sie Naturschutzprogramme finanzieren.

Allerdings empfiehlt die WAZA ihren Mitgliedern, lediglich drei Prozent ihres erwirtschafteten in den Schutz der Natur und der Arten zu investieren. Sicher leisten einige Zoos gute Arbeit auf dem Gebiet – aber viele sind eben auch einfache kommerzielle Orte, in denen Tiere für Profit zur Schau gestellt werden.

Oft wird auch argumentiert, dass Zoos gefährdete Arten schützen, sie züchten, um sie zu erhalten und auch auszuwildern. Das mag für einige Arten gelten, wie das Przewalski-Pferd, doch ein Großteil der Tiere in Zoos ist nicht dertart gefährdet. Zudem wären Wildreservate und -parks dort, wo die Tiere herkommen, eine bessere Lösung für die Erhaltung gefährdeter Arten.

Viele gute Menschen mit einer Passion und einem großen Herz für Tiere und für die Umwelt arbeiten in Zoos. Und viele dieser Menschen und auch die Institutionen, für die sie arbeiten, sind offen für Veränderungen und haben sie teils schon in ihr Konzept eingebunden. Das Ziel sollte meiner Meinung nach sein, in den kommenden Jahren alle lebenden Wildtierausstellungen in virtuelle umzuwandeln. Virtual und Augmented Reality sind ideal, um einem globalen Publikum bereichernde und atemberaubende Erlebnisse zu bieten, ohne die Tiere zu stören. Und kleine Mädchen und Jungen könnten in Zukunft Bären visuell noch näherkommen als ich damals in Madrid – ohne dass ein Tier dafür leiden muss.

Ariane Sommer schreibt hier regelmäßig über veganen Lifestyle.

doppelblind

Wolke aus Schleim als Haus



Wenn Wissenschaftler*innen Tiere und Pflanzen untersuchen, nehmen sie sie gern mit, um sie in Scanner, unter Mikroskop oder in kontrollierbare Umgebungen zu stecken. Oktopusse, Quallen und andere Tiere mit weicher Haut erstarren oder zerfallen außerhalb des Wassers jedoch häufig. Forscher*innen fällt es deshalb schwer, sie zu untersuchen. Die Raumfahrt-Ingenieurin und Biologin Kakani Katija hat einen Weg gefunden, die Weichtiere zu erforschen, ohne sie aus dem Wasser nehmen zu müssen.

Auf einer Forschungsexpedition beobachtete sie 2014 ein faustgroßes, kugelartiges Wesen mit einem zuckenden Schwanz – und um das Geschöpf herum eine Wolke aus Schleim. „Ich hatte sofort alle möglichen Fragen“, sagte sie dem Magazin *New Yorker*. „Was ist dieses Ding? Ganz grundsätzlich: Wie kann dieses Ding existieren?“

Das Tier, das Katija beobachtet hatte, war *Bathochordaeus stygius*, eine Spezies der Klasse *Larvacea*. Wissenschaftler*innen versuchten schon seit Jahren herauszufinden, wie dessen Körperteile zusammenpassen und welchem Zweck die Schleimwolke dient. Katija hatte einige Jahre zuvor mit einer Technik aus der Raumfahrtforschung modelliert, wie sich Wasser um Quallen herum bewegt. Jetzt suchte sie nach einer Möglichkeit, diese Technik, die sie Particle Image Velocimetry oder PIV nannte, bei *Larvacea* anzuwenden. Dafür rüstete sie ein ferngesteuertes U-Boot mit einem Ein-Watt-Laser aus. Der Laser durchleuchtete verschiedene Schichten der Tiere, und eine hochauflösende Kamera lieferte Fotos, die dann von einem Computer für ein 3D-Modell gestapelt wurden. Das konnten Wissenschaftler*innen drehen, wenden und durch andere Modelle laufen lassen, zum Beispiel, um die Wasserströme durch die Schleimwolke zu simulieren.

Erkenntnisse für die Raumfahrt

Die Ergebnisse fasste Katija 2020 gemeinsam mit Kolleg*innen in einer Studie im Fachmagazin *Nature* unter dem Titel „Revealing enigmatic mucus structures in the deep sea using Deep PIV“ zusammen. Sie fanden heraus, dass die Schleimwolke – die Wissenschaftler*innen nennen sie „Haus“ – direkt aus dem Kopf des Tiers kommt und sich innerhalb etwa einer Stunde aufbläht. Sie dient dazu, Partikel abzufangen, die zu groß für das Verdauungssystem des Manteltiers sind. Das Besondere ist, dass die Tiere ihr Haus nicht aus Materialien bauen, die sie in ihrer Umgebung finden, sondern sie selbst erzeugen.

Die Komplexität der Häuser sowie ihre Fähigkeit, zwischen verschiedenen Partikeln zu unterscheiden und sie dann entweder durchzulassen oder aufzuhalten, könnten als Vorlage für Pump- und Filtersysteme oder leichte, aufblasbare Module im Weltraum dienen.

Kein Fell, keine Ohren – trotzdem kann ein solcher Organ-on-a-Chip eine Reihe Tierversuche überflüssig machen
Foto: Science Photo Library/ imago



Ersatz für Maus und Ratte

Mini-Organe, sogenannte Organoide, sollen Tierversuche überflüssig machen. Die Erwartungen sind riesig. Doch die Methode ist kein Allheilmittel. Und sie bringt neue Probleme mit sich

Von Kathrin Burger

Es sieht fast aus wie eine durchsichtige Musikkassette aus den 1980er Jahren. Doch das Ding mit dem Retro-Look ist High-Tech. Und es kann heute schon einige Tierversuche obsolet machen. Die Rede ist von Organoiden, also Mini-Organen, die gemeinsam auf einem Mikrochip platziert werden. Organ-on-a-Chip heißt das Ganze.

Tierversuche mag eigentlich niemand. Dennoch mussten im Jahr 2021 allein in Deutschland 1,9 Millionen Tiere mehr oder weniger belastende Experimente über sich ergehen lassen. Wie notwendig solche Versuche sind, ist umstritten. Einig ist man sich nur darin, dass so schnell wie möglich alternative Tests hermissen.

„Das ist einerseits aus ethischer Sicht notwendig“, sagt Sina Bartfeld, Infektionsbiologin und Organoid-Expertin an der TU Berlin. Andererseits böten Methoden wie die Nutzung von Organoiden auch inhaltliche Vorteile. „Denn oft sind Pharmafirmen und Wissenschaftler unzufrieden mit der Vorhersagekraft von Tierversuchen für menschliche Reaktionen“, so Bartfeld. Eine Maus sei eben kein kleiner Mensch. „Zum Beispiel gibt es viele Infektionserreger, die mit menschlichen Zellen anders interagieren als mit Mauszellen.“

Bei der Organoid-Technik kommen menschliche Stammzellen zum Einsatz. Umspült von einem Nährmedium wachsen sie bei wohligen 37 Grad zu immer größeren dreidimensionalen Zellstrukturen und bilden auch unterschiedliche Zelltypen aus. Organoide kommen darum im Aussehen aber auch in ihrer Funktionsweise dem Originalgewebe sehr nahe. An diesen Modellen können nun zum Beispiel Gene an- oder abgeschaltet werden, um zu verstehen, was sie codieren, oder andere physiologische Prozesse erforscht werden.

Der niederländische Wissenschaftler Hans Clevers vom Hubrecht Institute ist einer der Väter der Organoidforschung. Im Jahr 2009 hat er gemeinsam mit dem japanischen Forscher Toshiro Sato eine wegweisende Studie zu Darmorganoiden veröffentlicht. Heute gilt er als aussichtsreicher Kandidat für den Nobelpreis. Er sieht Organoide als Vorstufe vor Tierversuchen in der Medikamentenforschung: „Das allein würde die Anzahl an Experi-

menten vor allem mit Ratten und Mäusen drastisch reduzieren“, so Clevers gegenüber der Informationsplattform „Tierversuche verstehen“.

„In der Grundlagenforschung ist bereits ein wahrer Hype um Organoide ausgebrochen“, bestätigt Infektionsbiologin Bartfeld. „Immer mehr Labore verwenden die Technologie.“ So arbeiten etwa Schweizer Forscher mit Minidärmen, die so gestaltet wurden, dass sie sogar die schlauch- und zottenähnlichen Formen der lebenden Organismen nachbilden. Hier kann man beobachten, wie Bakterien mit den Darmzellen interagieren – quasi eine Live-Schaltel zur Mikrobiomentstehung. In Organoiden können aber auch neu entwickelte Arzneimittelkandidaten daraufhin untersucht werden, welche Wirkungen – und welche Nebenwirkungen – sie haben.

Das heißt: Organoide können künftig beispielsweise bei den vorgeschriebenen Toxizitätsprüfungen von Medikamenten oder neuen Pestiziden Tierversuche sinnvoll ersetzen. „Auch hier ist die Vorhersagekraft der Tierversuche für menschliche Reaktionen oft nicht zufriedenstellend“, sagt Bartfeld. So sind beispielsweise 4 von 5 Arzneimittelkandidaten im Tierversuch wirksam, in der klinischen Studie mit Patienten dann aber ein Flop.

Laut Peter Loskill vom Fraunhofer-Institut für Grenzflächen und Bioverfahrenstechnik haben Pharmafirmen großes Interesse an Organoidensystemen, da sie in so vielen Bereichen eingesetzt werden könnten. Als offizieller Test ist aber noch kein solches System zugelassen.

Belastbare Zahlen darüber, wie viele Tierversuche heute schon durch diese Alternative ersetzt werden, gibt es noch nicht. Es sind auf jeden Fall noch nicht so viele, dass sich die Anzahl der Experimente mit Tieren substantiell verringert hätte. Vielmehr stagnieren die Zahlen seit Jahren auf einem hohen Niveau.

Einen Quantensprung könnte vielleicht die Entwicklung von automatisierten Verfahren mit sich bringen, mit denen eine große Anzahl an Organoiden erstellt werden kann. Das wäre wichtig, weil zum Beispiel bei Medikamententests viele Hundert Versuchstiere nötig sind, um signifikante Aussagen treffen zu können. Forscher des Max-Planck-Instituts für molekulare Biomedizin in Münster haben ein solches automatisiertes Verfahren entwickelt, durch das Hirnorganoide standardisiert werden. Und sie haben dafür den Tierschutzforschungspreis

2021 vom Agrarministerium erhalten (BMEL). Bei dem System erzeugen Pipettier-Roboter die Organoidkeimlinge in großer Anzahl. Üblich ist bislang, dass Organoide in Handarbeit angelegt werden.

Gerade die neurologische Forschung hat einen hohen Bedarf an Versuchstieren, wobei ihre Versuchsanlagen oft stark belastend sind. Hirnorganoide könnten nun Erkenntnisse über die Funktionsweise von Nervenzellen liefern und helfen, Medikamente gegen Alzheimer, Autismus oder Parkinson zu entwickeln. Laut BMEL würde das neue System hierbei bis zu 10 Prozent weniger Tierversuche erforderlich machen. Neben Hirn- und Darmorganoiden gibt es mittlerweile auch Minimodelle von Leber, Niere, Magen, Pankreas, Lunge, Prostata, Speiseröhre, Gallenblase, Netzhaut, weiblichen Geschlechtsorganen sowie des Embryos.

Doch es gibt auch Skeptiker. So sagt etwa Silke Kohlstädt vom Deutschen Krebsforschungszentrum (DKFZ): „Die Annahme, dass mit Zellkulturen oder Organoiden eine bessere Vorhersage über die Wirkung und

„In der Grundlagenforschung ist bereits ein wahrer Hype um Organoide ausgebrochen“

Sina Bartfeld, Infektionsbiologin

Nebenwirkungen eines neuen Medikaments liefern würden, ist nicht nur unbewiesen, sondern auch illusorisch.“ Zu komplex seien die zellulären Wechselwirkungen im Gesamtorganismus. „So sind beispielsweise mutierte Blutstammzellen nicht nur Vorläufer von Blutkrebs, sie erhöhen auch die Häufigkeit von Herzinfarkten und Schlaganfällen stark. Darüber hinaus haben sie einen Einfluss auf die Alzheimer'sche Erkrankung“, so Kohlstädt. Tatsächlich wird die Frage nach der Übertragbarkeit und wie man diese verbessern kann heiß diskutiert.

„Ich schätze, es wird in den nächsten 10 Jahren noch viel komplexere Organoide geben, mit Immunsystem, Blutgefäßen oder Nerven“, sagt Clevers vom Hubrecht Institute. An solchen Organ-on-a-Chip arbeitet das Berliner Biotech-Unternehmen TissUse. Das Ziel: bis zu 10 Organe auf einem Chip anzuordnen und sie mit Blut- und Nervenbahnen zu

verbinden. Bei TissUse wurde bereits ein Chip entwickelt, auf dem zwei unterschiedliche Organsysteme gekoppelt sind.

Auch Bartfeld kooperiert mit der Firma, die weltweiter Marktführer in Sachen Multi-Organ-Chips ist. „Gerade in der Verschaltung der Organe über die Mikrofluidik, also über minikleine Kanäle, die ein Blutsystem simulieren, liegt das Potenzial, die Interaktion von verschiedenen Organen zu untersuchen“, sagt Bartfeld.

Tatsächlich war anfangs die Euphorie so groß, dass einige Forscher hofften, mit der neuen Technik könnten Tierversuche irgendwann ganz abgeschafft werden. „Ich glaube, dass die Organoidtechnologie Tierversuche in vielen Bereichen ersetzen wird. Aber Tierversuche werden immer das letzte Beweisstück bleiben“, sagt Clevers. Es gebe Bereiche, bei denen Organoide schlicht keine Alternative seien – etwa in Teilbereichen der Covidforschung. So haben mehrere europäische Forscher im September 2020 einen Essay mit dem Titel „How the COVID-19 pandemic highlights the necessity of animal research“ veröffentlicht. Laut den Forschenden könnten Übertragungswege oder auch die Frage, wie sich die Immunität nach einer Infektion oder Impfung entwickelt, nicht in Ersatzverfahren erforscht werden. Auch antivirale Arzneien seien nicht ohne Tierversuche zu haben.

Kopfzerbrechen bereiten auch Hirnorganoide. Hier stellen sich nämlich zu allen anderen auch ethische Fragen. Schon 2018 forderten Forscher in der Fachzeitschrift *Nature* eine Debatte. Es sei schließlich möglich, dass die immer komplexer werdenden Hirnorganoide Bewusstsein und Denkfähigkeit entwickeln, Freude, Schmerz oder Distress empfinden. In einer Stellungnahme der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina werden derzeit ethische und rechtliche Fragen zusammengestellt. Diese Stellungnahme wird voraussichtlich im Sommer veröffentlicht.

An der Stellungnahme arbeitet auch der Stammzellforscher Jürgen Knoblich mit, in dessen Labor im Jahr 2013 das erste Hirnorganoid entstand. „Was das Bewusstsein braucht, sind Verbindungen über lange Regionen in unserem Gehirn, und die habe ich in einem Organoid nicht“, sagt Knoblich in einem Interview für die Gesundheitsplattform *medlive.at*. Er hält darum die Gefahr, dass ein Organoid ein Bewusstsein entwickelt, für sehr unwahrscheinlich.

stellenmarkt



Das Marketing Nord der taz sucht ab sofort **Unterstützung im Marketing (w/m/d) Teilzeit 15 Std./Woche, Arbeitsort Hamburg**

Aufgabenbeschreibung

- » Präsentation und Verkauf unserer journalistischen Inhalte in Norddeutschland, analog und digital
- » Planung, Durchführung und Nachbereitung von Veranstaltungen und anderen Marketingaktionen

Voraussetzungen

- » Ausbildung und/oder einschlägige Berufserfahrung im Veranstaltungssegment bzw. Marketing
- » eigenverantwortliches, strukturiertes Arbeiten
- » gute kommunikative Fähigkeiten, hervorragende schriftliche Ausdrucksweise
- » Spaß am Arbeiten, auch wenn es stressig wird
- » Bereitschaft zur Arbeit bei Abendveranstaltungen und am Wochenende, in Hamburg und Norddeutschland

Die Stelle ist zunächst befristet auf zwei Jahre und wird nach taz-Haustarif vergütet. Dich erwarten anspruchsvolle Aufgaben an der Schnittstelle zwischen Verlag und Redaktion sowie viel Raum für selbständiges und verantwortungsvolles Arbeiten.

Bewerbungen an Ines Jurkeit: marketing@taz-nord.de

Weitere Infos auf taz.de/jobs.



Die Chefredaktion und Geschäftsführung der taz suchen ab **15. Mai eine:n Projektmanager:in für den Relaunch unserer Webseite auf einer 80% Stelle**

- » Organisation, Steuerung und Dokumentation des gesamten Relaunchs der Webseite
- » Begleitung der Einrichtung des neuen Content Management Systems und der Seitensteuerung
- » Aufbau des Design Systems
- » Durchführung von Schulungen für Mitarbeiter:innen
- » Planung des Umzugs der Seiten

Dein Profil

Du hast Erfahrung im Umsetzen von großen Projekten. Du arbeitest selbstständig, strukturiert, sorgfältig und behältst auch Details zuverlässig im Auge. Du hast ein hohes Interesse an technischer Entwicklung und im besten Falle bereits Erfahrungen mit Software-Entwicklung und der Arbeit in einem interdisziplinären Team.

Wir wollen diverser werden und arbeiten in einem weitgehend barrierefreien Haus.

Die Stelle ist zunächst auf ein Jahr befristet mit der Option auf Verlängerung und wird nach Haustarif V plus Verantwortungszulage vergütet. **Bewerbungen per E-Mail bitte bis 3. Mai an cr@taz.de und gf@taz.de.**

Die volle Ausschreibung findest Du auf taz.de/jobs



Die taz-Anzeigenabteilung sucht zum nächstmöglichen Zeitpunkt ein*e Kolleg*in als: **Co-Leitung der Anzeigenabteilung (w/m/d)**

Die Schwerpunkte des Aufgabengebietes umfassen:

- » Entwicklung und Ausbau neuer, digitaler Vermarktungsmöglichkeiten
- » Vernetzung in der taz und mit externen Kooperationspartner*innen

Voraussetzungen sind technische Kenntnisse, u. a. mit Adservern sowie Erfahrung im Bereich Online-vermarktung, genauso wie Kommunikations- und Englischkenntnisse. Die Arbeit in einem Unternehmen wie der taz braucht nicht nur eine Leidenschaft für die Nachrichtenbranche, sondern auch die Lust daran, selbst etwas zu bewegen und erfolgreich umzusetzen.

Es handelt sich um eine Vollzeitbeschäftigung mit 36,5 Stunden, der Möglichkeit, im Homeoffice und im weitgehend barrierefreien taz-Gebäude zu arbeiten, mit 30 Tagen Urlaub im Jahr.

Die taz setzt sich auch bei der Stellenbesetzung für Chancengerechtigkeit und Diversität ein. Deshalb sind alle Bewerber*innen willkommen, die die Zukunft mit uns gestalten wollen.

Wir freuen uns auf tatkräftige Verstärkung und erst mal Ihre **Bewerbung mit Lebenslauf und Motivationsschreiben bis zum 27. 5. 2022 an gf@taz.de**

Weitere Infos auf taz.de/jobs.



die tageszeitung

Vollzeit ab sofort eine:n Entwickler:in mit Schwerpunkt PHP und Datenbanken

Wir suchen zeitnah ein:e Kolleg:in mit praktischer Berufserfahrung in der Softwareentwicklung. Es geht hierbei nicht um Webentwicklung sondern um die Aufbereitung und Bereitstellung unserer Verlagsprodukte für unsere Apps, als ePaper in verschiedenen Formaten und für unsere Syndikationen.

Existierende Softwareprojekte sollen übernommen werden - dies beinhaltet Pflege, Fortentwicklung und die Dokumentation. Es sollte Bereitschaft bestehen, sich in verschiedenartigen Fremdcode einzuarbeiten.

Wir wünschen uns Offenheit für Altes und Neues gleichermaßen. Ferner solltest Du es gewohnt sein, mit GIT und Debian-Paketen zu arbeiten.

Es handelt sich um eine volle unbefristete Stelle ab taz-Lohngruppe 6.

Arbeitsaufnahme zum nächst möglichen Zeitpunkt. **Weitere Informationen gibt es unter taz.de/job**

Kleinanzeigen online aufgeben?

www.taz.de



thema



WELTBIENTAG am 20. Mai 2022

Leben ohne Bienen ist undenkbar. Deshalb widmet die Weltgemeinschaft seit 2018 diesen kleinen Tieren am 20. Mai einen großen Tag, um auf den Rückgang der Populationen hinzuweisen und zum Schutz der Bienen aufzurufen.

Die taz veröffentlicht zum Weltbienentag Verlagsseiten mit folgenden geplanten Themen:

PORTÄT Die Rainfarn-Maskenbiene ist die Wildbiene des Jahres 2022: ein kurzes Porträt

TAG Alles Wichtige über den Weltbienentag

ACKER Nachhaltige Landwirtschaft: Schonflächen im Grünland sollen die Biodiversität fördern

Anzeigenschluss: Donnerstag, 05.05.2022
Erscheinungstermin: Freitag, 20.05.2022

Weitere Informationen und Leserschaftsdaten: taz@anzeigenabteilung.de | Tina Neuenhofen
T (030) 25902-940 | tinaneuenhofen@taz.de

traueranzeigen



IKA HÜGEL-MARSHALL

Künstlerin • Autorin • Aktivistin
der afrodeutschen Frauenbewegung
13. März 1947 – 21. April 2022

Ika ist plötzlich und unerwartet verstorben.
Die Feier zu ihrem Leben ist im Juni 2022.

Dr. Dagmar Schultz
Inge Würth & Familie
Familie Marshall
& Community

Kontakt: +49175 5955028

Mit seiner Familie trauern wir um

Jochen Noth

8.1.1941 - 22.4.2022

unseren langjährigen Freund und Weggefährten

- | | |
|---|---|
| Michael Ackermann, Frankfurt; | Jutta Lietsch, Berlin; |
| Burkhard Braunbehrens & Ute Kreidler, Ebertsheim; | Andreas Lorenz, Berlin; |
| Ingrid & Helmut Forster, Frankfurt; | Wolfgang Müller & Silke Stabler, München; |
| Bettina Gransow, Berlin; | Christian Oertel, Berlin; |
| Ali Hassan, Berlin; | Gabi Ripke, Hamburg; |
| Thomas Heberer, Duisburg; | Ingrid & Jörg Rudolph, Bad Homburg; |
| Gerd Heinemann, Frankfurt; | Antje Schmierer, Berlin; |
| Helga & Jochen Henninger, Ettenheim; | Joscha Schmierer, Berlin; |
| Renate Krauss-Poetz, Grünberg; | Jürgen Sandler, Berlin; |
| Eva Kultus, Berlin; | Peter Schrage-Aden & Marichen Aden, Berlin; |
| Birgit Laubach, Berlin; | Christine & Herbert Sörje, Berlin; |
| Mechthild Leitner, Berlin; | Gerd Steffens, Wedel; |
| Katja Levy, Manchester; | Lutz Taufer, Berlin; |
| | Mechthild & Helmut Veil, Frankfurt; |
| | Carola & James Walla, München |

reisen

aktivreisen

Workshop „Solidarisch Altwerden“, 18.-21. Juni 2022, Ferien- und Bildungszentrum SALECINA, Oberengadin, Schweiz. www.salecina.ch - info@salecina.ch

zu den weißen Dörfern. Die Wohnung ist verkehrstechnisch sehr gut angebunden. Alles ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln schnell zu erreichen. Sie liegt in einem Ort mit hervorragender Infrastruktur. Für maximal 5 Personen geeignet. Guter Preis. **☎ 0173-2161362**

ferienkurse

Yogawoche, 22.-28. Mai 2022, Ferien- und Bildungszentrum SALECINA, Maloja, Oberengadin, Schweiz. www.salecina.ch - info@salecina.ch

italien

Traum-Toscana 60€/Tag: www.casa-rustica-lampo.de, ☎ 0176/963 49 137

frankreich

Ferienhaus Südfrankreich/Languedoc schick re. Steinhaus, Dachterrasse 4 Personen **☎ 015159487906** www.les-volets-blancs.de

nord-/ostsee

Das Außergewöhnliche finden - Sommer, Sonne, Natur und Kultur in Vorpommern www.schloss-schmarsow.de

griechenland

Lastminute Ferien im Paradies-Garten der Museen günstig für Natur/Kulturliebende am Strand am Golf von Korinth www.idyllion.eu ☎ 00306972263356

rest der welt

„Recht auf Stadt & Grenzkonflikte in den Borderlands“, Politische Reise nach Ciudad Juárez, Mexiko, mit Exkursionen ins Umland & El Paso, Texas, 10.-24.09.2022, 1450€ inkl. Flug, Transport, Unterkunft, Programm), Infos: www.iak-net.de, mexiko@iak-net.de

spanien

Schöne Wohnung in Chiclana de la Frontera, gleich bei Cadix zu vermieten. 6 km zu einem der schönsten Strände Spaniens, la Barrosa, 20 km zum aufregenden Cadix, 20 km in die Berge und

usa

Brooklyn B&B EZ ab \$99 DZ ab \$159 Regina Manske 16 Fort Greene PI NY 11217 **☎0017188349253** www.reginasnybnb.com

sonstiges

an- und verkauf

Wir kaufen Wohnmobile + Wohnwagen ☎ 03944-36160, www.wm-aw.de Fa.

Morgiane.de - Olivenöl portofrei in Flasche und Kanister aus Spanien, Kreta, Portugal. ☎ 0800 1733450

kontakte + freunde

Mann, 60, berentet, mit Interesse an gestalteter Zukunft im Großraum Essen, sucht Frau. Ich bin spirituell östlich

/ westlich unterwegs, mit Taize. Kunst und Texte gestalte ich gerne. Sympathie entscheidet. Bin Kinderlos. ☺**Vielfalt, taz kleinanzeigen, Friedrichstr.21, 10969 Berlin**

transporte

zapf umzüge, Online-Preisfrage und -Materialshop www.zapf.de, ☎ 030 61 0 61, Umzugsberatung (auch virtuell), Beiladungen, Lager, Material, Aktenlagerung



newsletter

Jede Woche exklusive Neuigkeiten aus der taz
www.taz.de/newsletter

POLITISCHE RADREISEN 2022

Rebellion in Thüringen/Sachsen-Anhalt: Thomas Müntzer und der Bauernkrieg - Radreise entlang der Unstrut
8.5. - 13.5.2022

Diven, Sufragetten, Powerfrauen: Frauenwiderstand in Krakau
4.9. - 10.9.2022 **

Bildungsurlaub möglich! | thomashandrich@posteo.de | www.politische-radreisen.de | ** keine Radreise

John Lloyd Stephens: Reiseerlebnisse in Centralamerika, Chiapas und Yucatan

Der Jurist erhielt 1839 den Auftrag, den politischen Zustand Zentralamerikas zu untersuchen. Auf dieser Reise unternahm er die erste wissenschaftliche Erforschung der Maya-Ruinestätten von Copán, Palenque und Uxmal und untersuchte ausführlich die Streckenführung für den Nicaragua-Kanal.

ISBN 978 3 941924 04 8, 968 Seiten, Leinen, 49 € (D). Erweiterte Neuauflage mit 10 Karten, vielen Hintergrundinformationen und über 100 Abbildungen. In jeder Buchhandlung oder unter www.verlag-der-pioniere.de

der wahrheit-comic am wochenende: „cartoons aus der ukraine“ von alexander dubovsky, serhii fedko und anna sarvira



Drei Zeichnungen aus einem von Wladimir Putin und seiner Armee brutal malträtierten Land, in dem sich auch Cartoonisten nicht unterkriegen lassen und weiter für die Meinungsfreiheit eintreten: Alexander Dubovsky (Cartoon unten li.), Serhii Fedko (Cartoon oben li.) und Anna Sarvira (Cartoon re.) sind mit vielen anderen ihrer Landsleute als ukrainische Künstler bei dem stetig größer werdenden Solidaritätsprojekt des niederländischen Dokumentarfilmers Ronald Bos dabei. Sarvira lebt momentan im Exil, zeichnet auch für das New Yorker MoMA, Fedko und Dubovsky arbeiten unter schwierigsten Bedingungen weiter von Kiew und Dnipro aus. Das Projekt sucht zur Zeit dringend weltweit Ausstellungsräume. Bos hat bereits seit 2015 eine vielbeachtete Initiative für bedrohte syrische Cartoonisten gestartet. Alle Infos jetzt unter: www.cartooningsyria-ukraine.org

gurke der woche

Camping ist die dümmste Form des Tourismus. Wer campt, trainiert für den Krieg im Schützengraben. Noch dümmter allerdings ist Glamping. Der neue Modetrend: „Glamouros Camping“. In Hotelgärten gehoben campen. In „Glamping Lounges“, wie sie das deutsche Unternehmen Strohboid in dieser Woche mit dem üblichen Werbegewäsch von „Vision“ bis „Nachhaltigkeit“ anpries. Glamping lounges – das sind luxuriöse Bivakzelte für Schlachtenführer auf Feldherrenhügeln.

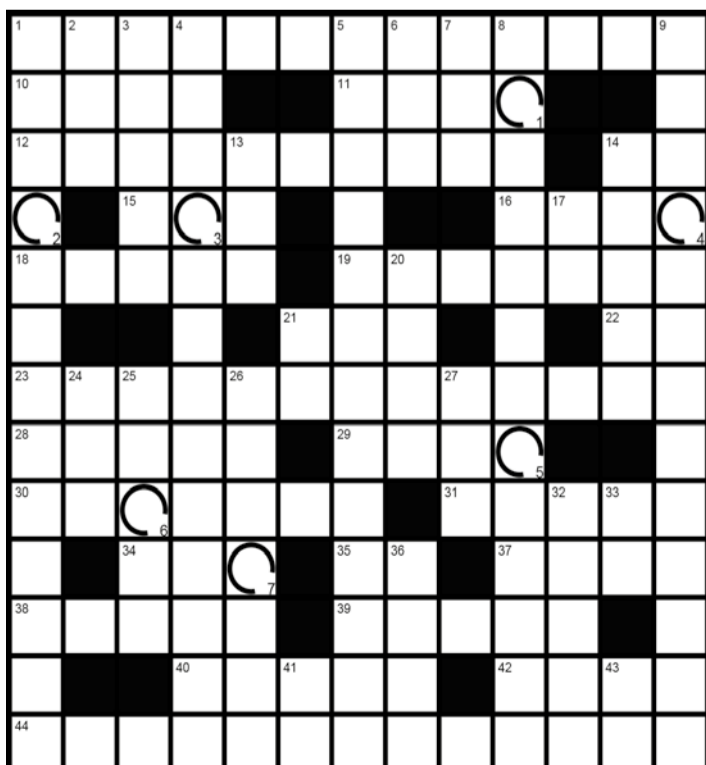


das wetter

Der Orang-Utan

Erholung war für Heinz Merz ein wichtiger Teil seines Lebens. Deshalb lebte der 57-jährige Kollateralschadensgutachter auch in einem Naherholungsgebiet. Dennoch scheiterte er regelmäßig mit seinen Erholungsversuchen. Hauptgrund war ein Orang-Utan, der zur Abendessenszeit gern vor seiner Tür stand und von ihm verlangte, den Elefanten, der angeblich im Raum stehen würde, in den Garten zu hieven. Heinz Merz

wollte davon aber nichts wissen: „Lauf du mal eine Weile in meinen Schuhen!“, verlangte er von dem Orang-Utan und regte sich derart auf, dass die Erholung jedesmal perdu war. Den Orang-Utan ließ das kalt wie alten Streichkäse. Nachts konnte sich Heinz Merz dann aussuchen, ob lieber ein Kollateralschaden oder der Orang-Utan durch seine Wachträume geisterte. Außerdem trompete der Elefant in einer Tour. Heinz Merz hatte es nicht leicht.



Wahres Rätsel 503 von RU

Die Ziffern hinter den Fragen zeigen die Buchstabenanzahl.

- Märchenhafter Nadel- und Klatschvirruose (13); Oberster Macher der Welt (13)
- No woman, not that, behauptete Bob (3)
- Schwedenexpediteurs Weg führte ideologisch ins Führerhauptquartier (5)
- Die Kraft in neuronalen Bahnen (13)
- Kampfbereite Gesten und Grimassen (13)
- Ist das Energiesgesetz im Kopf wirklich erneuerbar? (Abk.) (3)
- Aspiriertes Zurück auf See (3)
- Er pennt bis der Eber kräht (13)
- Sie leiden unter einer hohen 44 (13)
- Eine der Sprachen der First Nations Kanadas (4)
- Sie soll uns in aller Kürze einsatzbereit machen (4)
- Wasserexperten eben ... (10)
- ... die deren Quelle am Eierkuchenberg lokalisieren (3)
- Deutsche Email (2); Bedröppeltes Schauenvorwort (5)

- Er ist neben Franz stets am Tatort (3)
- Wladimirs Duzfreund (4)
- Gestrandeter Fernmeldetechniker (2)
- Wenn überhaupt etwas gesagt werden sollte, dann das (5)
- Das Gesträuch hat eigene Katze (7)
- Keineswegs vom Ruin betroffener Baskenort (4)
- Damit ging's noch vor dem Anhalter durch die Galaxis (3); Lernort voller Säuregrade (Abk.) (2)
- Des letzten deutschen Kaisers Nummer (2)
- Hoffentlich ist der Bankrottum zu deinen Gunsten! (13)
- Palindromatischer Plapperschnabel (3)
- Ostseebad mit Marine-Ehrenmal (5)
- Die Farbe nicht unseres rot-weiß-blauen, sondern blau-weiß-roten Nachbarn (7)
- Mit Anamur zusammen im Rettungseinsatz (3)
- Die lieblich Liebevollte fördert museal die Liebeslyrik (5)

- So ist alles, was hinten herauskommt (4)
- Rüpel (7)
- Väterchen fromm? (5)
- Alt-Santorin (5)
- Der macht 14 waagrecht krümelig oder lehmig (2)
- Mal im Salat, mal auf dem Gemälde (3)
- Architektenfamilie gestaltete halb Kasse! (2)
- Yins Geschwisterchen (4)
- Sie sei die Belohnung der Tugend, forderte Cicero (4)
- Von Parterre aus gesehen sind alle Etagen solche (5)
- Die Ente der Warner Brothers (5)
- Sie schneiden scharf in Eis und Schnee (5)
- Ohne Kung nur Berliner Lehranstalt (2)
- Im Gegensatz zu 28 sät sie Zwiertacht (4)
- Girli Adabei (2)
- Sie steuert Grauen vor der Inflation (13) Umlaute sind nicht zugelassen. Die Buchstaben in den eingekreisten Zahlenfeldern ergeben in geänderter Reihenfolge das Lösungswort: **Wannenwellnessfüllstand (7)**

Auflösung vom 23. 4. 2022: **BAUPLAN** 1 DEZIMALSYSTEM, DRUECKEBERGER; 2 EINS; 3 ZEICHENSTIFTE; 4 INCH; 5 AB; 6 LEBENSZEICHEN; 7 STOLA; 8 YEN; 9 TAFELBESTECKS; 10 EDOM; 11 MAXIMALSTRAFE; 12 RIEN; 13 BETE; 14 ADA; 15 UNICA; 16 AETNA; 17 BON; 18 FOX; 19 ESCHJE; 20 EL; 21 KEMI, KERF; 22 TENAKEL; 23 KOE; 24 KLEIN; 25 LIANE; 26 ISER; 27 ORB; 28 EINSATZBEFEHL; 29 TOPAS; 30 BLEI; 31 BASE; 32 OEL; 33 ENTROPIE; 34 ETAT; 35 REI; 36 ACID; 37 DAHL; 38 FLASH; 39 LAC; 40 ALK; 41 ACCRA; 42 TAL; 43 RUECKENFLOSSE
Gewinner: Rudolf Gumberger, Rosenheim; Dr. Angelika Soekeland, Dortmund; G. Graberg, Düsseldorf
Zu gewinnen gibt es je ein überaus lesenswertes Buch eines taz-Autors oder einer taz-Autorin. Schicken Sie das hoffentlich richtige Lösungswort bitte bis zum Einsendeschluss am 4. 5. 2022 (Datum des Poststempels) per Postkarte an: taz, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, oder per E-Mail an: raetsel@taz.de. Der Rechtsweg ist wie immer und für alle Ewigkeit ausgeschlossen.



Der 1. Mai bleibt rot – immerhin daran hat sich nichts geändert Foto: Axel Schmidt/reuters

1. Mai: Der Maifeiertag ist wie kein anderes Datum aufgeladen mit linkspolitischen Erwartungen unterschiedlichster Art. Die Republik schaut vor allem in die Großstädte, nach Berlin oder Hamburg, und wartet darauf, dass es knallt. So richtig. Denn der „Tag der Arbeit“ wird in der Hauptstadt nicht von Gewerkschaften bestimmt, sondern durch den Protest der radikalen Linken. Der Feiertag ist deshalb viel eher ein Tag des Kampfes – um Deutungshoheit. Geht

es doch um einen seit Jahren gut genährten Mythos sich ständig wiederholender Rituale wie das Katz-und-Maus-Spiel zwischen Demonstrierenden und Polizei. Mediale Aufmerksamkeit ist darum zwar garantiert, aber umso mehr versuchen Aktivist:innen händeringend, ihre Inhalte im Spektakel nicht untergehen zu lassen. Denn auch wenn Arbeit heute anders organisiert ist als vor 150 Jahren: Ausbeutung gibt es immer noch. **48**

momentaufnahmen



Anklam,
12.288
Einwohner:innen, vor der Wende waren es noch knapp 20.000 gewesen, liegt ganz im Osten Mecklenburg-Vorpommerns

Wenn die Kleinstadt zur Sackgasse wird

Wir hatten es bis nach Usedom geschafft, ja sogar über die polnische Grenze an die Ostsee. Es war an der Zeit, nach Berlin zurückzufahren. Immer hatte jemand gehalten und uns ein Stück mitgenommen. Nur nicht hier. Anklam, Meck-Pomm. Die letzte Mitfahrgelegenheit hatte mehrmals nachgefragt, ob wir wirklich hier aussteigen wollten. „Wir stehen einfach an der falschen Stelle“, sagt Marc.

Und dann laufen wir drei Kilometer durch eine mittelgroße, aber menschenleere Kleinstadt. Okay, da stehen ein paar junge Leute auf einem Balkon. Erster Stock, Platte. Vorbei an einem Schild „27. Internationales Trabant-Treffen“; Ostalgie seit 1995. Dazu in Deutschlandfarben angesprayte Stromkästen. Letzter Bus 17.34 Uhr. An der Straße sehen wir drei Kids auf Heuballen spielen. Die Sonne geht langsam unter. Wir stellen uns an die Landstraße, doch die Leute beschleunigen sogar, wenn sie uns sehen. Bis auf die Bullen. Die fahren plötzlich sehr langsam an uns vorbei. „Ich glaube, jetzt ist der richtige Moment, um den Bahnhof zu suchen“, sage ich. Die letzte Regio fährt um 21.08 Uhr. Und sie hält sogar.

Ruth Lang Fuentes



Berlin-Mitte
383.360
Einwohner:innen; wo für die meisten fancy Yoga-Mitgliedschaften ein Statussymbol sind und der Rest bei Urbansportsclub ist

Wenn das Geld nur für Voguing reicht

Die Zeit vor Semesterbeginn ist für mich – als Sympathisantin jeglicher Art von physischer Betätigung – die beste Zeit. Nun kann ich mich für Sportkurse unterschiedlicher Unis in Berlin anmelden. Die Entscheidung fällt jedoch alles andere als leicht. Während meines Studiums in Wien habe ich viele Sportarten ausprobiert – von Trampolinturnen über Quidditch bis hin zu Unterwasserrugby. Dafür lohnt es sich, Studierende zu sein! Regelmäßig teilgenommen habe ich nie. Vielleicht waren sie nicht niedrigschwellig genug. Darüber hinaus so unverbindlich. Jetzt, in Berlin ansässig, will ich deshalb auch mal außeruniversitär einen Sport ausprobieren und mich als Teil einer Yoga-Community oder eines Boxclubs fest binden. Nur leider scheinen Nicht-Uni-Kurse in dieser Stadt unbezahlbar zu sein. Deshalb hat es sich bezahlt gemacht, wieder einmal pünktlich zur Freischaltung der Uni-Kursbuchungen vor dem Laptop zu lauern – jetzt habe ich einen Platz fürs Voguing ergattert! Und wenn ich darauf doch keine Lust hab, mache ich einfach mein inzwischen siebtes Gratisprobetraining im glanzvollen Holmes Place nahe der taz-Redaktion. Niedrigschwellig geht nicht.

Betania Bardeleben



Stolzenhagen
222 Einwohner:innen, Bäuerin Anja Hradetzky und ihr Mann Janusz wohnen etwas entfernt von ihren gepachteten Flächen in Stolzenhagen, Ortsteil von Lunow-Stolzenhagen in Brandenburg

Wenn immer eine nächste Welle droht

Anja Hradetzky und ihr Mann Janusz pachteten im Nationalpark Unteres Odertal Flächen, kauften die ersten Braunviehkühe in Süddeutschland. Sie starteten 2015, inzwischen ist ihre Herde auf 140 Viecher angewachsen. Bäuerin Hradetzky ist Autorin des Buches „Wie ich als Cowgirl die Welt bereiste ... und ohne Land und Geld zur Bio-Bäuerin wurde“. Sie erinnert sich an die Pandemie-Eindämmungsmaßnahmen, nachdem im Nachbardorf der erste Ausbruch in Deutschland registriert worden war – „Die Sperrung wegen der Afrikanischen Schweinepest war für uns eine Katastrophe. Total übertrieben. In Polen lässt man die Tiere einfach durchsehen. Am Ende gibt es eine gegen die Schweinepest resistente Population. Seitdem denken die hier, überall müssten Zäune gebaut werden. Sogar in einem Nationalpark, der eine Flussniederung ist, bauen die Zäune! Da kommt kein Reh, Dachs oder Biber durch – und all die anderen wilden Tiere auch nicht. Und die kleinen Schweinebauern werden unter Druck gesetzt, bekommen so starke Auflagen, dass sie von heute auf morgen aufgeben müssen. Die kleine Schweinehaltung, wo die Tiere noch in der Erde wühlen dürfen, wird komplett ausgerottet. Nur die Großen überleben.“

Helmut Höge



Bobby Rafiq
Bobsens Späti

Happy Ramadan, happy Zuckerfest, Folks!

An diesem Sonntag endet der Fastenmonat Ramadan, und am Montag dann beginnt das jährliche Zuckerfest. Von da an wird die Bauchspeicheldrüse zum fleißigen Sisyphos: Dem gerade mühsam gesenkten Zuckerspiegel folgt der nächste Glukose-Booster. Welcome in Baklavistan, yummy!

Glückwunsch zu einem weiteren Monat sakraler Disziplin und innerer Einkehr! Aus meiner Zeit als einigermaßen praxisnaher Muslim weiß ich noch, welch erhabenes Gefühl sich am Ende eines Tages breitmacht, wenn die Sonne den Horizont küsst und das Fastenbrechen bevorsteht. Auf die bescheidene Dattel zum Iftar folgt bei vielen ein Abend der Völlerei, die das eigentliche Konzept des Ramadan ad absurdum führt, aber hey: Warum sollten Muslime weniger ambivalent und pseudo sein als ihre abrahamitischen Glaubensgenoss:innen aus Christen- und Judentum?

Wer sich der weitläufigen Meinung im muslimkritischen (sic!) Mainstream anschließt, Menschen mit Wallah-Hintergrund seien humorbefreit und ohne jedes Bewusstsein für den eigenen widersprüchlichen Lebenswandel, der irrt. Allein das erst seit wenigen Jahren unter Muslim:innen präsentere Thema, es möge doch bitte alles und jeder gefälligst helal sein, sorgt für lustige Anekdoten unter selbigen.

Kaum noch Fensterscheiben von Gastro und Supermärkten ohne jenen Helal-Sticker, der den Gästen und Kund:innen signalisiert, dass es am Herd oder im Regal koscher zugehe. Die rauschhafte Art – vor allem unter Jüngeren – die Welt nur noch in haram und helal einzuteilen, statt sich einfach nur ums eigene Verhalten zu kümmern, treibt lustige Blüten. Randnotiz: Das große Helalissimo bringt auch große Probleme mit sich, aber dazu ein andermal mehr.

Auf jeden Fall gab es da mal die drei Mädels beim Inder, zwei Tische weiter. Zwischen Papadam und Chicken Curry rückte sich die eine das bauchfreie Top zurecht, die zweite trug Chatnachrichten eines ihrer Verehrer vor, und die dritte fluchte über ihre nervigen Eltern, während sie sich das Kopftuch glattzog, alles nicht wirklich helal – und alles kurz nachdem sie sich mit Blick in die Speisekarte eben noch skeptisch gefragt hatten, ob denn wirklich alles helal sei.

Kaum Fensterscheiben ohne jenen Helal-Sticker, der signalisiert, dass es am Herd oder im Regal koscher zugeht

Auf den Punkt brachte es aber Cemmo mal. Cemmo heißt eigentlich Cem und führt einen kleinen Supermarkt umme Ecke. Eines Tages, während im Hintergrund seine kopftuchtragende Mutti den Sprit der Kiezalkis über den Scanner streicht, zieht er lachend über zwei Typen her, die kurz vorher da waren.

Ein älterer Herr, der ihm eine Standpauke hielt, Cemmo solle zwischen den helalen Produkten im Kühlregal gefälligst kein Schweinefleisch lagern, und überhaupt, warum er denn Alkohol und Schweinefleisch verkaufen würde. Cemmo bat ihn, den Laden zu verlassen und möglichst nie wiederzukommen.

„Und du gloobst et nich, Bobby, danach kommt een Typ rinn, schnappt sich een paar Dosen Jacky-Cola, verlangt an der Kasse die langen OCBs, hält dann 'ne Packung Haribo hoch und fragt: Sind die helal? Ick dann so: Die sind so helal wie der gesamte Görli, deine OCBs und die komplette Jack-Daniels-Destille zusammen. Und der Typ so: Wallah, Bruder, wegen Schweinegelatine und so. Icke nur: Alda, haste mich nich verstanden? Die OCBs, oder wat du damit roochen willst, und deene Jackies bringen et harammäßig zusammen uff drei Schweinefarmen. Na ja, am Ende hat er sich die Haribos jekooft, aber die OCBs zurückgelegt. Was zur Hölle ...“

Auch in diesem Jahr wird Cemmo die Schale mit den gratis Süßigkeiten an die Kasse stellen, is ja Zuckerfest.

die ortsbegehung

Respektvoll handwerken

Generationswechsel in der Berliner Schokowerkstatt, einer offenen Möbelbauwerkstatt für FLINTA*. Die Tischler*innen wollen das männerdominierte Handwerk umbauen

Aus Berlin **Bo Wehrheim**

Charlie und die Schokowerkstatt – dabei handelt es sich nicht um einen Film mit Johnny Depp, sondern um einen Besuch in einer Werkstatt ohne Deppen, die immer noch denken, Handwerk wäre nur etwas für Männer.

Die Schokowerkstatt liegt im Berliner Stadtteil Kreuzberg und ist Teil des ältesten Frauen*-Zentrums Europas, der Schokofabrik. Das Haus wurde 1981 besetzt und ist heute eine Genoss*innenschaft. Hier finden unterschiedliche Frauen*-Projekte Platz: von Schokosport, über das Frauenkrisentelefon bis hin zum Hamam.

Durch eine Tür im ersten Stock dringt Gehämmer und das leise Dröhnen eines Akkuschraubers. Charlie Walsh, selbstständige Tischlerin im Reisegewerbe und Vorstand des gemeinnützigen Vereins Schokospäne e. V., leitet einen Möbelbau-Workshop an. Im sogenannten Maschinenraum stehen mehrere Werkbänke, eine

Kreissäge und andere Holzbearbeitungsmaschinen. An einer Wand hängen Schraubzwingen, im Schrank finden sich Stechisen und Japansägen, das sind präzise Handsägen.

Das Tischlern ausprobieren

Die Möbelbau-Workshops finden dreimal in der Woche mit bis zu drei Teilnehmer*innen statt. Auch jetzt stehen zwei Frauen an der Werkbank und sägen. Janette (54) und Zoe (18) sind Mutter und Tochter. Sie bauen heute gemeinsam einen Leuchtkasten für Zoe, die gern zeichnet und damit Bilder durchpausen kann. Es ist nicht ihr erstes Projekt hier. „Anfangs haben wir eine Kiste gebaut, um die Basics zu lernen“, erzählt Janette, dann hätten sie sich an einen Küchentisch gewagt und ein Möbel zur Aufbewahrung von Schlüsseln und Briefen entworfen. Zoe ergänzt: „Wir sind hier, weil wir das Tischlern ausprobieren wollten.“

Die 18-Jährige ist gerade mit der Schule fertig geworden. „Hier fühl ich mich nicht dumm, wenn ich eine Frage stelle“, die Atmosphäre sei entspannt und ange-

nehm. Die Anleiter*innen hätten sie bei jedem Projekt kompetent unterstützt: „Wir haben hier gelernt, wie man die Bohrmaschine benutzt, sägt, schleift, Holzverbindungen herstellt – einfach alles.“

Die Workshops werden vom Berliner Senat subventioniert, die Teilnehmer*innen zahlen 15 Euro plus Materialkosten. Nach Bedarf wird auch ein Glas-Workshop angeboten, und einmal im Monat findet das Repaircafé statt, wo kaputte Fahrräder oder Elektrogeräte repariert werden, berichtet Charlie: „Die Motivation der Teilnehmenden ist unterschiedlich: Da gibt es Leute, die wollen eine Ausbildung zur Tischler*in machen, denen zeigen wir die klassischen Holzverbindungen. Andere kommen, um Möbel zu restaurieren oder bauen ein kleines Werkstück.“

Generationswechsel

Charlie Walsh hat die Werkstatt erst Anfang 2020 zusammen mit vier anderen Tischler*innen übernommen. Die Gründer*innen Uli und Rosie waren nach über 35 Jahren in Rente ge-

gangen. „Seit dem Generationswechsel sind die Holzworkshops nicht nur für Frauen* offen, sondern für FLINTA* (Frauen, Lesben, inter, nonbinary, trans*, agender“; Anm. d. Red.)“, erklärt Charlie.

Gefragt, warum es einen Ort wie diesen braucht, muss Charlie lachen: „Das Handwerk ist immer noch so dominiert von cis-Männern!“ Erst seit 1994 dürften Frauen überhaupt auf Baustellen arbeiten, nur zwei Schächte (Handwerker*innen-Vereinigungen; Anm. d. Red.) nehmen Frauen, die auf die Walz gehen wollen, auf. „Wir haben einfach alle die gleichen Erfahrungen gemacht: Von cis-Männern als Handwerker*innen nicht ernst genommen zu werden, ob in der Werkstatt, beim Kunden oder auf Baustellen.“ Deshalb sei es wichtig, dass es so einen Ort gibt, an dem man nicht infrage gestellt wird. „Die Stimmung ist hier einfach besser und der Umgang miteinander respektvoll.“ – Respekt für FLINTA* im Handwerk, auch in Werkstätten und auf Baustellen „da draußen“, das ist ihre Forderung zum 1. Mai.

In der Schokowerkstatt in Berlin-Kreuzberg finden unter anderem Möbelbau-Workshops statt
Illustration: Sebastian König



großraumdisco

Musikalisches Bergwandern mit Reinhold Messner

Von der Natur soll die Rede sein und von Grenzerfahrungen samt sinfonischer Wucht ... wobei Sinfonieorchester schon deswegen toll sind, weil man sich mit ihnen, sollte es musikalisch mal durchhängen, bereits mit dem Durchzählen der MusikerInnen eine Weile beschäftigen kann. Hier kam sogar noch ein Chor dazu und eine Sopranistin, bei der Uraufführung von „Exiles“, einer Komposition von Julian Anderson mit einer hingetupften und hingeklotzten und überhaupt mit viel Bedeutung aufgepumpten Musik.

Aber eigentlich war man an diesem Abend sowieso wegen Richard Strauss und Reinhold Messner in die Berliner Philharmonie gekommen, zum musikalischen Bergwandern: Messner zusammen mit dem Deutschen Symphonie-Orchester Berlin, das „Eine Alpensinfonie“ von Strauss spielt. Vergangenes Jahr ist daraus ein Musikfilm entstanden, am Wochenende wurde dieses „Gipfeltreffen“ erstmals live präsentiert.

Der Messner ist ein Mann, der die Welt in ihren Höhen und Weiten durchmessen

hat. Alle Achttausender bestiegen, manche Wüste durchquert. Auch Richard Strauss ist mal aufgestiegen, hoch zum Gipfel des Heimgartens, wovon der Komponist in seiner Tondichtung „Eine Alpensinfonie“ ja samt Irrwegen und Gewitter getreulich Bericht erstattet.

Wobei der Heimgarten mit seinen 1.791 Metern mehr so ein Jedermannsberg ist, während Messner auch da hingeht, wo es wehtut. Und wo gar nicht alle hinsollen. Für die Massen sind die Berge nicht gemacht. Und danach erzählt Messner uns dann als Menschheitsstellvertreter von seinen extremen Erfahrungen, die man da draußen und droben machen kann. Er erzählt, dass man im Aufbrechen alle Ängste besiegt. „Im Licht des Tages sind alle Zweifel vergessen“, sagt er, und schon geht es in der Philharmonie mit der sich herrlich aufplusternden Musik von Strauss raus ins Freie, und in einer musikalischen Pause kommt wieder Messner zu Wort, der mittlerweile 77-jährige, und berichtet dem Publikum, was da oben droht: „Wir wissen, dass wir umkommen können.“

Und dass das Ziel eben sei, genau das nicht zu tun. Und zurück geht es auf den Heimgarten, zurück zu Strauss, der seine Wanderung zu einem musikalischen Heimatfilm gemacht hat. Berücksichtigt in seiner Naturverklärung, in der man es sich mit den Ohren recht gemütlich machen kann, selbst wenn an den Kesselpauken gerade heftigst das Gewitter getrommelt wird.

Letztlich ist der Berg bei Strauss eine Idylle. Bei Messner ist er die Möglichkeit für existenzielle Erfahrungen. Ein Gegner, den es zu bezwingen gilt.

Das passt mit den unterschiedlichen Fallhöhen also gar nicht unbedingt zueinander und war trotzdem sehr unterhaltsam für alle, die nicht gleich Pickel kriegen, wenn es mal ein bisserl pathetisch wird. So wie es spätromantische Musik halt gern zu tun pflegt. Und Messners Einlassungen zu Grenzerfahrungen drängen eben ins Kalenderspruchhafte.

Erhabene Unterhaltung. Eine Ex-Bundeskanzlerin war übrigens am Abend auch mitten im Publikum. *Thomas Mauch*

Nicht mehr so schön anzusehen: geschädigte Buchsbaumpflanzen in den historischen Herrenhäuser Gärten in Hannover
Foto: Holger Hollemann/dpa/picture alliance



Überall kahle Stellen

Aus Hannover Eiken Bruhn

Best oder Cholera? Diese Frage stellt sich nicht für Boris Schlumpberger. „Wir haben hier beides“, sagt der Biologe. Die Pest – ein aus Asien eingeschleppter Schmetterling – und die Cholera – ein Pilz – bedrohen ein in Deutschland einzigartiges Kulturdenkmal, den Großen Garten in Hannover-Herrenhausen. Er ist eine der wenigen großen barocken Gartenanlagen in Europa, die in ihrem im 17. Jahrhundert entstandenen Ursprung erhalten sind. Die meisten anderen wie Sanssouci in Potsdam wurden ab der Mitte des 18. Jahrhunderts im Stil der englischen Landschaftsparks umgestaltet. Vom Barock blieben meistens nur ein paar Beete übrig. Der Große Garten – Teil der vier Herrenhäuser Gärten – hingegen sieht fast noch genau so aus wie zu Zeiten von Herzog Ernst August, der sich Ende des 17. Jahrhunderts Herrenhausen als prachtvolle Residenz ausbauen ließ. Seine Frau Sophie von der Pfalz gestaltete den Garten nach barocker Mode: Streng geometrische Rabatten im vorderen Teil und streng geometrische Wäldchen im hinteren. Dazu Fontänen, akkurat geschnittene Lindenalleen und Hainbuchenhecken, Teiche, Pavillons. Boris Schlumpbergers Job als Kurator der Herrenhäuser Gärten ist es, dafür zu sorgen, dass das so bleibt. Doch das ist derzeit schwer, denn Pilz und Schmetterling haben es auf ein zentrales Element aller barocken Gartenanlagen abgesehen: die Broderien. Der Begriff – abgeleitet vom französischen Wort für „Stickerei“ – bezeichnet niedrige Hecken, meistens aus Buchs, die nicht nur Beete einfassen wie im Bauern- oder Klostergarten, sondern

zusätzlich Ornamente bilden. Manche sind mit Blumenbeeten ausgefüllt oder nach historischem Vorbild mit Rasen oder Schotter in verschiedenen Farben. 20 Kilometer Buchshecke stehen im Großen Garten – so viel wie wahrscheinlich nirgendwo in Deutschland. „Das sieht nach Pilz aus“, sagt Thomas Amelung und zeigt auf ein paar Meter grauer Zweiggerippe im Großen Parterre – in Barockgärten die Bezeichnung für die terrassenartigen Beete in unmittelbarer Nähe des Schlosses. Amelung ist der Gartenmeister des Großen Gartens, wie Schlumpberger Angestellter der Stadt, denn die Gärten – auch das eine Besonderheit – sind in kommunalem Besitz. An einem windigen, nasskalten Tag Anfang April führen die beiden über geharkte Kieswege durch den Park. Nicht überall ist der Schaden so deutlich zu sehen, aber es gibt immer wieder kahle Stellen oder solche, wo das Laub der Büsche braungrau verfärbt ist. Seit 2004 breitet sich der zehn Jahre zuvor erstmals in Großbritannien diagnostizierte Pilz *Cylindrocladium buxicola* auch in Deutschland aus, zwei Jahre später tauchte der Buchsbaumzünsler hierzulande auf. Als blinder Passagier günstig in China gezogener Buchsbäume. Solche Neozoen, die keine Fressfeinde haben und auf Pflanzen treffen, die noch keine Resistenzen ausbilden konnten, sind kein buchsbaumspezifisches Problem. Ein bekanntes Beispiel ist die Miniermotte, die der Rosskastanie zusetzt. Und Pilze haben auch schon andere Arten an den Rand des Aussterbens gebracht: zum Beispiel die Ulme.

Der Buchsbaumzünsler wurde in Herrenhausen 2017 das erste Mal ent-

deckt, da war der Pilz längst da. Wo der ursprünglich herkommt, sei unbekannt, sagt Thomas Brand, bei der Landwirtschaftskammer Niedersachsen verantwortlich für den Pflanzenschutz von Zierpflanzen, Baumschulen und öffentlichem Grün. „Es kann auch sein, dass es ihn schon länger gibt, aber die Erkrankung, die er auslöst, neu ist. Wir wissen es einfach nicht.“ Ob der Klimawandel ihm in die Sporen spielt? Wahrscheinlich nicht. Viel unternehmen gegen den Pilz können der Herrenhausen-Kurator Schlumpberger und Gartenmeister Amelung nicht. Hobbygärtner:innen glauben es besser zu wissen. Jedes Mal nach Erscheinen von Medienberichten rufen sie an und geben ihm todsichere Tipps, erzählt Schlumpberger. „Einige schwören auf Algenkalk.“ Das schädigt allerdings auf Dauer die Pflanze. Andere Anrufer würden anbieten, die Herrenhausen-Buchsäume mit Schutzformeln zu besprechen, und wieder andere seien überzeugt, bei sich im Garten den super toughen Buchs stehen zu haben, der resistent ist gegen Krankheit und Schädlings. Sie bieten Stecklinge an oder gleich den ganzen Busch. Schlumpberger und der Gartenmeister Amelung wissen es besser. Früher oder später erwischt es alle. Denn die bisher verwendeten Sorten, sogar die Züchtungen aus asiatischen Arten, haben weder Pilz noch Schmetterling, die sich beide ausschließlich am Buchsbaum laben, etwas entgegengesetzt. Dass Meisen und Spatzen lernen, die Schmetterlingslarven in ihren Speiseplan aufzunehmen, kann das nicht ausgleichen. Und den Pilz frisst niemand. Die wenigen deutschen Wildvorkommen des *Buxus sempervirens* in Südwestdeutschland sind daher akut vom Absterben bedroht.

In den Parks haben sie mit intensiven Pflegemaßnahmen zwar eine Chance – aber wie hoch darf der Preis sein?, fragt Thomas Amelung, der Gartenmeister. „Ich hatte schlaflose Nächte, als das mit dem Zünsler losging“, erzählt er, der seit 1998 in Herrenhausen arbeitet, „der Garten ist ja irgendwie auch meiner.“ Aber irgendwann habe er sich damit abgefunden. Schließlich gehe es nur um Buchshecken. „Braucht der Mensch die?“ Eine Frage, die letztlich für alle nur zur Zierde gehaltenen Pflanzen gilt. Boris Schlumpberger verzieht das Gesicht. Noch ist er nicht bereit, sie zu verneinen. Deshalb werden ihre Mitarbeiter:innen in diesen Wochen verstärkt nach Kotpillen der Falterraupen suchen, die

mit den wärmeren Temperaturen aus der Kältestarre erwachen. Zweimal im Jahr spritzen sie im Garten ein auch für den Biolandbau zugelassenes Pflanzenschutzmittel. Das muss zum richtigen Zeitpunkt geschehen, weil es nur bis zu einer bestimmten Größe der Raupen wirkt. Das Spritzen ist aufwendig, die Wege müssen abgesperrt werden, um die Besucher:innen zu schützen. Und weil sich die Raupen in die Blätter einwickeln, muss das Gift direkt in die Büsche eingebracht werden, eine Giftduche von oben reicht nicht. Eine Arbeit, mit der eine Person allein zwei Monate beschäftigt wäre, rechnet Amelung das Arbeitsvolumen um. Auf einem Meter Hecke stehen immerhin neun Pflanzen. Macht bei 20 Kilometern: 180.000 Buchsbäumchen. Zudem bringen die Gärtner:innen mit Sexualpheromonen den Fortpflanzungszyklus der Schmetterlinge durcheinander. Gegen den Pilz aber helfe kein Spritzen, vor allem nicht in so großen Anlagen, weil die Fungizidbehandlung wetterabhängig sei, erklärt Amelung. „Das können Sie nicht planen, da sind Sie schnell zu früh oder zu spät dran.“ Deshalb suchen er und Schlumpberger nach Alternativen zu den beiden in Herrenhausen gepflanzten Buchsor-

ten „Blauer Heinz“ und „Herrenhausen“. Ein belgischer Pflanzenproduzent hat 2020 vier Hybriden auf den Markt gebracht, die er derzeit als „Better Buxus“ an ausgewählte Kunden verkauft, darunter auch die vergleichbar großen Anlagen in Het Loo in den Niederlanden und Villandry in Frankreich. Der bessere Buchs soll pilzresistent sein und angeblich dem Züchter nicht so gut schmecken. Letzteres stimme nach seiner Erfahrung nicht, sagt Amelung. „Der frisst die halt erst zum Schluss.“ An verschiedenen Stellen des Gartens haben die Gärtner:innen drei der neuen Sorten gepflanzt. Ob sie in Wuchseigenschaften mit den alten mithalten können und mit dem Klima zu recht kommen, müsse sich noch zeigen, sagt Schlumpberger. Zudem ist die Farbe nicht so sattgrün, die Herbstverfärbung stärker. Der belgische Hersteller Herplant und auch die Baumschule im Ammerland – in Deutschland der einzige Zwischenhändler –, werben allerdings bereits damit, dass Herrenhausen auf das Produkt umsattle. Auf taz-Nachfrage reagiert der Herplant-Geschäftsführer Didier Hermans verschlüsselt. Von Versuchsstadium könne keine Rede sein, Better Buxus habe sich seit 2020 an zahlreichen Standorten bewährt. In Hannover, wo gerade die Sommersaison beginnt, wollen Amelung und Schlumpberger noch abwarten. Zwei Jahre, sagen sie, seien zu wenig für eine abschließende Beurteilung. Große Hoffnung hatten sie auch auf *Euonymus japonicus* gesetzt, das ebenfalls immergrüne japanische Pfaffenhütchen, dessen Blätter und Wuchs denen des Buchs ähneln. Im mittleren Teil im Springwassergarten hat dieser den Buchs ersetzt. Doch auch hier gibt es kahle Stellen. In diesem Winter erstmals aufgetreten, sagt Amelung, jetzt nach dem Frühjahrsschnitt deutlicher zu erkennen. Könnte ein Pilz sein.



Noch gesund: ein Buchsbaum in den Herrenhäuser Gärten bekommt Wasser
Foto: picture alliance

Früher oder später erwischt es alle. Denn die bisher verwendeten Sorten, haben weder Pilz noch Schmetterling etwas entgegengesetzt

Buchsbaum-Einmaleins

Buchsäume sind meistens langsam und strauchartig wachsende, immergrüne Laubbäume mit relativ kleinen Blättern, die sich besonders dicht verzweigen und daher für den Formschnitt eignen. Sie sollen bereits im antiken Rom als Beet-einfassung gepflanzt worden sein. In barocken Gärten wurden sie vermutlich zuerst in Versailles verwendet.

70 bis 100 Arten gibt es laut Wikipedia, fast alle auf der Nordhalbkugel. In Europa sind nur zwei Arten heimisch, *Buxus balearica* und *Buxus sempervirens*. Letzterer kommt in Deutschland wild vor. Aus den Arten *Buxus sempervirens* und dem ostasiatischen *Buxus microphylla* sind zahlreiche Sorten gezüchtet worden. (eib)

Kämpferisch wie immer

Der Tag der Arbeit wird in Berlin nicht durch die Gewerkschaftsdemo bestimmt, sondern durch den Protest der autonomen und radikalen Linken. Über den 1.-Mai-Mythos, die Rituale und den Umgang mit Gewalt

Auf der Revolutionären 1.-Mai-Demo in Berlin im letzten Jahr
Foto: Müller-Stauffenberg/
imago



Aus Berlin **Erik Peter**

Die endgültige Demütigung für die Revolutionäre folgte am Tag danach. Anders als seit Jahrzehnten gewohnt, verzichteten an diesem 2. Mai 2018 Berlins Innensenator und die Polizeiführung auf ihre Bilanz-Presskonferenz. Statt mehr als 20.000 wie noch wenige Jahre zuvor hatten sich nur noch 6.000 Menschen der linksradikalen Revolutionären 1.-Mai-Demonstration angeschlossen, die von einem Schwarzen Blöckchen aus wenigen Dutzend Vermummten angeführt wurde. Der laut- und kraftlose Zug hatte sich nur mühsam seinen Weg durch Kreuzberg 36 gebahnt, das von Zehntausenden Partytourist:innen vollkommen in Beschlag genommen war, ehe er sich in Bedeutungslosigkeit aufgelöst hatte. Der Tag markierte einen Tiefpunkt in der Tradition des Revolutionären 1. Mai in Berlin.

Bis dahin war der 2. Mai stets der Tag gewesen, an dem die Sicherheitsbehörden in einem überfüllten Pressesaal vor deutlich mehr als der sonst üblichen RBB-Kamera ihre Auswertung des Tages der Arbeit darlegten, der in Berlin längst nicht mehr durch die Gewerkschaftsdemo besetzt oder bestimmt ist, sondern durch den Protest der autonomen und radikalen Linken. Sie präsentierten dann die Parameter, anhand derer Erfolg und Misserfolg des Kampftages und der polizeilichen Gegenstrategie gemessen wird und die darüber entschieden, welcher Druck danach auf dem Innensenator wirkte: die Anzahl der Festgenommenen und jene der verletzten Beamten. An diesem 2. Mai 2018 kamen die Zahlen stupide per Pressemitteilung, 20 leicht verletzte Polizist:innen und 103 Festnahmen waren keine Aufregung mehr wert. In anderen, früheren Jahren lagen sie zuweilen um ein Vielfaches höher.

Die Polizei hatte die Demo nur aus der Ferne beobachtet und damit zur Be-

deutungslosigkeit deeskaliert. Die verbliebenen Linken, denen der Krawall lieb gewesen wäre, hatten weder selbst die Kraft noch die Rückendeckung, um auch nur symbolisch an die Tradition des Kreuzberger 1.-Mai-Aufstands anzuschließen. Die Zeit klassischer anarchistischer Autonomer, wie sie im Zuge der Hausbesetzerbewegung der 1980er Jahre aufgekommen waren und die Militanz als strategisch bedeutenden Teil ihrer Politik begriffen, ist vorbei. Der Polizeisprecher freute sich über einen „super Tag“, der Innensenator triumpfierte: „Die Normalität in Berlin ist nicht Randalen.“

Yallah Klassenkampf!

In einer Auswertung auf dem linksradikalen Portal Lower Class Magazin schoss man sich auf das bezirklich organisierte MyFest ein – 2003 als Idee entstanden, um Kreuzberg zu befrieden –, das die Gegend rund um die Oranienstraße in eine riesige Feiermeile verwandelt hatte. Ergo: „Man fühlt sich wie

im Zoo.“ Etwas sehnsüchtig verwiesen wurde auf den für seine Sprühereien auf Sperrmüll und Straßenmöbel bekannten Graffiti-Künstler „Sozi 36“, dessen Mahnung auf einer Holzplatte resonanzlos verhallt war: „Schmeißt Steine, nicht Pillen.“ Als Ausweg sah man das Ausweichen ins Reichenviertel Grunewald, wo 2018 erstmals – und seitdem immer – eine hedonistische Parade für Umverteilung stattfand.

Vier Jahre später gibt es die Revolutionäre 1.-Mai-Demonstration, bekannt auch einfach als 18-Uhr-Demo, immer noch, auch in ihren angestammten Kiezen, und das Klagen über ihren Niedergang ist einstweilen verstummt. Der Aufruf für die Manifestation, die wieder von Neukölln nach Kreuzberg führen soll, ist inhaltlich kämpferisch wie eh und je: „Yallah Klassenkampf – No war but classwar!“

Im vergangenen Jahr konnte diese größte institutionalisierte linksradikale Demo des Landes mit 20.000 Teilnehmer:innen fast wieder an die Re-

kordbeteiligung von 2014 anknüpfen. Dass auch dieses Jahr die Vorberichte wieder die Seiten der Lokalzeitungen gefüllt haben, hat auch damit zu tun, dass die Möglichkeit zumindest kleinerer Riots weiterhin existiert – und von den Sicherheitsbehörden beschworen wird. Vor Jahresfrist lieferten sich nach einem Angriff der Polizei auf den autonomen Block, der zur Beendigung der Demo führte, Hunderte Linksradikale und Jugendliche aus dem Viertel Auseinandersetzungen mit der Polizei. Nach einer halben Stunde war alles vorbei, doch die Bilder brennender Barrikaden auf der Sonnenallee blieben als Mahnung – und manchen als Verheißung – für dieses Jahr.

Die Tradition des Berliner Revolutionären 1. Mai und seiner untrennbaren Verbindung mit gewaltsamen Auseinandersetzungen geht auf das Jahr 1987 zurück. Die Demo gab es damals noch nicht, stattdessen ein Straßenfest auf dem Lausitzer Platz mit all den autonomen und Hausbesetzergruppen,

Stadtteilinis, alternativen Jugendlichen und Punks, die Westberlin zu dieser Zeit so lebendig machten. Am Morgen hatten Hundertschaften das Büro der Initiative für einen Volkszählungsboykott durchsucht. Die Provokation beantwortete die Szene, indem sie die unterbesetzte Polizei gewaltsam erst von dem Fest, später nach einem Gegenangriff aus dem gesamten Kiez vertrieb. Im Laufe des Abends beteiligten sich immer mehr Bewohner:innen, darunter viele der oft in ärmlichen Verhältnissen lebenden Migrant:innen, die in den Jahren zuvor nach Kreuzberg gezogen waren, an den Kämpfen, die schließlich in Zerstörungswut mündeten.

In einem aktuellen Text des Demobündnisses wird wehmütig auf diese Dynamik zurückgeschaut: Es war dieser Tag, „der für viele ausländische Jugendliche auch den Ausbruch aus ihren Familienstrukturen darstellte“ und an dem „das gemeinsame Kampf- und Wir-Gefühl im Stadtteil zu einem Aufbruch gegen das System wurde“. Zurück blieben am Ende ein abgebrannter Bolle-Supermarkt und insgesamt 36 geplünderte Läden. Und ein Mythos.

Gepflegt wird dieser seit dem ersten Jahrestag des Aufstands, als 1988 Tausende zur ersten „1. Mai Demonstration“ kamen. Trotz zweier Absagen wegen interner Streitigkeiten Anfang der 1990er Jahre und eines polizeilichen Verbots 2001, das aber auch in Straßenschlachten endete, hat die Demo nicht nur überlebt, sondern zehrt weiter von diesem Mythos. Sowohl die eigene Mobilisierung wird durch den mitschwingenden Randaldefaktor erhöht als auch die öffentliche Wahrnehmung, die zuweilen fast in Hysterie mündete. „Der Riot ist das Erbe der Demo, das immer da war“, so sagt es im Gespräch mit der taz ein langjähriger Mitorganisator, der – auch das gehört dazu – anonym bleiben will. David sei er im Folgenden genannt.

Der autonome 1. Mai in Berlin entfaltete über die Stadt hinaus eine Faszination, die sich nicht nur anhand ritualisierter „Tagesschau“-Berichterstattung festmachen lässt, sondern auch durch die Übernahme des Konzepts. So zeleb-

rieren auch in Wuppertal – dort begann die Tradition sogar schon 1986 –, Nürnberg, Bremen und seit Mitte der 1990er Jahre in Hamburg radikale Linke einen revolutionären 1. Mai.

Ritualisierte Auseinandersetzungen mit der Polizei, in ähnlicher, manchmal sogar größerer Intensität gibt es dabei vor allem in Hamburg, üblicherweise im Schanzenviertel vor der Roten Flora, auch unabhängig vom Demogeschehen. Anders aber als in Berlin, wo es eine Revolutionäre Demo zur festen Uhrzeit immer in denselben Kiezen gibt, ist die Szenerie in Hamburg flüchtig: verschiedene Stadtteile, unterschiedliche Bündnisse, getrennte Demos von Anarchos und Kommunist:innen.

Für den Berliner David werde die Erzählung der sozialen Eruption, der massenhaften Militanz, zwischen „vor allem „diskursiv am Leben erhalten“. Geredet und geschrieben wird viel darüber, aber passieren tut wenig. Die letzten Krawalle, die diesen Namen auch verdient hatten, gab es 2009. Seitdem fliegen zwar noch vereinzelt Steine, aber die Polizei ist immer Herrin der Lage. Dass sich ein Szenario von 1987 oder auch vom Hamburger G20-Gipfel 2017 wiederholen kann, bei dem die Polizei zumindest zeitweilig zum Rückzug aus dem Viertel gezwungen wurde, gilt als ausgeschlossen. Hamburg konnte nur geschehen, weil die Szene europaweit mobilisiert hatte; dagegen reichen ein paar Erlebnisorientierte, die aus Zehlendorf oder Bernau nach Kreuzberg kommen, nicht aus.

Ein Grund für das fundamental gesunkene Gewaltlevel, das selbst hinter den meisten Gewerkschaftsdemos in Belgien oder Frankreich zurückbleibt, ist vor allem, dass sich „die Kräfteverhältnisse massiv verschoben haben“, wie es David sagt. Von der starken Autonomienbewegung der 1980er und auch noch 1990er Jahre ist kaum etwas übrig geblieben, auch linke, migrantische Organisationen haben massiv an Zulauf und Kraft verloren. Die gesamte Linke, erst recht ihr radikaler Teil, ist in der Krise und gesellschaftlich marginalisiert. Dem gegenüber stehen je-

”

In diesem Jahr kehrt angesichts der rapiden Preissteigerungen die soziale Frage wieder mit Wucht zurück

des Jahr mehr als 5.000 Polizist:innen, ganz anders ausgestattet als noch vor 35 Jahren und professionell für die Eingehung von Ausschreitungen trainiert.

Die Diskussion darüber, dass die Scharmützel, die sich Demonstrant:innen und Polizei liefern, nur Folklore sind, ist schon so alt wie die Geschichte der Demo. 1988 kam es zu vereinzelt Plünderungen und vergleichsweise überschaubaren Kämpfen mit der Polizei und 134 Festnahmen. Die taz zog ein enttäuschtes Fazit: „Es war, als ob man einen schlechten Film zum zweiten Mal sieht (...), ein flauer Abklatsch der legendären Vorjahresrandale.“

Über das Jahr 1989 lässt der Szenearautor Sebastian Lotzer in seinem Buch „Begrabt mein Herz am Heinrichplatz“ einen Protagonisten sagen: „Siebenundachtzig ist großartig gewesen, aber Bolle ist jetzt Geschichte. Wenn das so weitergeht, werden wir bald da landen, wo die K-Gruppen in den Siebzigern angekommen sind. Aufmärsche mit bunten Fähnchen und Schalmeienkapellen.“

David hält dem eine andere Entwicklung aus den vergangenen Jahren entgegen: „Das Interesse der Organisator:innen, daraus eine politische Demo zu machen ist sichtbar gewachsen.“ Mehr Reden, mehr Transparente, mehr Inhalte. Weil viele der Teilnehmer:innen aber nicht in Blöcken laufen, sondern außerhalb als Voyeure unterwegs sind, und sich dort vermischen mit ungezählten Fotograf:innen und oft auch einem Polizeikessel, sei eine Außenwirkung dennoch schwer zu erzielen.

Auch medial ist trotz der breiten Berichterstattung wenig bis nichts zu hören über die konkreten Inhalte. Dafür, dass dies an der Randalerzählung liegen würde, die den Blick auf inhaltliche Aussagen überlagert, fehlt jedoch der Gegenbeweis. Über gewerkschaftliche Forderungen der deutlich kleineren, wie üblich in Deutschland bis zur Anbiederung friedlichen DGB-Demo am Vormittag, berichtet auch niemand. Stattdessen: Standardmeldungen über die Zahl der Demonstrierenden und die Teilhabe prominenter SPD-Politiker.

Trotz ihres Eventcharakters ist die Revolutionäre Demo im Gegensatz zu jener der Gewerkschaften im Kern noch eine politische Veranstaltung. Hier vereinen sich jene, die ihre Unzufriedenheit mit dem Leben in der kapitalistischen Gesellschaft zum Ausdruck bringen wollen. Und für die Organisierten, die das ganze Jahr an eher kleineren Projekten arbeiten, für die es kaum Aufmerksamkeit gibt, ist es der Tag, an dem sich zeigt, dass sie auch viele sein können. Organisiert jedoch ist von den 20.000 nur ein Bruchteil, wie David sagt; viele kommen als zumeist sympathisierende Schaulustige. Fliegende Flaschen und Polizist:innen in Schildkrötenformation lösen eine ungemaine Anziehungskraft aus.

„Die meisten, die an der Demo partizipieren, begreifen sich in irgendeiner Weise als militant – im Sinne von politischer Entschlossenheit“, sagt David. Wenn sich diese Haltung und die Wut dann doch einmal Bahn bricht, sei das „nichts Illegitimes“. Im Gegenteil. „Es wäre mir nicht unrecht, wenn mal wieder mehr passieren würde“, so Da-

vid, ohne dass er glaubt, dass sich dadurch etwas zum Besseren verändern würde. „Entstehen würde dadurch ja auch nicht automatisch eine starke Organisation.“

Die Gewaltfrage wurde unter radikalen Linken lange kontrovers diskutiert. Als „gute Gründe für militante Aktionen“ gelten laut einem autonomen Lexikoneintrag zum Kreuzberger 1. Mai, Angriffe und „Schikanen“ gegen die Demo nicht hinzunehmen“ oder der „rebellischen Wut“ vieler Menschen nicht „politisch-sozialarbeiterisch“ zu begegnen. Dagegen könne die Randal „von Sicherheitsstaats-Politikern politisch gegen uns gewendet werden“, Unbeteiligte und Schaulustige in Mitleidenschaft ziehen und hätten „kein ausgesprochenes politisches Ziel“.

Doch auch dieser Text ist mehr als 20 Jahre alt und beschäftigt heute kaum noch jemanden in der radikalen Linken. Wenn heute noch über Militanz diskutiert wird, dann eher unter Klimaktivist:innen, die nach der Legitimität von Sabotageakten fragen. Das schwindende Interesse am klassischen Riot ist dabei nicht nur Ausdruck eigener Schwäche, sondern womöglich auch eines Lernprozesses. Jenseits von Aufmerksamkeit lässt sich dadurch kein politisches Ziel erreichen; auch gibt es kaum einen Grund, die eigenen Viertel zu zerlegen. „Wenn sich die Bullen komplett verpissen würden, würde gar nichts passieren“, sagt David. Wenn es heute noch zu Auseinandersetzungen komme, dann nicht aufgrund eigener offensiver Aktionen, sondern weil „auf Angriffe reagiert“ würde. Das immerhin sei „besser, als sich verprügeln zu lassen“, und sei auch den Bewohner:innen Neuköllns und Kreuzbergs „gut vermittelbar“.

In diesem Jahr kehrt angesichts der rapiden Preissteigerungen die soziale Frage wieder mit Wucht zurück. „Jedes Jahr sagen wir, die sozialen Widersprüche spitzen sich dramatisch zu“, sagt David, „aber jetzt stimmt es wirklich.“ Nicht ausgeschlossen, dass der Revolutionäre 1. Mai eine politische Zukunft hat – ganz unabhängig davon, ob es knallt.

Klasse gegen Klasse

In Hamburg verzichtet die radikale Linke auf den Heimvorteil im Szenekiez und demonstriert in der reichen Hafencity

Von Henrike Notka

Sonntag ist nicht nur Tag der Arbeit, sondern auch „Freedoom-Day“ für die Hamburger:innen. Während Freiheit für die einen bedeutet, keine Schutzmasken im Einzelhandel mehr tragen zu müssen, kämpfen andere für die Befreiung der Arbeiter:innenklasse. Dazu zählt eben auch, die Krisenlasten der Pandemie endlich umzuverteilen. Mehrere linke Bündnisse aus Hamburg rufen daher zum Protest auf: „Heraus zum ersten Mai!“

Das Bündnis „Wer hat, der gibt“ zieht in diesem Jahr mit einem Demonstrationszug durch die Hafencity – vorbei an hypermodernen Stahlbetonbauten mit schimmernden Glasfronten. „Als Prestigekiez ist sie ein exemplarischer Ausdruck für die ungleiche Verteilung von Reichtum“, sagt Sophie Zechner vom Bündnis. Seit 2001 wird das Stadtteilentwicklungsprojekt für die Reichen gebaut. Auch kulturell provoziert das Quartier in ungebrochen kolonialistischer Tradition: vom „Vasco-da-Gama-Platz“ bis zu „Magellan-Terrassen“. Heute gibt sich etwa das Logistikunternehmen Kühne und Nagel auf seiner Website als „fest in der Hafencity verankert“.

Der Schauplatz des Erster-

Mai-Protests hat damit einen hohen Stellenwert, so symbolisch wie für einen Großteil der Öffentlichkeit Pyrotechnik und brennende Mülltonnen sein dürften. Nicht selten wird linker Protest auf oberflächliche Gewalt reduziert und überschattet jahrhundertelange Unterdrückungen – von Arbeiter:innen und Prekariat. Also alle Menschen, die nicht wissen, wie sie im nächsten Monat noch über die Runden kommen. Meistens liegt für sie die einzige Möglichkeit, ihre Rechte eben zu verteidigen darin, gesellschaftliche Spielregeln zu brechen: Die Demonstrationen sind kor-

Die Ausbeutung der Arbeiter:innen ist nicht vorbei, sie findet heute nur andere und teils perfidere Ausdrucksweisen

rekt angemeldet, aber verbotene Pyrotechnik erzeugt Aufmerksamkeit.

Auch der DGB Hamburg kommt in diesem Jahr zurück auf die Straße, nachdem er die letzten zwei Jahre online demonstriert hat. „Gerade die

Letztes Jahr mit Heimvorteil: 1. Mai 2021 im Hamburger Schanzenviertel
Foto: xcitepress/imag



Sichtbarkeit der Kritik ist wichtig“, sagt Sprecher Lars Geidel und beschreibt, dass der Protest in Krisenzeiten für viele ein Ausdruck von Selbstwirksamkeit sein kann. Denn die Wahrnehmung, dass die schlimmste Zeit der Ausbeutung vorbei wäre, trägt. Heute findet sie nur andere, perfide Ausdrucksweisen: Während Sozialleistungen gekürzt und Tarifbindungen aufgehoben werden, nehmen Zeitarbeit und Inflation zu. Für immer mehr Menschen werden Nahrungsmittel, Miete und Heizkosten immer mehr zum Luxus.

Die Zunahme von prekären Beschäftigungen und Unsicherheiten hat viele Gründe,

sagt der Soziologe Martin Seeliger. Er forscht zum Wandel in der Arbeitsgesellschaft und beschreibt, dass auch der Widerstand von Unternehmensleistungen auf organisierte Arbeit zunehme. Mit Blick auf Globalisierungsprozesse profitieren Unternehmen in zweierlei Hinsicht von der Möglichkeit, Arbeitsprozesse in Billiglohnländern auszulagern: Man spart jetzt bereits Produktionskosten ein und droht auf Forderungen von Beschäftigten zugleich, die verbliebene Arbeit auch noch auszulagern. Für abhängige Lohnarbeiter:innen wird Protest so zum Spiel mit dem Feuer.

Auch sonst wird es immer schwieriger, sich zu organisie-

ren: Die Dichte der Betriebsräte hat in den letzten 20 Jahren um 20 Prozent abgenommen – Tendenz sinkend. Nur 40 Prozent der meist größeren Unternehmen haben noch einen. Je kleiner das Unternehmen ist, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass es dort keine Interessenvertretung für Beschäftigte gibt. Seeliger geht davon aus, dass die Digitalisierung diese Situation noch verschärfen wird. Arbeitsplätze werden durch den Einsatz von Technik so weit vereinfacht, dass Qualifikationen und Ausbildungen schlichtweg überflüssig werden. Die Tätigkeiten, die übrig bleiben, kann am Ende jede:r ausführen: „Man ist austauschbar und verliert die

Möglichkeit, den Kapitalisten zu erpressen“, so Seeliger.

Ganz im Marx’schen Sinne – ohne den es am ersten Mai wohl nicht geht – hängen die Beziehungen von Menschen damit zusammen, unter welchen Bedingungen sie Güter und Dienstleistungen produzieren. Es hat einen Einfluss, wie Menschen miteinander umgehen und sich organisieren (können), wenn ihre Existenz dauerhaft durch Kapitalist:innen gefährdet ist.

Die Bündnisse wollen das nicht länger hinnehmen. Für Lars Geidel ist klar: „Wenn nichts passiert, müssen wir laut werden und ein Weg dafür ist die Straße.“

„Wir sagen schon Danke, wenn uns jemand nicht tötet“

Katja Diehl ist die Stimme der Verkehrswende. Sie berät, twittert, podcastet, schreibt. Ihr Buch heißt genauso wie das Projekt, dem sie sich vollkommen verschrieben hat: „Autokorrektur“



Katja Diehl hasst keine Autos – und auch die Menschen nicht, die sie fahren. Aber lassen sollten sie es doch

Interview **Alina Götz**
Fotos **Miguel Ferraz Araújo**

taz am wochenende: Frau Diehl, welche Kindheitserinnerungen haben Sie an den Straßenverkehr?

Katja Diehl: Die ersten Erinnerungen sind aus dem Emsland, also so richtig vom Land. Ich erinnere mich noch sehr gut an den Kirmesplatz in Aschendorf, wo diese komischen Crash-Autos, die immer gegeneinander

fahren, aufgetreten sind. An diesem Kirmesplatz habe ich Radfahren gelernt: Ich auf meinem blauen Kalkoff-Rad und Papa lässt hinten los. Wir haben auch viele Radtouren unternommen.

Hatte Ihre Familie damals ein Auto?

In Aschendorf konnte mein Vater zu Fuß zur Arbeit gehen. Meine Mama hat eigentlich alles mit dem Rad gemacht. Wir hatten daher immer nur ein

Auto in der Familie. Damit sind wir zum Beispiel zu Verwandten Richtung Harz gefahren. Einmal haben wir den Auspuffkopf verloren. Das hörte sich an wie ein richtig krasser Rennwagen. Ich habe die ganze Fahrt geheult, weil es so laut war, während mein Bruder das total aufregend fand. Ich fand es eher beunruhigend.

Wie haben Sie das Auto als Erwachsene bislang genutzt?

Ich hatte nie ein Auto. Nur in meiner Zeit bei einer Logistikfirma, die von klassischen Landverkehren mit dem Lkw, Über-Nacht-Express bis Luftfracht weltweit tätig war, bin ich einen Dienstwagen gefahren, weil ich die interne Kommunikation gemacht habe und die Firmensitze in Industriegebieten lagen, wo man nicht mit dem Zug hätte hinkommen können. Ein blau-metallic Toyota Corolla, übertrieben motorisiert. Den hatte

sich ein Herr vor mir geleistet, der nicht mehr im Unternehmen war. Nicht die schönste Art, Auto zu fahren. Ich hatte immer Zeitdruck, manche Stau-Situationen haben richtig genervt. Es war frustrierend: spät abends nach Hause kommen, keinen Parkplatz finden, aufs Klo müssen, dann eben irgendwie irgendwo einparken – und am nächsten Morgen das Knöllchen, weil ein Reifen nicht richtig auf dem Parkplatz stand. Das

Schlimmste war echt, die Karre irgendwo parken zu müssen.

Heute sind Sie eine gefragte Expertin im Bereich Mobilität. Sie schreiben, sprechen, beraten, podcasten; auf Twitter folgen Ihnen fast 40.000 Menschen. Wie kam es dazu, dass das Thema zu Ihrer Leidenschaft wurde?

Bei der Logistikfirma hinter die Kulissen zu gucken, war ein Anfang. Was ist eigentlich Logistik?

Was heißt es, über Nacht Express zu fahren? Ich habe seit dieser Zeit Respekt vor diesen Jobs. Dann bin ich zu den Stadtwerken Osnabrück und habe das System Bus und Bahn von innen kennengelernt. Ein System, das sehr stark darauf achtet, inklusiv, barrierearm und bezahlbar zu sein. Die Ungerechtigkeiten im autozentrierten Verkehrssystem, wie Sexismus oder Rassismus, wurden für mich nach und nach sichtbar, je länger ich in der Branche war. Ich habe immer das Gefühl gehabt, es werden Leute vergessen. Natürlich ist unser Verkehrssystem auch im Hinblick auf die Klimakrise nicht zukunftsfähig; der Verkehr verursacht immer noch 20 Prozent der Emissionen.

Wer wird denn beispielsweise vergessen?

Ich habe Freundinnen, die abends nicht mit der U-Bahn fahren. Andere trauen sich mit dem Fahrrad nirgendwo hin, weil es so gefährlich ist. Irgendwann dachte ich: Vielleicht sind die ganzen Vorurteile, die ich Menschen im Auto gegenüber habe, sie seien nur bequem, gar nicht richtig. Vielleicht sind das Menschen, die zwar ein Lenkrad in der Hand halten, aber gar nicht anders können, weil sie keine Alternativen haben, weil sie sich nicht sicher fühlen.

Sie sagen, das Verkehrssystem sei sexistisch, rassistisch, patriarchal, ableistisch – also feindlich gegenüber Menschen mit Behinderung. Woran machen Sie das fest?

90 Prozent der Frauen haben schon sexuelle Übergriffe im öffentlichen Raum erlebt, wozu natürlich öffentliche Verkehrsmittel gehören. Dann geht es weiter mit Menschen, die im Rollstuhl sitzen, die nicht einfach ein Ticket ziehen und in den Zug einsteigen können, sondern sich 14 Tage vorher anmelden müssen und nur fahren dürfen, wenn alle Klos funktionieren und der Hublift auch da ist inklusive Personal. In der Zeit, in der wir über Hyperloop und Flugtaxis reden, kann man diese Probleme nicht lösen? Das finde ich sehr schräg. Auch die neueste ICE-Generation hat Menschen im Rollstuhl vergessen. Das Verkehrsmittel nach Wahl aussuchen, ist ein Privileg.

Sie haben für Ihr Buch „Autokorrektur“, das im Februar erschienen ist, mit Menschen gesprochen, die aufs Auto angewiesen sind.

Auf meinen Twitter-Aufruf haben sich so viele Leute gemeldet, dass ich 60 Interviews geführt habe. Die Dame, die das Projekt beim Fischer-Verlag betreut hat, wurde schon unruhig: Sie wollte, dass ich mit dem Schreiben loslege. Sie ist für das Buch auf mich zugekommen, weil sie meine Hinweise bei Twitter gefolgt spannend fand. Dann dachte ich auch: Es ist mal an der Zeit, das ein bisschen auszuführen. Auch, weil ich immer als die Autohassende falsch gelesen werde.

Sie hassen Autos wirklich nicht?

Ich bin nicht in der Lage, totes Material zu hassen. Ich bin auch nicht in der Lage, Menschen zu hassen, weil ich immer versuche zu verstehen. Das Schlimmste, was man den Menschen und Dingen gegenüber empfinden kann, ist, dass es egal ist. Ich selber nutze das Auto ja auch. Zu Beginn der Pandemie, als die Ansteckungswege noch unklar waren, bin ich im Mietwagen zu meinen Eltern gefahren. Warum soll ich hassen, was ich selber auch benutze? Ich hasse aber, wie ungerecht das System

ist und dass dieses Auto so viel mehr wert ist als die Menschen, die mobil sein wollen.

Sie leben in Hamburg. Empfinden Sie Wut, wenn Sie fast von einem Rechtsabbieger umgefahren oder knapp überholt werden?

Weibliche Wut wird uns ja eigentlich aberzogen. Aber ich habe die Entscheidung getroffen, dass ich Wut sehr gut finde, wenn sie konstruktiv bleibt. Denn ich glaube, mit Phlegma hat noch niemand die Welt verändert. Mir passiert es tatsächlich öfter, dass mich Auto-Seitenpiegel berühren, obwohl man eigentlich mit einem Meter fünfzig überholen muss. Das macht natürlich etwas. Es macht mich wütend, dass wir akzeptieren, dass acht Menschen am Tag im Straßenverkehr sterben. Wenn die Bahn oder der Radverkehr acht Menschen am Tag töten würde, würde was getan werden. Beim Auto wird es hingenommen. Die Menschen außerhalb des Autos werden immer die schwächeren sein. Sie sind sogar laut Straßenverkehrsordnung dazu angehalten, sich unterzuordnen und vorsichtig zu sein. Auch das macht mich wütend.

Wie reagieren Sie, wenn Sie ein Seitenspiegel touchiert?

Letztens bin ich dadurch gegen ein geparktes Auto gekippt. Ich weiß nicht, was passiert wäre, wenn das nicht da gewesen wäre. Ich war erst mal sprachlos und geschockt. Ich habe nichts gemacht, gar nichts, hab mir noch nicht einmal das Kennzeichen gemerkt! Vielleicht auch, weil ich es gewohnt bin, dass ich auf der Straße mit dem Rad fahre und von Herren auf Mopeds überholt werde, die das F-Wort zu mir sagen, weil ich aus dem Weg gehen soll. Oder dass an der Ampel hinter mir mit dem Gas gespielt wird. Das ist auch Sexismus. Ich verstehe bis heute nicht, warum ich als Mensch auf dem Rad weniger wert bin als ein Mensch hinter einem Lenkrad. Im Grundgesetz ist die Rede von der Würde des Menschen, die unantastbar ist – also meine Würde wird durchaus öfter am Tag angetastet.

Das heißt, Sie fahren in Hamburg viel auf der Straße?

Wo kein Radweg ist, fahre ich in der Mitte der Straße, wenn klar ist, dass ich nicht mit Mindestabstand überholt werden kann. Dann bin ich weniger der Gefahr ausgesetzt, dass sich da doch jemand bemüßigt fühlt, es zu versuchen. Außerdem muss man ja auch noch rechts drauf achten, dass nicht eine Tür aufgeht.

Wie reagieren die Autofahrenden darauf?

Es wird als unverschämt empfunden, Hupkonzerte gehören dazu. Doch letztens ist ein Lkw-Fahrer bestimmt anderthalb Minuten hinter mir geblieben. Der wurde wiederum ohne Ende angehupt, weil die Leute mich nicht gesehen haben. Er hat das aber durchgehalten. Ich habe ihn so gefeiert! Das war wirklich super rücksichtsvoll – und sollte eigentlich selbstverständlich sein.

Wirklich eine tolle Szene. Aber es wäre ja wünschenswert, dass das nichts Besonderes ist ...

Genau wie sich am Zebrastreifen zu bedanken, wenn einer anhält. Die Ungerechtigkeiten sind schon so in uns drin, dass wir Dankeschön sagen, wenn uns jemand nicht tötet.

Fahren Sie mit Helm?

Ich habe einen Hövding, also einen Luftairbag, der wie ein Schal aussieht. Einen Helm werde ich

Katja Diehl

Jahrgang 1973, hat ihre Kindheit und Jugend im Emsland verbracht und lebt in Hamburg. Früher war sie in der Mobilitäts- und Logistikbranche tätig. Heute ist Katja Diehl Beraterin, sitzt im Vorstand des Verkehrsclubs Deutschland und im Beirat der österreichischen Klimaministerin. Diehl moderiert Events, hält Vorträge, twittert für knapp 40.000 Follower:innen unter dem @kkklawitter. Alle 14 Tage erscheint ihr Podcast „She Drives Mobility“, der Frauen in der Branche sichtbar machen soll. Ihr erstes Buch, „Autokorrektur – Mobilität für eine lebenswerte Welt“, bei S.Fischer erschienen, ist zum Spiegel-Bestseller geworden. (taz)



Blick in die Kampfzone

niemals tragen. Und ich finde die Helmdebatte auch unsäglich, weil nichts mehr Leben rettet als gute Infrastruktur und der Schutz der Schwächsten.

Sie wollen, dass Menschen aus Überzeugung das Auto stehen lassen. Wie kann das unter diesen Voraussetzungen gehen?

Ich habe in meinen Interviews gemerkt, dass viele Autofahrenden denken: Mit dem Auto bekomme ich mein Leben hin. Aber wenn ich fragte: Musst du oder willst du Auto fahren, realisierten viele, dass sie dazu gezwungen werden. Und der zweite Gedankenkreislauf geht los, wenn ich frage: Kann ein Mensch ohne Führerschein dein Leben führen? Ganz häufig sagen die Interviewten: Nein. Den Punkt drehe ich gern um, wenn es um den ländlichen Raum geht. Dort geht fast nichts ohne Auto. Dort sind aber die 13 Millionen Erwachsene ohne Führerschein in Deutschland leider ausgeschlossen vom ländlichen Raum. Ist das demokratisch oder ist das eher eine Zwangsmobilität? Eine Veränderung kriegen wir nur hin, indem wir anerkennen, wie krass wir das Auto privilegiert haben – von Raum, Sub-



„Ich verstehe bis heute nicht, warum ich als Mensch auf dem Rad weniger wert bin als ein Mensch hinter einem Lenkrad“

ventionen, Politik bis zur Straßenverkehrsordnung.

Das heißt konkret?

Wir müssen aufhören, selbst an diese Narrative zu glauben: an Verkaufszahlen etwa. Seit 2008 sind die jedes Jahr gestiegen. 2021 kamen noch mal 400.000 Autos dazu. Oder das Narrativ, dass arme Menschen immer noch Auto fahren müssen. Wir kaschieren die wirklichen Probleme. So sind Menschen in Armut vielleicht empört, wenn die Benzinpreise steigen – aber was ist eigentlich mit der Armut selbst? Müs-sen wir die nicht abwenden? Es sind manchmal Scheindebatten, die geführt werden. Die eigentlichen Probleme ums Auto sind ja die Ismen dieser Welt – aber die sind natürlich viel schwieriger zu lösen.

Auf welchen politischen Instrumente würden Sie beharren, wenn Sie mit dem Verkehrsminister einen Kaffee trinken gehen dürften?

Ich würde alle Autosubventionen auf den Prüfstand stellen: Pendlerpauschale, Dienstwagenprivileg. Dann sollten wir in Richtung Mobilität denken – und nicht in Richtung Autoverkehr. Eine Mobilitätspauschale wäre denkbar. Vielleicht eine ÖPNV-Flatrate wie in Österreich. Wir fragen bei neuer Mobilität oft: Rechnet sich das? Schafft es Autofahrten ab? Ich hätte dagegen gerne ein demokratisches System, das auf Menschen achtet, die nicht zur Mehrheitsgesellschaft gehören. Übrigens haben alle Verkehrsminister:innen mein Buch mit persönlicher Widmung bekommen, auch Herr Wissing.

Was von Ihrer Vision halten Sie mit der neuen Regierung und dem FDP-geführten Verkehrsressort für machbar?

Ich fand Volker Wissing erst total toll, weil er sehr klare Statements gesetzt hat: alles voll elektrisch, keine Förderung mehr von Plug-in-Hybriden. Dann war er bei der Autoindustrie zu Gast und auf einmal ist das mit der Elektromobilität alles nicht so einfach, und Plug-in-Hybride sind vielleicht eine Brückentechnologie. Das finde ich sehr schade. Das Problem wird sein, diese jahrzehntealten Spurrillen zu verlassen.

Wie kann die Politik – wenn es überhaupt ihre Aufgabe ist – es schaffen, so zu kommunizieren, dass der Wegfall von Privilegien fürs Auto nicht als Verlust wahrgenommen wird?

Ehrlich gesagt hat das noch keiner so formuliert, dass Privilegien wegfallen – obwohl es natürlich so sein muss. Ebenso muss der Autobestand in Deutschland abgebaut werden. Auch das ist zumindest mir noch nicht begegnet. Die einzige Zahl sind diese 15 Millionen Elektroautos, die die Ampel möchte. Als Austausch oder noch auf den Bestand drauf? Da trauen sich die Politiker:innen noch nicht ran. Das liegt auch daran, dass zu viel Wert auf die Antriebswende gelegt wird. Zudem muss die Gewissheit vermittelt werden, dass man immer noch mobil ist und seine Wege zurücklegen kann.

Diese und andere Probleme twittern Sie viel, gerne auch mal sehr pointiert. Mögen Sie es zu provozieren?

Ich mag es nicht, aber ich tue es. Und ich glaube auch, dass es diese Rolle braucht, weil Leute, die zu sehr vermitteln und alle mitnehmen wollen, hatten wir jetzt genug. Die haben uns ja auch dahin gebracht, wo wir gerade sind. Twitter funktioniert einfach darüber, dass

man Sachen pointiert darstellt. Es ist ein Instrument, mit dem ich gerne arbeite. Aber nicht im Sinne von Provokation, sondern Perspektivwechsel.

Wie häufig müssen Sie Menschen bei Twitter blocken?

Mehrfach täglich. Es gibt Leute, die sagen, man müsse über gewissen Dingen stehen, wenn man in der Öffentlichkeit ist. Ich denke, dass immer noch ich das festlege. Bei Beleidigungen, bestimmten Wörtern, Trans-Feindlichkeit, Homophobie, Rassismus ist bei mir Schluss. Aber auch Leute, die mich einfach nur angehen und nicht konstruktiv sind, blocke ich mittlerweile weg, um Kraft zu sparen. Mein Twitter-Account ist mein Wohnzimmer, da würde ich auch nicht jeden Pöbler reinlassen.

Wer Ihnen auf Twitter folgt, könnte den Eindruck bekommen, Sie seien primär als Aktivistin unterwegs. Dabei beraten Sie auch professionell, etwa die österreichische Klimaministerin. Ist das ein Widerspruch?

Für andere Leute ist das so, ja. Seit das Buch draußen ist, dränge ich auch wieder darauf, Expertin genannt zu werden. Nicht weil ich das bräuchte, sondern weil andere es anscheinend andere. Ich finde das schade, weil Aktivieren ist ja etwas Schönes, Positives. Aber ich will natürlich auch etwas verändern, und wenn Leute das brauchen, um mich als seriös zu betrachten – dann gebe ich ihnen das und nenne mich wieder Expertin.

Wie zeitaufwändig ist es für Sie, in den sozialen Medien so viel Content zu produzieren?

Getwittert wird einfach das, was mir in den Sinn kommt. Ich arbeite aktuell noch zu viel, bestimmt 80 Stunden in der Woche. Aber das hat nichts mit Social Media zu tun, sondern mit den vielen Dingen, die ich tun will. Mein Mantra für 2022: Gute Sachen mit guten Leuten machen und sehr gut von meiner Arbeit leben können. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich wirklich ein monetäres Ziel! Bisher war es immer schamhaft, mit meinem Wirken auch finanziell erfolgreich zu sein. Das habe ich überwunden. Ich habe jetzt dreieinhalb Jahre investiert. Das soll sich jetzt ein-

fach mal auszahlen. Wenn ich so sehe, was bestimmte Berater:innen bekommen für Dinge, die meiner Meinung nach nicht so wertvoll sind, dann kann ich das auch mal probieren.

Halten Sie es für möglich, dass Sie irgendwann mal keine Lust mehr auf dieses Thema haben?

Mich treiben Mobilität und diese Ungerechtigkeit unglaublich intrinsisch an. Und ich habe es mittlerweile umarmt, dass das so ist. Und das Buch hat mir wieder Energie gegeben, weil ich mit den Menschen geredet habe, für die ich ja sozusagen arbeite. Bevor Frithjof Bergmann gestorben ist, durfte ich das letzte Interview mit ihm machen. Er ist der Begründer von New Work mit der Frage: Was willst du wirklich tun? Und der lag mit 90 immer noch so wachen Geistes in seinem Bett, hat erzählt und mitgeföhlt. Das ist in etwa mein Bild von mir im Alter.

Wie kümmern Sie sich um Ihre Gesundheit?

Seit drei Jahren bin ich als Expertin, Moderatorin, Beraterin, Speakerin und Autorin zum Thema inklusive und nachhaltige Mobilität unterwegs. Da habe ich gelernt, was Onlinehass ist. Auch der Anfang der Pandemie, als alles so wegbröselte, war herausfordernd. Damals habe ich mit den Psychologists for Future ein paar Telefonate geführt. Es gibt ja den sogenannten Activist Burn-out, weil man natürlich an Themen arbeitet, die man wahrscheinlich zeit seines Lebens nicht lösen kann. Die größte Aufgabe ist daher meine psychische Gesundheit. Ich habe gelernt, dass es Pausen braucht. Aber kompletter Digital Detox ist nicht meins. Viele Leute habe ich nur durch Twitter kennengelernt, dort habe ich ein Netz von Menschen, die da sind, wenn ich mich in Not fühle.

Und wie erholen Sie sich von dieser riesigen Aufgabe?

Ein Viertel jedes Monats verbringe ich mit meinen Eltern im Emsland. Dort bin ich sehr verankert. Mit meinem Faltrad oder Alltagsbike versuche ich regelmäßig auch längere Touren zu machen. Mein Podcast ist auch irgendwie Entspannung, weil er einfach ein Raum ist mit Menschen, die auch an der Veränderung mitarbeiten.

taz salon bremen

Rettet Bremen jetzt die Welt?

Ende letzten Jahres hat die Bremer Enquetekommission für Klimaschutz ihren Abschlussbericht vorgelegt. Was steht drin? Wie zufrieden sind Politiker*innen, Expert*innen und Zivilgesellschaft damit?

Wir besprechen den Bericht mit:

Philipp Bruck, Mitglied der Enquetekommission, klima- und energiepolitischer Sprecher der Grünen-Fraktion

Martin Michalik, Vorsitzender der Enquetekommission, energie- und umweltpolitischer Sprecher der CDU-Fraktion

Katja Muchow, Leiterin des Bereichs Klima- und Umweltschutz beim BUND Bremen

Bernhard Stoevesandt, Mitglied der Enquetekommission, Abteilungsleiter am Fraunhofer Institut für Windenergiesysteme

Moderation:
Alina Götz, Redakteurin der taz nord

Eintritt frei 3G

Dienstag, 3. Mai 2022, 19 Uhr
Kulturzentrum Lagerhaus, Schildstraße 12-19, Bremen

Anmeldung erforderlich unter anmeldung@taz-nord.de mit der Anzahl der gewünschten Tickets, den Namen der Teilnehmenden und dem Betreff „Klimaschutz“.

Mehr Informationen unter: www.taz.de/salon

of(f) city (8)Foto und Text **Esra Klein**

Seit über 20 Jahren trainiert Teakwondo-Meisterin Steph Taibi mit Mädchen und Frauen in Offenbach. Mit „Song Moo“, ihrer Schule für Kampfkunst und Selbstverteidigung, schafft sie ihnen einen eigenen Raum zum Ausprobieren, Bewusstseinschaffen und Wohlfühlen. Der Name ist Programm: koreanisch für Pinie, diese steht für Stärke und Treue. Für die Mädchen und Frauen, die zwischen 4 und über 70 Jahre alt sind, bedeutet das viel. In Deutschland erfährt jede dritte Frau körperliche oder sexualisierte Gewalt, und auch einige der Kursteilnehmerinnen bringen ihre eigenen Erfahrungen mit. Nachdem der Vandalismus an ihrem vorherigen Standort immer weiter zunahm, fand Steph Taibi 2011 einen auch örtlich geschützten Raum in einem leicht verborgenen Offenbacher Hinterhaus.

Die Fotografin **Esra Klein** aus Frankfurt am Main wohnt seit 2017 im Frankfurter Stadtteil Oberrad und erkundet in dieser Serie das angrenzende Offenbach.

**gutes vorbild**

Statt eines Tunnels soll eine „schwimmende Autobahn“ die Elbe queren

Seit etwas über 100 Jahren, seit 1919 nämlich, verbindet eine Fähre Glückstadt im schleswig-holsteinischen Kreis Steinburg mit Wischhafen im niedersächsischen Landkreis Stade. Dazwischen fließt die Elbe, die hier, ungefähr auf halber Strecke zwischen Hamburg und der Nordsee, etwa dreieinhalb Kilometer breit ist. Wer mit oder ohne eigene Räder eines der vier Fährschiffe besteigt, nutzt damit die Bundesstraße 475. Übersetzt wird ungefähr alle 20 Minuten, rund 25 Minuten dauert eine Fahrt – dazu kommen je nach Tageszeit, Ferienplan und Verkehrsaufkommen beträchtliche Wartezeiten.

Die sollen deutlich kürzer werden, geht es nach den Plänen der Reederei FRS, die diese Verbindung vor knapp zwei Jahren übernommen hat. Und es kommt noch vollmundiger: Mit einer Leistungssteigerung von bis zu 600 Prozent

möchte man eine „echte Alternative“ zur Autobahn 20 schaffen, und damit einen Beitrag leisten zu „grüner Mobilität in Norddeutschland“. Und hier ist aus Sicht von Umweltschützer:innen auf beiden Seiten des Flusses Gefahr im Verzug.

Denn eigentlich entsteht bei Glückstadt der absehbar längste Unterwassertunnel Deutschlands: 5,7 unterirdische Autobahnkilometer sollen einst das „Nadelöhr“ Hamburg entlasten, dann nämlich müsste etwa Verkehr aus und nach Skandinavien nicht durch die Stadt hindurch. Während nicht nur die Hafengebiete solche Entlastung kaum erwarten können, ist diese Planung aus Sicht von Kritiker:innen an der Unterelbe eine Katastrophe: Rund 19.000 Hektar „unzerschnittener Naturräume“ würden durch die Autobahn zerschnitten, mehr als 450.000 Tonnen CO₂ freigesetzt. Die Reederei hat ausgerechnet, dass das den Emissio-

nen von weiteren 90 Jahren Fährbetrieb mit den heutigen Schiffen entspricht. Kommt dieser Tunnel, ist die Fähre tot.

Emissionsfrei ist dagegen die jetzt vorgestellte Alternative – bei nahezu wenigstens: Die Anleger umzubauen, sodass zwei Schiffe gleichzeitig abgefertigt werden können, das ist nicht aufkommensfrei. Auch würde FRS sie leicht verlegen, weil das die Fahrtzeit verkürzt. Der eigentliche „grüne“ Clou sind aber die Schiffe: Mindestens vier elektrisch betriebene Fähren würde man bauen lassen, optional zwei weitere. Einfach irgendwo kaufen lassen die sich nicht, erzählt FRS-Geschäftsführer Tim Kunstmann: denn die Bedingungen zwischen Glückstadt und Wischhafen sind anspruchsvoll.

Weil die Fähren auch bei Niedrigwasser fahren müssen, dürfen sie nicht zu viel Tiefgang haben. Gleichzeitig brauchen sie leistungs-

fähige Antriebe – es wollen nicht nur Radtourist:innen oder Berufspendler:innen hier über die Elbe, sondern auch ganz schön viele Lkw. Wer nämlich Gefahrgut transportiert, darf nicht durch den existie-

renden Hamburger Elbtunnel. Die vielen Laster sind auch ein Grund für die teils so frustrierenden heutigen Wartezeiten – weil sie so viel Platz brauchen.

Während diese solarbetriebenen Elektroschiffe von der Reederei angeschafft würden, sieht sie bei den Maßnahmen an Land die Politik in der Pflicht: beim Umbau der Anleger und eventuell auch der Zulege. Zentraler Wunsch des Unternehmens ist aber Planungssicherheit. Schiffe bauen zu lassen, das lohne sich ja nur, wenn die nicht in ein paar Jahren überflüssig seien, denn weiterverkaufen werde man die nicht können.

Hat das Ganze Aussicht auf Erfolg? Die Bundestags-Grünen entsandten dieser Tage zwei Abgeordnete an die Unterelbe, darunter Ingrid Nestle, stellvertretendes Mitglied im Verkehrsausschuss. Die bedankte sich für die gute Idee – immerhin. **Alexander Diehl**

Anzeige

**Einschlafen
durchschlafen
ausschlafen**

FUTOMANIA

Naturmatratzen & Futons
handgefertigt in Berlin

**schlechtes vorbild**

Raffgierigen Vermietern auch noch lukrative Angebote machen

Der Bezirk Mitte ist ein Eldorado für Spekulanten. Im Herzen Berlins haben viele seit dem Fall der Mauer mit Immobilien ihren Reichtum gemacht, viele versuchen es weiterhin.

Einer von ihnen ist die „Arcadia Estates Habersaathstraße 40–48“, die den Gebäudekomplex an selbiger Adresse, ein ehemaliges Schwesternwohnheim, abreißen und neu bauen lassen möchte. Schließlich sind Mieten in Neubauten deutlich höher als in Bestandsgebäuden. Wer könnte da widerstehen?

Politik hat es da nicht leicht, keine Frage. Zwar gibt es Gesetze, in Berlin zum Beispiel das Zweckentfremdungsverbot-Gesetz, das spekulativen Leerstand von Wohn-

raum verbietet und das Abreißen von Wohnhäusern nur unter der Maßgabe erlaubt, dass man neuen Wohnraum schafft zu „sozialen“ Preisen – aktuell maximal 7,92 Euro pro Quadratmeter (kalt).

Aber was, wenn ein Eigentümer wie jener der Habersaathstraße 40–48 trotzdem entmietet und Dutzende Wohnungen leer stehen lässt? Was, wenn der Eigentümer den Bezirk mit Gerichtsprozessen überzieht, um seinen Abriss zu bekommen?

In Mitte hat man den Verhandlungsweg gesucht, offenbar aus der – angesichts von Gerichtsurteilen durchaus berechtigten – Angst heraus, juristisch zu verlieren. Der grüne Bezirksbürgermeister hat dem Eigentümer einen Vergleich

vorgeschlagen, wie zu Wochenbeginn bekannt wurde: Er bekommt die Abrissgenehmigung, wenn dafür 30 Prozent der neuen Wohnungen für weniger als 8,50 Euro/Quadratmeter kalt vermietet werden und der Bezirk die Mieter für diese „Sozialwohnungen“ vorschlagen darf.

Spekulativer Leerstand wird belohnt mit hohen Gewinnen

Wer hier gewinnt, ist offenkundig: Im Tausch für ein paar Wohnungen zu einem Preis, der nicht gerade ein Schnäppchen ist, bekommt der Eigentümer *carte blanche* für wesentlich mehr Wohnungen. Der spekulative Leerstand wird belohnt mit hohen Gewinnen, 120 bezahlbare Wohnungen gehen verloren. Andere Hausbesitzer werden solche

„Kompromisse“ mit großem Interesse zur Kenntnis nehmen. Offenbar, so die Lehre, muss man als Spekulant nur hart genug bleiben, dann bekommt man schon, was man will.

Oder doch nicht? Vielleicht ist der Eigentümer der Habersaath nun aus Freude über die handzahme Politik ein Stück zu weit gegangen. Am Donnerstag wurde bekannt, dass er noch bis Ende dieser Woche die 50 Obdachlosen rauswerfen will, die seit Jahreswechsel in einigen der Wohnungen leben. Sie hatten den Leerstand besetzt und der Bezirk hatte überraschend durchgesetzt, dass sie vorläufig – bis zum voraussichtlichen Abriss – bleiben können.

Nun sagt der Besitzer, sie müssten sofort ausziehen, und behauptet, dies sei mit dem Bezirk abge-

sprochen. Das Ganze sei ja nur eine „Winterhilfe“ gewesen, er würde jetzt gerne Ukraineflüchtlinge unterbringen. Der Hintergrund ist klar: Flüchtlinge bringen mehr Kohle, der Staat zahlt für sie bis zu 25 Euro pro Tag und Person. Für die Obdachlosen hat er angeblich nur 3,50 Euro bekommen.

An diesem Punkt musste der Bezirk die Reißleine ziehen – sonst wäre er endgültig zum „Büttel des Kapitals“ geworden. Eine Sprecherin erklärte der taz: Ein „erzwungener Auszug“ der Obdachlosen „würde den Abschluss des Vergleichs sehr deutlich erschweren“.

Ein Machtwort, immerhin. Noch besser wäre vielleicht, auf den krummen Deal gleich ganz zu verzichten. **Susanne Memarnia**

MEDIEN

Zwei Schreiben, unterzeichnet von ehrenwerten Menschen. Die einen verlangen in ihrem Aufruf vom 18. März unter anderem „die Einstellung des Aufkaufs jeglichen Öls, Erdgases und anderer Rohstoffe aus Russland“ sowie zugleich die Lieferung von auch schweren Defensiv- und bestimmten Offensivwaffen. Die anderen haben in dem offenen Brief an den Bundeskanzler ein ganz anderes Anliegen: „die vorherrschende Kriegslogik durch eine mutige Friedenslogik zu ersetzen und eine neue europäische und globale Friedensarchitektur unter Einschluss Russlands und Chinas zu schaffen, dank einer aktiven Rolle unseres Landes“.

Aushängeschilder der ersteren, allen voran die frühere Grünen-Bundestagsabgeordnete Marieluise Beck, touren durch die Talkshows, werben für Waffenlieferungen und ein neues Zeitalter der Aufrüstung, bashen den angeblich viel zu zögerlichen Olaf Scholz und kassieren jede Menge Applaus, wenn sie Führung verlangen – ohne auch nur im Ansatz erkennen zu lassen, dass sie gewillt sind, darüber nachzudenken, ob das Vorgehen des Kanzlers nicht doch bedächtig und wohlüberlegt sein könnte. Die anderen ernten Schweigen oder machen die bittere Erfahrung kollektiver Häme. Etwa wenn Sascha Lobo im „Spiegel“ den Begriff „Lumpen-Pazifismus“ erfindet oder Oliver Welke in der „heute-show“ des ZDF den unermüdlichen Friedensaktivisten Jürgen Grässlin im Handumdrehen der Lächerlichkeit preiszugeben versucht.

Auftrumpfen dient weder Wahrheit noch Frieden

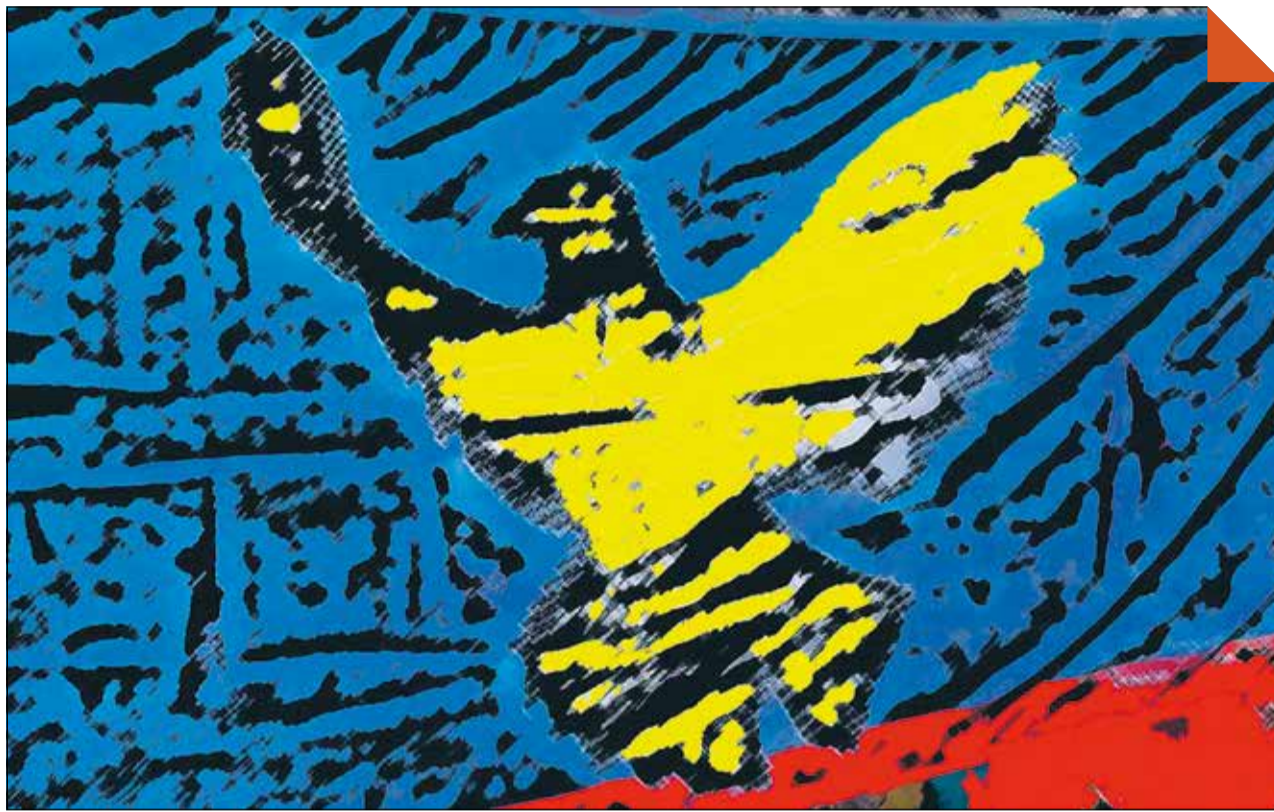
Das Niveau der Debatte lässt zu wünschen übrig. So wird die völlig richtige und nahezu einhellige Verurteilung des mörderischen russischen Überfalls auf den viel kleineren und schwächeren Nachbarn begleitet von einem ähnlich einhelligen Beschweigen ukrainischer Defizite, Stichworte: Korruption und Nationalismus. Werden die auch nur gestreift, wie am Wochenende von Österreichs Außenminister Alexander Schallenberg (ÖVP) mit Blick auf einen beschleunigten EU-Beitritt, wird über solche Einwände hinweggegangen – unter Benutzung von Formulierungen, mit denen ZweiflerInnen gegenwärtig belegt werden: Er irritiere, Sorge für Verwunderung, unterstütze den russischen Angriffskrieg.

Dazu ist Auftrumpfen angesagt. Es wird endlich mal abgerechnet mit jenen naiven, weltfremden und speziell in der SPD-Linken zu findenden ZeitgenossInnen, die in den vergangenen Jahrzehnten nicht begreifen konnten oder wollten, was für ein Monster da in Moskau an der Macht war und wie verfehlt jegliche Kooperation mit ihm war. In Wahrheit waren die deutsch-russischen Beziehungen in den vergangenen Jahren insgesamt mitnichten feindselig. Dennoch findet heute allenfalls am Rande der warme Empfang Erwähnung, den der Deutsche Bundestag in seiner Gesamtheit im Herbst 2001 Putin zuteilwerden ließ.

Wie wäre es mal mit Zwischen-tönen und Argumenten?

Demselben hohen Gast, der eineinhalb Jahre zuvor die tschetschenische Hauptstadt Grosny in Schutt und Asche gelegt hatte, ohne dass Medienwelt und etablierte Politik hierzulande die Alarmglocken anhaltend läuten ließen. Ebenso wenig bei seinen folgenden Sündenfällen, von Georgien bis Syrien und Donbass. Oder als immer weiter unbenutzte Mutige aus dem Weg geräumt wurden: von Anna Politkowskaja, die unter anderem russische Schanddaten in und um Tschetschenien aufdeckte und 2006 in Moskau vor ihrer Wohnungstür ermordet wurde, bis zum Putin-Kritiker Boris Nemzow, der neun Jahre später auf der Großen Moskwa-Brücke erschossen wurde – in Rufweite zum Kreml.

Wer in die Archive steigt auf der Suche nach Appellen an IOC und NOK, doch Abstand zu nehmen von einer Teilnahme



Hat gerade wenig Konjunktur: die Friedenstaube.

Illustration: Joachim E. Röttgers

haben, das offen zu sagen. Das ist eine Schande.“ Der Sozialdemokrat hätte das Verhetzungs-potenzial seines Versuchs einer Einordnung über viele Absätze und zu möglichen Wegen aus dem Krieg erkennen müssen, vor allem drei Wochen vor einer Landtagswahl. Inakzeptabel ist die Wortwahl des undiplomatischen Diplomaten dennoch.

Aber Melnyk ist gerne gesehener Gast – vom „Morgenmagazin“ bis „heute nacht“ und vor allem in den sonntäglichen Magazinen aus Berlin, wo sich VertreterInnen der Regierungsfractionen im Wesentlichen im anklagenden Unter- und notorisch besserwisserischen Oberton zu ihrem unterstellten Versagen löchern lassen müssen. Nicht dass es kein vorwerfbares, auch moralisches Fehlverhalten gegenüber Putin gegeben hätte, allem voran die egomanischen Blindheiten des einstigen Medienlieblings Gerhard Schröder oder die kompasslose Geschäftigkeit des Außenministers Sigmar Gabriel. Trotzdem verirrt sich ein pseudo-kritischer Journalismus, wenn er es wie neuerdings üblich permanent darauf anlegt, PolitikerInnen vor laufenden Kameras das Eingeständnis persönlicher Fehlritte im Amt abzuzwacken. Oder sie in Interviews dazu zu drängen, endlich schwere Waffen zu liefern.

Und dann ist da noch das politische Kleingeld. Statt sich daran zu erinnern, wie SozialdemokratInnen, Grüne und sogar Linke in der Opposition immer mal wieder in Krisen oder bei äußerst schwierigen Entscheidungen zu Bundesregierungen aus Union und FDP standen, bekommt CDU-Chef Friedrich Merz zu viel Raum und zu viel Beifall für seinen Vorstoß im Bundestag, endlich also jene schweren Waffen zu liefern. Wäre sein Antrag erfolgreich, stünde das Ende der Ampelkoalition an – nebst Neuwahlen, und das in Zeiten wie diesen.

Was sind eigentlich schwere Waffen?

Dennoch bescheinigt die „Süddeutsche“ dem Partei- und Fraktionsvorsitzenden, einen „wunden Punkt“ getroffen zu haben, und preist dies als „originäre Aufgabe der Opposition, die Regierung kritisch zu begleiten“. Dabei ergäbe saubere Recherche, dass die verlangte Überstellung von Kampf- und Schützenpanzern jedenfalls beim vielzitierten Marder an der Munition scheitert. Denn die lässt Rheinmetall in der neutralen Schweiz fertigen, was deren Export schlicht verbietet. Eine Umfrage auf Stuttgarts Königstraße übrigens, worum es sich bei schweren Waffen eigentlich handelt, würde ohne Zweifel eine mehr oder weniger kollektive Unwissenheit zutage fördern, was aber flammende Bekenntnisse zu deren Lieferung sicher nicht hindern würde. An der Front stirbt die Wahrheit. Und hierzulande die Bereitschaft, sich gerade nicht mit Scheingewissheiten zufrieden zu geben.

Friedenslogik wird diffamiert

Über die mutige Berichterstattung aus Kriegsgebieten vom heimischen Schreibtisch aus zu beckmessern, das verbietet sich. Dringend notwendig ist jedoch, die schräge Tonlage zu beurteilen, die sich in Deutschland durch allzu viele mediale Kommentare, vor allem durch Interviews und Diskussionsrunden zieht.

Von Johanna Henkel-Waidhofer

an den Olympischen Spielen in Sotschi, wird nicht fündig werden. Ebenso wenig nach wegweisenden, offensiv begründeten Unternehmens-Entscheidungen, in den vergangenen 15 Jahren gerade nicht in Russland zu investieren. Stattdessen gingen keineswegs nur damalige Bundesregierungen regelmäßig zur Tagesordnung über, sondern mit ihnen Oppositionsparteien, Vorstandsetagen und Redaktionen. Dieselben Akteure, von der FAZ bis zur CDU, machten über viele Jahre hinweg kein Geheimnis aus ihrem Stolz auf den bemerkenswert guten Draht, den Angela Merkel als einzige unter den westlichen StaatenlenkerInnen zu dem russischen Präsidenten aufgebaut hatte und zu pflegen wusste.

Die Empörung in Zeitungsspalten und TV-Berichten seit inzwischen bald 70 Tagen lebt dazu von Denkfehlern. Wenn es sich tatsächlich um „Putins Krieg“ handelt, wie die große Mehrheit der Medienwelt meint, wäre alles daran zu setzen, Keile zwischen ihn und seine Landsleute zu treiben, so schwierig dies auch sein mag. Stattdessen wird von einem nicht näher definierten Sieg der Ukraine geschrieben und gesprochen. Ein Meinungs-austausch über mögliche Verhandlungslösungen findet aber nicht statt. Stattdessen werden OstermarschiererInnen kurzerhand verunglimpft als russlandnah und jedenfalls nicht ganz von dieser Welt. Es ist, als hätten weite Teile der Gesellschaft nicht erst in, aber speziell infolge der Pandemie verlernt, Zwischentöne und Argumente zumindest in Ruhe anzuhören.

Das Friedenskonzept der unverteidigten Städte

Ein Beleg für die Schiefelage ist das Ausbleiben eines nennenswerten Echos auf einen Vorschlag, den Grässlin, Luc Jochimsen oder Konstantin Wecker in ihrem Schreiben an Olaf Scholz aufgenommen haben. Norman Paech, emeritierter Pro-

fessor für Politikwissenschaft und Öffentliches Recht an der Universität Hamburg und früher mal Linken-MdB, will das 1907 in der Haager Landkriegsordnung definierte Konzept der „unverteidigten Städte“ neu ins Gespräch bringen. Zu ihnen haben sich im Zweiten Weltkrieg viele Metropolen erklärt. In Artikel 25 wird „untersagt, unverteidigte Städte, Dörfer, Wohnstätten oder Gebäude, mit welchen Mitteln es auch sei, anzugreifen oder zu beschließen“.

In der Kriegslogik möge die Übergabe einer Stadt „als Feigheit vor dem Feind gelten, in der Friedenslogik ist es die Klugheit vor einem Gegner, mit dem man sich in einer verträglichen Form nach dem Krieg arrangieren muss, um der Menschen willen“, schreibt Paech. Diese Haltung muss per se niemand teilen. Rotterdam oder Belgrad wurden im Zweiten Weltkrieg trotzdem von den Nazis niedergebombt. Viele Metropolen haben das Instrument

genutzt, darunter Paris, Rom oder Athen. Das Thema zu diskutieren, wäre also des Schweißes der Edlen wert.

Dasselbe gilt für die Besinnung darauf, dass in diesem Krieg die Eskalation zumindest gebremst werden muss, wenn nicht irgendwann der nukleare Schlagabtausch zur ernsthaften Option werden soll. Und das mit allen Folgen für die Welt, die sich niemand ausmalen möchte. Oder darauf, dass es nicht zusammenpasst, einerseits Putins despotische Allmacht zu schildern und andererseits jeden Gedanken daran zu tabuisieren, dass selbst er früher oder später darauf angewiesen sein wird, einen Ausweg in Richtung Frieden oder zumindest Waffenstillstand einzuschlagen. Es liegt gar nicht zuletzt an den Medien, ob in dieser Situation ein Klima im Westen herrscht, das die dann fälligen Verhandlungen noch denkbar sein lässt.

Interviews mit anklagendem Unterton

Klicks und Quote bringt allerdings anderes. Andrij Melnyk beispielsweise mit seinen maßlosen Verbalinjurien gegen alle, die er als nicht auf der Seite der Ukraine stehend einstuft, in einer Schärfe, die jedeN BotschafterIn in Friedenszeiten sogleich disqualifizieren würde für weitere Auftritte. Aber weil Krieg ist und weil allzu viele meinen, dass angesichts der Gräueltaten der Invasoren der Zweck die Mittel heiligt, kann Selenskyjs Mann in Berlin immerfort und auf allen Kanälen selbst mit plumpsten Übergriffen um sich schlagen.

Gegenwärtig matcht er sich mit Düsseldorf Ex-OB Thomas Geisel. O-Ton Melnyk: „Das Schlimmste an diesem ekelhaften Vorstoß von SPD-Ex-OB ist, dass das, was dieser gotterbärmliche Putin-Verehrer ausspuckt, viel zu viele Genossen dasselbe Mindset wie Schröder, Gabriel & Co. teilen, nur Muffensausen

Von unserer Kontext-Redaktion

Klima und Wandel

EDITORIAL

Die gute Nachricht zuerst: In Baden-Württemberg wird das Wasser noch nicht jetzt knapp. Obwohl: Bei genauer Betrachtung ist das auch nur eine halb gute Nachricht. Denn seit

Beginn der regelmäßigen Wetteraufzeichnungen 1881 hat sich die Jahresdurchschnittstemperatur im Südwesten um 1,4 Grad erhöht. Und deswegen haben wir dieser Kontext-Ausgabe einen kleinen Klimaschwerpunkt spendiert – passend zum taz-lab-Kongress mit dem Titel „Klima und Klasse“, der am heutigen Samstag im Hybridformat steigen wird.

Wo die Weltlage doch offensichtlich zum schlechtesten Handeln drängt, hat sich Baden-Württembergs Justiz zuletzt nicht mit Ruhm bekleckert: An der Hochschule Ravensburg-Weingarten ist ein Informatikprofessor mit zwei Co-Kletternden auf eine Trauerweide gestiegen, um auf die Energieverschwendung an seiner Hochschule hinzuweisen. Nichtgenehmigte Versammlung, urteilte ein Gericht, Folge: 4.000 Euro Strafe für den Prof. Alles hat eben seinen Preis.

In Weilheim an der Teck übrigens wird jetzt grüne Wiese zu Bauland. Vor einiger Zeit haben wir über die Pläne, dort eine Fabrik für Wasserstoffantrieb zu errich-

ten, berichtet. Nun haben die BürgerInnen darüber abgestimmt, eine klare Mehrheit fand: her mit der Firma.

Derzeit eher ungut fühlt sich das gesellschaftliche Klima an. Ein möglicher Grund: Sind wir uns wirklich so einig über die neue Kriegslogik, die sich seit Beginn des Ukraine-Kriegs massiv durch die deutsche Berichterstattung zieht? Sind wir wirklich damit einverstanden, dass Kritik an Waffenexporten und Aufrüstungsplänen sofort lautempörtes Gebrüll nach sich zieht?

„Über die mutige Berichterstattung aus Kriegsgebieten vom heimischen Schreibtisch aus zu beckmessern, das verbietet sich“, meint unsere Autorin. Dringend notwendig sei aber, „die schräge Tonlage zu beurteilen, die sich in Deutschland durch allzu viele mediale Kommentare, vor allem durch Interviews und Diskussionsrunden zieht.“

KLIMA & WANDEL

Sparfüchse aufgepasst! Um sich ein wenig Land anzueignen, braucht es nicht zwangsweise eine große Geldbörse. So steht bei Niederhausen an der Appel derzeit ein Grundstück mit

Bäumen und Sträuchern – Zustand „lebhafter Wildwuchs“ – für schlanke 3,20 Euro den Quadratmeter zum Angebot. Doch gilt beim Bodenwert die alte Immobilienweisheit: Lage, Lage, Lage! Damit die gleiche Fläche unter den Füßen einen Spitzenpreis erzielen kann, muss sie vom Reichtum umzingelt sein, mit einer bärenstarken Premiumwirtschaft und prestigeträchtigen Topmarken. Etwa wie in Stuttgart, wo ein Quadratmeter der Königstraße für bis zu 30.000 Euro zum Verkauf steht.

Solch ein ökonomisches Potenzial entfaltet die Natur nicht von selbst. Dafür braucht es Tatkraft und Gestaltungswillen. Mehr als 50 Hektar Land werden daher jeden Tag in Deutschland neu in Anspruch genommen. Im Altdorfer Wald verwandelt sich Boden in Kiesgruben, in Weilheim an der Teck stimmen die Bürgerinnen und Bürger mit großer Mehrheit für neue Gewerbeflächen, und um der Wohnungsnot in fast allen Großstädten der Republik zu begegnen, lautet die landauf landab propagierte Strategie: bauen, bauen, bauen (wenn auch der Nachweis fehlt, dass Neubau tatsächlich zu sinkenden Preisen führt).

Ein intaktes Biotop ist hingegen ein doppelter Kostenfaktor. Einmal weil die Pflege aufwendig sein kann, es Profis braucht, um gefährdeten Arten angemessene Lebensräume einzurichten und ein geschütztes Gebiet, das Menschenmengen den Zutritt verwehrt, ganz ohne Ticketverkäufe schlecht Einnahmen generieren kann. Ergo: ein Zuschussgeschäft! Dazu kommen aber noch die Opportunitätskosten – also das, was entgeht, wenn niemand an den maximierten Nutzen denkt: Mit Tourismusmagneten könnte ein potenzieller Boom bereits darauf warten, endlich verwirklicht zu werden. Nicht nur beim „Spaß-Park Hochschwarzwald“ sind daher neue Betten geplant.

Lukrative Fiktion, wertlose Realität

Einen Wert im ökonomischen Sinn haben Wald und Wiesen erst, wo sie zum Gegenstand wirtschaftlicher Verwertungsprozesse werden, sei es durch eine Bebauung, ertragreiche Äcker oder als Rohstoffquelle. Das ist insofern bemerkenswert, als dass sich prinzipiell mit jedem Unsinn Geld verdienen lässt, auch wenn diesem jeder praktische Nutzen fehlt. Folglich gibt es viele Bitcoin-Millionäre, aber keine Biotop-Bourgeoise.

Damit scheint sich jedoch eine einfache Lösung abzuzeichnen, wie sich unvernutzte Umwelt und Wertsteigerung doch noch in Einklang bringen lassen könnten: durch Privatisierung und Spekulation. Wie wäre es zum Beispiel, wenn Elon Musk das Naturschutzgebiet Wurzachener Ried aufkauft und unangetastet lässt? Wenn das Moor dann in ein paar Jahren, mit voranschreitender Dystopisierung des Planeten, als kleines Refugium für rare Amphibien im Wert ge-

Ganz schön kaputt: die Bebauung der Natur im Allgemeinen und hier konkret. Fotos: Joachim E. Röttgers

Alles hat seinen Preis

Ein Stück Natur ist was wert, wenn sich ein Haus drauf pflanzen lässt oder der Acker Ertrag bringt. Wo Biotope unangetastet bleiben, liegt hingegen eine verpasste Gelegenheit vor, Gewinn zu machen. Höchste Zeit, über eine andere Definition von Reichtum nachzudenken.

Von Minh Schredle

stiegen ist, könnte er es gewinnbringend an Jeff Bezos abtreten. Nur leider wurzelt das Problem noch tiefer.

Der Brockhaus-Enzyklopädie ist zu entnehmen: „Wirtschaft dient innerhalb des menschlichen Daseins der materiellen Erhaltung und Sicherung des Lebens des einzelnen oder einer Vielheit von Menschen.“ Gemessen an der verschwenderischen Realität der Gegenwart muss dieses Ziel wohl als gescheitert gelten. Während knapp eine Milliarde Menschen an Hunger leidet, landet ein Drittel der global produzierten Lebensmittel auf der Müllhalde. Ob Artenschwund oder Erderhitzung: Unübersehbare Alarmsignale machen seit Jahrzehnten deutlich, dass es mehr als überfällig wäre, den Stoffwechselprozess des Menschen mit seiner Umwelt planmäßiger zu gestalten, um die materielle Erhaltung des Daseins zu sichern, angefangen mit der Erkenntnis, dass Ressourcen knapp sind.

Wie aber kommt es, dass trotz aller politischen Willensbekundung, die genannten Krisen in den Griff zu bekommen, der Hunger nach Rohstoffen und die Vernutzung der Natur nicht ab-, sondern immer weiter zunehmen?

Einen Anhaltspunkt für vertiefende Betrachtungen könnte das in der Volkswirtschaftslehre weit verbreitete Missverständnis liefern, unsere gegenwärtige Form zu wirtschaften diene in erster Linie dazu, Bedürfnisse zu befriedigen. Das ist allenfalls sekundär. Denn in der Konkurrenz der Marktwirtschaft ist kein Unternehmen von dem Zwang befreit, langfristig schwarze Zahlen zu schreiben – andernfalls folgt der Bankrott. Entsprechend ist auch der

konkrete Nutzen eines Produktes oder einer Leistung zweitrangig: Oberste Priorität muss dabei haben, dass die Ausgaben die Einnahmen nicht übersteigen.

Konfliktverlagerungen statt Lösungen

Nun hängt der Reichtum einer Gesellschaft in der herrschenden Wirtschaftsordnung unmittelbar mit ihrer warenproduzierenden Industrie zusammen, in der der Großteil der Wertschöpfung erfolgt. Nicht nur die Unternehmen sind dabei in einen permanenten Verwertungskreislauf eingebettet – sondern auch die davon abhängigen Arbeitsplätze. Monat für Monat müssen Löhne ausgezahlt werden, wo Einnahmen wegbrechen und das Wachstum ins Stocken gerät, droht sofort die Krise.

Um den Kreislauf aufrecht zu erhalten, braucht es also eine unablässige Zufuhr neuer Ressourcen – was den Naturschutz in Bedrängnis bringt. Das zeigen auch die bisherigen Bemühungen: So gab es in der Vergangenheit durchaus punktuelle Erfolge, um schädliche Einflüsse auf die Umwelt zu reduzieren, etwa dass die giftigen Chemikalien einer Fabrik heute nicht mehr ohne Weiteres im nächst gelegenen Fluss entsorgt werden dürfen. Letztlich handelt es sich dabei aber um bloße Verlagerungen des zugrundeliegenden Konflikts: Die Gesamtbilanz bleibt desaströs.

Um auf einen grünen Zweig zu kommen, ist eine sozial-ökologische Transformation hin zum Postwachstum unabdingbar. Ein Bestandteil wäre es, den Reichtum von Gesellschaft und Natur anders zu definieren als über den ökonomischen Wert.



KLIMA & WANDEL

Die Warnung kam in diesem Jahr besonders früh: „Im ganzen Land herrscht hohe Waldbrandgefahr“, mahnte Mitte März Peter Hauk (CDU), baden-württembergischer Minister für Ländlichen Raum, zur Vorsicht. Null Niederschlag über Wochen, dafür reichlich Sonnenschein und Wind hatten Wälder und Flure so stark ausgetrocknet, dass mancherorts nur ein Funke genügte, um Laubreste oder Nadelstreu in Brand zu setzen. Landesweit mussten Feuerwehren ausrücken, um Buschbrände zu löschen. Etwa zur Insel Reichenau, wo ein großflächiger Schilfbrand loderte.

Wird dieses Jahr wieder ein Dürrejahr, so wie schon 2018, 2019 und 2020? Beschert uns die Erderwärmung in diesem Sommer wieder unerträgliche Hitze und kaum Regen? „Der Klimawandel ist kein Phänomen der Zukunft, sondern wir leben bereits seit Jahrzehnten mit ihm. Seine Auswirkungen sind in Baden-Württemberg deutlich spürbar“, sagt Bettina Jehne, Sprecherin des Stuttgarter Umweltministeriums. Seit Beginn der regelmäßigen Wetteraufzeichnungen 1881 hat sich die Jahresdurchschnittstemperatur im Südwesten bereits um 1,4 Grad erhöht.

Und es wird noch wärmer: Nach regionalen Klimamodellen steigt die Temperatur bis 2050 um ein Grad weiter – aber nur, wenn der weltweite Treibhausgas-Ausstoß in Zukunft deutlich sinkt. Hält der weltweite Trend an, nämlich immer mehr Kohle, Öl und Gas zu verbrennen, projizieren die Modelle bis Ende des Jahrhunderts eine Erwärmung um 3,5 bis 4,5 Grad in ganz Deutschland im Vergleich zum Zeitraum von 1971 bis 2000. Generell zeigen die Berechnungen, dass es von Nordwesten nach Südosten wärmer wird.

Beim Niederschlag kommen die Modelle zu weniger eindeutigen Ergebnissen. Die Klimasignale sind unterschiedlich stark, ihre Richtungssicherheit ist geringer, heißt es übereinstimmend aus dem Umwelt- und Landwirtschaftsministerium in Stuttgart. Für die ferne Zukunft erwarten die Klimarechnungen um bis zu 15 Prozent mehr Niederschlag, wobei dieser regional unterschiedlich fallen wird.

Mehr Regen im Winter, weniger im Sommer

Also doch keine Sahara im Südwesten? Antwort: Man weiß es nicht. Denn die Projektionen deuten an, dass sich die Niederschläge zeitlich verschieben werden. „Langfristig ist wahrscheinlich damit zu rechnen, dass die Niederschlagsmenge im hydrologischen Winterhalbjahr zu- und im Sommerhalbjahr abnimmt“, so Sebastian Schreiber, Sprecher von Minister Hauk. Will heißen: In Zukunft sind im Winter und nicht wie bisher im Sommer die meisten Niederschläge zu erwarten. „Das könnte im Sommer voraussichtlich zu mehr Trockenheit führen und im Winter das Risiko von Überschwemmungen erhöhen“, erläutert Schreiber. Zudem steige die Anzahl der Tage mit Starkniederschlägen sowie deren Niederschlagsmenge: von heute im Mittel 3,6 Tagen auf 4,3 Tage in naher und 4,5 Tage in ferner Zukunft, ergänzt er.

„Von den langfristigen Änderungen der wichtigsten meteorologischen Kenngrößen sind der Wasserhaushalt, die Gewässeröko-



Klein-Sahara im Südwesten

Bereits im März herrschte in Baden-Württemberg eine Waldbrandgefahr. Beschert uns ein Dürrejahr? Klimamodelle zeigen: Winter und trockenere Sommer werden weiter fließen dürfte, droht in Zukunft mehr Trockenstress.

Von Jürgen Lessat

logie und davon abhängig auch die Wasserwirtschaft auf vielfältige Weise betroffen“, betont Bettina Jehne. Grundsätzlich müsse man damit rechnen, dass diese Extreme künftig zunehmen werden. Wen sie treffen werden, ist kaum zu sagen. „Je kleiner die Skalierung, desto schwieriger akkurate Vorhersagen“, so Jehne. Es sei davon auszugehen, dass alle Regionen von Veränderungen in der Wasserverfügbarkeit betroffen sind und sein werden. „Lokaler Starkregen etwa kann überall auftreten und große Schäden anrichten.“ Gleiches gelte für lange Trockenperioden und damit fallende Wasserstände in Grund- und Oberflächengewässern.

Bislang gilt Baden-Württemberg als wasserreiches Land. Der Bodensee ist mit ei-

ÜBERM KESSEL RAND

Es ist wie ein Déjà-vu. Bei ihrem Besuch im westafrikanischen Niger hat Außenministerin Annalena Baerbock (Grüne) kürzlich zum Kampf gegen eine drohende Hungerkrise aufgerufen.

Genau vor zehn Jahren war ich bei meinem Besuch in dem bitterarmen Land ebenfalls mit den Auswirkungen einer katastrophalen Dürre konfrontiert. Wie die Länder am Golf von Bengalen, pazifische Inselstaaten wie Tuvalu und Kiribati oder Papua Neuguinea zählt Niger zu den Hotspots, in denen der Klimawandel bereits seit Jahren verheerende Auswirkungen entfaltet hat. Laut einem Bericht der Weltbank von 2021 könnten aufgrund der Erderhitzung in den kommenden drei Jahrzehnten 200 Millionen Menschen aus ihrer Heimat vertrieben werden.

Trotzdem gibt es in der Politik bis heute offiziell keine Klimaflüchtlinge. Als Begründung wird darauf hingewiesen, dass sie nicht in das Raster der Genfer Flüchtlingskonvention passen. Anerkannte Flüchtlinge sind demnach Menschen, die verfolgt werden aufgrund von Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten

Deutschland macht die Augen zu

Flucht vor den Folgen des Klimawandels ist seit Jahrzehnten Realität. Während die Vereinten Nationen betonen, dass den Betroffenen Asyl nicht verweigert werden darf, vertritt Deutschland eine eigene Rechtsauffassung. Derweil häufen sich die Dürren in Tuvalu, Papua-Neuguinea und im Niger.

Von Rainer Lang

sozialen Gruppe oder politischer Überzeugung. Klima kommt in diesem Kanon nicht vor. Zwar sagt zum Beispiel UN-Generalsekretär Antonio Guterres, dass die Erderhitzung den Wettstreit um Ressourcen wie Wasser, Nahrungsmittel und Weideland

weiter verschärfen werde. Dennoch verhallt die Forderung, den Klimawandel endlich als Fluchtgrund anzuerkennen, ungehört.

Wie das Leben der Betroffenen aussieht, zeigte sich bereits vor einem Jahrzehnt am Rande der nigerianischen Hauptstadt Nia-

me. Auf einem staubigen und mit ein paar Sträuchern bewachsenen Stück Land nahe einer der Hauptverkehrsadern hatten sich mehr als 200 Familien niedergelassen. Auch Hama Harouna gehörte dazu. Zusammen mit seiner Frau und sechs Kindern war der 36-Jährige wegen einer schweren Dürre in der Sahelregion geflohen, so wie viele andere auch im Lager.

Harouna erzählte, dass es in dem Dorf, in dem sie lebten, nichts mehr zu essen gab. Seit Monaten hatte es nicht mehr geregnet. „Wegen der Trockenheit ist das Getreide auf den Feldern vertrocknet. Wir konnten nichts mehr ernten.“ Als die Vorräte zu Ende gegangen sind, ist Harouna mit seiner Familie in die Hauptstadt gekommen, wo er in einer Hütte aus Ästen und Stoff lebt. Die Kinder konnten nicht mehr zur Schule gehen. Die Männer lebten vom Verkauf von Trinkwasser, die Frauen versuchten, mit Hausarbeit etwas Geld zu verdienen.

Die Dürre hat dramatische Folgen für die Lebensbedingungen in den betroffenen Regionen. So haben sich im tschadischen Dorf Katambargui die Frauen mit Hacken und Körben aufgemacht. Sie suchen den Boden in der Umgebung des Dorfes ab. Wenn sie

einen Ameisenbau entdecken, hacken sie die Erde auf und plündern die Vorratskammern. Die Samen, die die Tiere gesammelt haben, werden zu Mehl gemahlen. Die Ausbeute ist nicht groß.

Warum bleiben? Wenn sie fliehen, vegetieren sie recht- und schutzlos dahin. Oder die Familien treten den lebensgefährlichen Weg nach Europa an oder schicken einen der Söhne auf die Reise. Das sind Menschen, die abschätzig als Wirtschaftsflüchtlinge bezeichnet werden, obwohl sie Folgen ausbaden, die größtenteils von den reichen Industrienationen zu verantworten sind. Aber gegen die Folgen konsequent vorzugehen, dazu fühlen sich diese nicht wirklich verpflichtet.

Inzwischen kommt die Trockenheit alle zwei Jahre

Annalena Baerbock hat bei ihrem Besuch im Niger darauf hingewiesen, wie der Krieg in der Ukraine und die dadurch ausgelöste Verteuerung der Getreidepreise durch Lieferausfälle und Lieferstopps zu einer explosiven Lage führen. Früher hat es laut Baerbock alle zehn Jahre eine Dürre in der Region gegeben, mittlerweile aber alle zwei.



Wassersparen?

In Baden-Württemberg hohe die Klimakrise uns wieder le erwarten feuchtere mer. Während Trinkwasser Wäldern und Landwirt-

ner Fläche von 535 Quadratkilometern der drittgrößte See Mitteleuropas. Daneben gibt es rund 4.500 natürliche und künstliche Seen mit zusammen zusätzlichen 127 Quadratkilometern Wasserfläche. Fließgewässer mit einer Länge von rund 38.000 Kilometern durchziehen das Land, mit Rhein, Neckar und Donau als größten Flüssen. Zählt man das potentiell nutzbare Wasser – Grundwasser, Oberflächengewässer, Niederschläge – zusammen, stehen jährlich etwa 49 Milliarden Kubikmeter Wasser zur Verfügung – so viel wie den Bodensee füllt. Zehn Prozent davon werden genutzt: als Trinkwasser (davon 75 Prozent aus Grundwasser), als Kühl- und Produktionswasser in Industrie und Gewerbe, zur Strompro-

duktion und zur Bewässerung landwirtschaftlicher Flächen.

Noch tangiert die Klimakrise die Wasserreservoir im Land kaum. Die Grundwasserüberwachung der Landesanstalt für Umwelt (LUBW) zeigt in den zurückliegenden zwanzig Jahren überwiegend ausgeglichene Trends. Lediglich in einzelnen Regionen wie Ostalb und Kraichgau sinken die Pegel geringfügig. In den südöstlichen Landesteilen, insbesondere im Iller-Riß-Gebiet, steigen sie. Leicht positiv ist der Trend auch im Donauried, wohl aufgrund rückläufiger Grundwasserentnahmen. Auch im Oberrheingraben erholen sich die Grundwasserstände.

Für die Wälder wird es kritisch

Nichtsdestotrotz traten im Hitzejahr 2018 erstmals Engpässe bei der Trinkwasserversorgung auf. Probleme gab es in einzelnen Kommunen mit wenig ergiebigen Wasservorkommen und fehlenden Verbundlösungen mit Nachbarkommunen. Private Eigenwasserversorger, deren Quellen versiegt, mussten zeitweilig mit Tankwagen versorgt werden. Betroffen waren vor allem die höheren Lagen des Schwarzwaldes.

Kritischer sieht es schon heute in der Wasserversorgung der Vegetation aus. Die Wälder in Baden-Württemberg befinden sich nach den heißen und trockenen Jahren 2018, 2019 und 2020 in besorgniserregendem Zustand. Die jährliche Waldzustandserhebung, die den Vitalitätszustand der Forste beschreibt, belegte für 2020 das höchste Schadniveau seit Beginn der Erhebung in 1985: mit 46 Prozent wies fast die Hälfte aller Bäume deutliche Schäden auf. Als häufigste Ursache wurde Trockenstress

und nachfolgender Insekten- oder Pilzbefall festgestellt. Auch die anderen Hauptbaumarten Tanne, Buche und Eiche weisen in den letzten Jahren erhöhte Schädigungen auf.

Der niederschlagsreiche Sommer 2021 ließ die Wälder im Südwesten aufatmen. Die Waldböden füllten sich wieder bis in tiefere Bodenschichten mit Wasser auf, was den Bäumen eine ausreichende Wasserversorgung für die Photosynthese bot. Als Ergebnis verringerte sich 2021 die mittlere Kronenverlichtung (messbarer Verlust von Nadeln oder Blättern) aller Waldbäume leicht um 1,6 Prozent auf 26,6 Prozent. Der positive Trend zeigte sich sowohl bei den Laubbäumen Buche, Esche und Bergahorn als auch bei den Nadelholzarten Fichte, Kiefer und Douglasie. Der Zustand von Tanne und Lärche sowie der Eichen verschlechterte sich dagegen leicht. „Jedoch sind nach wie vor 42 Prozent der Waldfläche in unserem Land deutlich geschädigt“, heißt es im jüngsten Waldzustandsbericht.

Untersuchungen an der Freiburger Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt zeigen, dass der Wassermangel der Wälder bereits seit 1990 zugenommen hat. Modellierungen auf Basis von Klimaprojektionen sagen für die Zukunft weitere regional unterschiedliche Veränderungen im Wasserhaushalt der Bäume voraus. Geht die Erderwärmung ungebremst weiter, so ist auch in der derzeit noch klimatisch begünstigten und damit gut wasserversorgten Regionen mit spürbarer Verschärfung des Trockenheitsrisikos zu rechnen, so ein Ergebnis. Obwohl es noch Forschungsbedarf gibt, „zeichnet sich dennoch ab, dass die drastischen Veränderungen der klimatischen Bedingungen möglicherweise ebenso drastische Konse-

Im Streit der Konfliktparteien siegt allzu oft der Bagger.

Fotos: Joachim E. Röttgers

quenzen für die Zusammensetzung und den Aufbau unserer Wälder haben könnten“, schreiben die Autoren um die Forstwissenschaftlerin Heike Puhlmann in einem aktuellen Fachaufsatz. Für die derzeitigen Hauptbaumarten Buche, Fichte, Weißtanne und Traubeneiche könnte es bis zum Ende des 21. Jahrhunderts hierzulande dann zu heiß und zu trocken sein.

Gesunde Böden wären gut für Getreide und Gemüse

Betroffen von der Klimakrise ist auch die Landwirtschaft. „Beim Anbau herkömmlicher Kulturpflanzen wird größtenteils mit zunehmendem Wassermangel und Hitzebelastung, in ferner Zukunft auch mit Ertragsausfällen zu rechnen sein“, sagt Schreiber. Besonders gefährdet seien Regionen mit relativ vielen Hitzetagen wie der Oberrheingraben. Anpassungsfähiger an Trockenheit ist extensives Grünland, also Land ohne Pflanzenschutzmittel und wenig Dünger, ebenso Pflanzen subtropischer Herkunft wie Mais und Soja. „Aber auch diese geraten bei hohen Temperaturen in empfindliche Phasen und bei Trockenheit an ihre Grenzen“, so Ministeriumssprecher Schreiber. Ernteverluste drohten auch im Freilandanbau von Gemüse und Zierpflanzen, wenn Bewässerungssysteme und Wassermenge nicht mehr ausreichen, um zu wenig Wasser in heißen Sommern auszugleichen.

Je knapper das Wasser wird, umso wichtiger werden effiziente und an die natürlichen Wasservorkommen angepasste und umweltgerechte Systeme der Wasserversorgung. „Die gezielte Bewässerung landwirtschaftlicher Kulturen wird zunehmen müssen, um weiterhin hoch qualitative und regional produzierte Lebensmittel erzeugen zu können“, erwartet das Agrarministerium. Allerdings verlangt dies von den Betrieben meist massive Investitionen – die sich wiederum in höheren Preisen für Verbraucher niederschlagen werden.

Mit dem Förderprogramm ‚Gemeinschaftliche Bewässerungsinfrastruktur‘ unterstützt das Ministerium für Ländlichen Raum bereits Pilotvorhaben für gemeinschaftlich organisierte Lösungen zur Wassereinnahme, Wasserspeicherung und Verteilung bis zum Feldrand. Daneben sollen wassersparende Landnutzungskonzepte helfen, die knappe Ressource Wasser effizienter zu nutzen. „Dafür muss auf Ackerflächen zuallererst der Humus erhalten werden“, erläutert Schreiber. Zwischenfruchtanbau, organischer Wirtschaftsdünger oder das Belassen von Ernteresten auf dem Feld erhalten oder steigern den Humusgehalt, was wiederum die Wasserkapazität erhöht und die Erosionsanfälligkeit des Bodens senkt.

Vor wenigen Tagen war der Waldbrand-Gefahrenindex des Deutschen Wetterdienstes bei Mannheim, Waghäusel und Freiburg erneut auf die zweithöchste Stufe 4 geklettert. Der Grasland-Feuerindex hatte diese Warnstufe sogar landesweit markiert. Am Wochenende entspannte Dauerregen die Lage an der Dürrefront. Dessen ungeachtet bleibt wildes Grillen auf mitgebrachten Grillgeräten im Wald tabu. Und Rauchen im Wald ist auch verboten.

Auf die Bäume

Ein Professor für Informatik klettert auf dem Campus seiner Hochschule auf einen Baum – aus Protest gegen die Energieverschwendung an seiner Uni. Jetzt muss er 4.000 Euro Strafe zahlen.

Von Wolfram Frommlet

Joachim E. Röttgers

KLIMA & WANDEL

Wenn ein Ordinarius wie Wolfgang Ertel, Mitglied bei den „Scientists for Future“, und zwei junge Aktivistinnen von „Fridays for Future“ auf einen Baum steigen, ist das eine nicht angemeldete und somit strafbare Versammlung. So sehen das Richter und Staatsanwalt am Amtsgericht Ravensburg, wobei Letzterer bereits Berufung gegen das Urteil angekündigt hat.

Es mutet an wie eine Justizposse: Drei Kletterer bilden also eine Versammlung, alle drei werden verurteilt, die Jungen als „Leiter“ einer Aktion, zu der niemand aufgerufen hat. „Wen leiten die“, fragt Ertels Anwalt Daniel Rheinländer, „es war eine Demonstration im abgeschlossenen Kreis, die für die Presse gedacht war.“ Die Verteidigung vermutet, dass es hier gegen etwas ganz anderes geht. Gegen die Meinungsfreiheit.

Ertels zweiter Verteidiger, Gotthold Balensiefen, Jurist und Beauftragter für Nachhaltige Entwicklung an der Hochschule Biberach, erkennt keinen Rechtsbruch des Professors, sondern rechtswidrige Zustände an der Hochschule Weingarten, die gegen das Klimaschutzgesetz verstoße, und die an allen Unis, inklusive seiner eigenen in Biberach, Realität seien. Hier wird auf Hochtouren geheizt, gerne auch in den Ferien. Kontext hat darüber vor einem Jahr berichtet.

Eine Demokratie braucht zivilen Ungehorsam

Balensiefen sieht seinen Kollegen im Recht, dagegen zu protestieren, und verweist auf den Glückwunsch von Wissenschaftsministerin Theresia Bauer (Grüne), die Ertel lobt und einen Klimaschutz-Manager für den Campus verspricht. Der Staatsanwalt hebt dagegen auf die besondere „Vorbildfunktion“ eines Ordinarius‘ für die Jugend ab, und fordert eine Strafe von 5.000 Euro. Soweit die Debatte im Gerichtssaal. Jetzt stellt sich die Frage: Was für ein Urteil, was für eine Justiz ist das? Soll jeder spontane Widerstand, jeder Protest gegen staatliches Fehlverhalten, das sich gegen bestehende Klimaschutz-Verordnungen und Gesetze richtet, im Keim erstickt werden mit drakonischen Strafen?

Gewaltloser Widerstand gegen staatliche Maßnahmen, die das Gemeinwohl beeinträchtigen oder die Sicherheit der Bürgerinnen und Bürger pervertieren, sind eine Säule unserer rechtsstaatlichen Demokratie. In zahlreichen Urteilen anerkannte das Bundesverfassungsgericht Phänomene wie „gesellschaftlichen Notstand“ und nicht angemeldete Widerstandsformen wie Sitzblockaden. Anlässe in der noch jungen Republik waren die Notstandsgesetze, die Stationierung von Atomwaffen.

Der zivile Ungehorsam ist Teil politischer Partizipation, die unser gesellschaftliches System von autokratischen und diktatorischen unterscheidet. Eine moderne Demokratie braucht Formen der Einmischung und des Aufbegehrens, die nicht mit der Obrigkeit abgesprochen, geschweige denn von ihr genehmigt sind, weil sie sich gegen Beschlüsse und potentiell auch gegen Gesetze richten, die Behörden, Kommunen, Länder- oder Bundsparlamente beschlossen haben. In einer Demokratie ist der Staat nicht unfehlbar und Bürgerinnen und Bürger sind nicht ohne Verstand.

Dies treibe die Lebensmittelpreise in unglaubliche Höhen und nehme den Menschen in der Sahel-Region den Raum zum Leben, sagte die Ministerin. Dazu kämen die Extremisten im Land: Islamistische Terrormilizen haben Niger als Rückzugsgebiet auserkoren.

Für Fachleute zählt die fortschreitende Wüstenbildung wie in der Sahelzone zu einer der besonders gravierenden Auswirkungen des Klimawandels. Weltweit erobern Wüsten jedes Jahr etwa 120.000 Quadratkilometer – das entspricht in etwa der Größe Bayerns, Baden-Württembergs und Thüringens zusammen. Und durch Übernutzung und Vernachlässigung werden die landwirtschaftlich genutzten Böden immer schlechter. Die Beispiele aus dem Niger zeigen, was auch Experten bestätigen: Dass sich Klimaflucht bisher meist innerhalb von Landesgrenzen abspielt, fernab von Europa.

Hier ist Schweden das bisher einzige Land, das zumindest die Existenz von Umweltmigranten gesetzlich anerkennt. Und 2014 hat Neuseeland eine vierköpfige Familie aus dem Inselstaat Tuvalu aufgenommen, die aufgrund des Klimawandels Asyl beantragt hatte. Das sind Einzelfälle. Fast



Die Sahelzone 2012: Die anhaltende Trockenheit hat die Ernte fast vollständig ruiniert. Fotos: Rainer Lang

schon als Durchbruch wurde deshalb eine Entscheidung des UN-Menschenrechtsausschusses im Jahr 2020 gefeiert. Wer wegen des Klimawandels sein Land verlassen muss, weil sein Leben in Gefahr ist, dem dürfe das Recht auf Asyl nicht verweigert werden, hieß es. Doch in Deutschland kam die damalige Bundesregierung zu einem anderen Urteil und beilegte sich zu erklären, dass so genannte Klimaflüchtlinge weder Asyl noch Flüchtlingsschutz einfordern können. Denn der Zusammenhang zwischen Klimawandel, Migration und Flucht sei bisher nur unzureichend untersucht.

An der Tatsache, dass es immer mehr Klimaflüchtlinge gibt und sich das Problem ohne Taten weiter verschärfen wird, kommt allerdings niemand vorbei, auch Europa nicht. Schließlich sind die Folgen des Klimawandels auch eine Menschenrechtsfrage. Umso größer ist der Skandal, dass sich die Lage in den vergangenen zehn Jahren nicht verbessert, sondern verschlechtert hat.

Kontext-Autor Rainer Lang hat viele Jahre in der kirchlichen Katastrophenhilfe gearbeitet, unter anderem für Brot für die Welt, die Diakonie und den Weltkirchenrat.



Mahnmal? Demoliertes Polizeiauto auf der Messe „Retro Classics“. Foto: Julian Rettig

Mehr Kontext online auf kontextwochenzeitung.de:

Von der Schutthalde zum Haus

In großem Stil forscht die Wissenschaft daran, Abfälle der Bauwirtschaft in einen klimafreundlichen Ersatz für Beton zu verwandeln. Drei junge DesignerInnen führen in einer Ausstellung im Stuttgarter Hospitalhof vor, was sich aus Schuttbergen Ansehnliches gestalten lässt. Von Dietrich Heißenbüttel

Wir sind jung und brauchen das Geld

Dem VfB Stuttgart droht nach einer desaströsen Vorstellung in Berlin der dritte Abstieg in sechs Jahren. Steht jetzt die nächste 180-Grad-Wende an? Eine Kolumne von Christian Prechtel



Geschichten mit Happy End

Verbauen die Alten den Jungen die Zukunft? Stichwort Klimakatastrophe. Irgendwie schon, findet Konrad Amrhein. Der 22-Jährige studiert Regie in Frankfurt am Main, engagiert sich im Jugendrat der Generationenstiftung und bei den Fridays. Stefan Siller hat mit ihm über Wege aus der gefühlten Hilflosigkeit gesprochen. Von Stefan Siller und Gesa von Leesen (Text)

Kontext fördern

Unterstützen Sie KONTEXT dauerhaft mit einer regelmäßigen Spende von 10,00 € / Monat – gerne auch mehr. Sie finden das Soli-Formular unter www.kontextwochenzeitung.de/soli. Gerne schicken wir Ihnen auch per Post oder E-Mail ein Formular zu.

Unser Spendenkonto bei der GLS Bank:
IBAN: DE80 4306 0967 7011 8506 00
BIC: GENODEM1GLS

KONTEXT e.V. ist gemeinnützig, Sie erhalten automatisch zum Jahresanfang eine Spendenbescheinigung. Teilen Sie uns dazu bitte Ihre Adresse mit. Wenn Sie Fragen haben, senden Sie uns eine E-Mail an verwaltung@kontextwochenzeitung.de oder rufen Sie uns an unter **Telefon 0711 66 48 65 48**.

Impressum

KONTEXT:Wochenzeitung ist unabhängig, Sie wird von keinem Wirtschaftsunternehmen oder anderen Lobbyisten finanziert. Getragen wird sie von Menschen, die wissen, dass eine freie Presse das Brot der Demokratie ist. KONTEXT:Wochenzeitung erscheint mittwochs online auf www.kontextwochenzeitung.de und samstags als Beilage der taz. Herausgeber: KONTEXT Verein für Ganzheitlichen Journalismus e.V., Hauptstätter Str. 57, 70178 Stuttgart, Telefon: 0711 66 48 65 48, verein@kontextwochenzeitung.de Der Verein wird vertreten durch die Vorstandsmitglieder Uli Reinhardt (Vors.), Anni Endress, Jürgen Klose und Johannes Rauschenberger. Redaktion: KONTEXT:Wochenzeitung, Hauptstätter Str. 57, 70178 Stuttgart, Telefon: 0711 66 48 65 48, Fax: 0711 66 48 65 47, redaktion@kontextwochenzeitung.de Redaktionsleitung: Susanne Stiefel (verantwortl. gem. § 8 PresseG BW / § 55 RStV.) Produktion: Michael Uszinski Druck: prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg; A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg; MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. KONTEXT:Wochenzeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung der Redaktion strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in der KONTEXT:Wochenzeitung-Printausgabe, im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.

den Folgen zu machen, war von Spuren der Zerstörung „kaum noch etwas festzustellen“, wie Kontext damals schrieb. „Weil aber die Bilder zur Botschaft passen müssen, wurde für den Pressetermin ein demoliertes Polizeiauto aufgefahren, das Seehofer und Kollegen vor versammelter Fotografenschar mit ostentativem Entsetzen in Augenschein nehmen konnten.“

An diese mediale Instrumentalisierung soll der ausgestellte Polizeibus allerdings nicht mahnen. Die Texttafel des Polizeimuseums weist eher auf einen Kessel Buntes des Verdrusses: „Gaffer behindern Rettungskräfte (...), Rettungswagen und Feuerwehrfahrzeuge werden angepöbeln oder gar beiseite gefahren (...), Einsatzkräfte werden beleidigt, mit Gegenständen beworfen, Polizisten massiv tätlich angegriffen, Personen verletzt, Fahrzeuge zerstört oder in Brand gesetzt. Und das oft unter dem Gegröle umstehender aber ansonsten untätiger Schaulustiger.“

Bedenkliche Vorfälle das alles, bedenkliche Entwicklungen, aber eben auch alles sehr unterschiedliche Entwicklungen, die sehr unterschiedliche Ursachen haben, die wohl kaum alle auf einen Nenner zu bringen sind. Soll nun die „Krawallnacht“ eine Art Kulminationspunkt, ein Symbol all dieser unterschiedlichen Tendenzen sein?

So genau weiß man es dann offenbar auch noch nicht. „Ursachen, gesellschaftliche Hintergründe und Entwicklungen, strafrechtliche Folgen oder gesetzgebende Folgen müssen eingehend wie umfassend beleuchtet und kritisch erörtert werden, es gilt, besonnen zu reagieren“, heißt es reichlich vage weiter im Erklärtext. Wobei all das, also eine Analyse der Ursachen, gesellschaftlicher Hintergründe und Entwicklungen, genau das sein sollte, was einer historischen Einordnung normalerweise vorausgeht. Ohne eine solche Analyse ist schwer zu bestimmen, an was denn mahnd erinnert werden soll.

Historiker wundern sich: „Geschichte beginnt morgen“

Ob sich der Polizeihistorische Verein viel Zeit für eine historische Einordnung nimmt, daran lässt eine Antwort von dessen Vorsitzendem Michael Kühner gegenüber der „Stuttgarter Zeitung“ Zweifel aufkommen: Dass die „Krawallnacht“ erst zwei Jahre zurückliege, spreche nicht gegen das Erinnern an sie, denn: „Geschichte beginnt morgen.“ Ein Satz, der bei Historikern für einige Tage Kopfzerbrechen reichen dürfte.

Nun ist Erinnern das eine, einen als historisch erachteten Gegenstand gleich zum Mahnmal zu erklären, etwas anderes. Warum wurde gerade dieser Begriff, der meist für die Erinnerung an große Kollektivverbrechen wie die des Nationalsozialismus gebraucht wird, gewählt? Auf Kontext-Anfrage weist Kühner in einer schriftlichen Antwort darauf hin, dass die „exzessiven Explosionen von Gewalt in der Stuttgarter Krawallnacht“ Ereignisse waren, „die bundesweit Schlagzeilen lieferten“ und „verstörend und erschreckend für viele Bürgerinnen und Bürger“ waren. Daher sei für den Polizeihistorischen Verein „dieses zerstörte Fahrzeug ein Zeitdokument Stuttgarter (Polizei-)Geschichte“. Und das Wort „Mahnmal“ lasse sich, so Kühner, „meines Erachtens nicht nur ausschließlich im Kontext nationalsozialistischer Opfer oder anderer geschichtlich bedeutender Vorkommnisse verwenden, sondern als „Denkmal, das etwas im Gedächtnis halten soll, von dem zu hoffen ist, dass es sich nicht wieder ereignet.“ (Duden).“ Und daher hält Kühner den Begriff in Zusammenhang mit der Krawallnacht „für durchaus verwendbar“.

So weit gefasst, mögen dann ruhig noch ein paar Mahnmale folgen. Wir hätten ein paar Vorschläge: ein Mahnmal für zurückgekehrte Präventionskonzepte, ein Mahnmal für die Opfer von Racial Profiling, für rechtes und rassistisches Gedankengut bei der Polizei, ein Mahnmal für Betroffene schwer nachvollziehbarer und menschenunwürdiger Abschiebungen. Mal mahnen wird man wohl noch dürfen.

Thomas Strobl (CDU) und Horst Seehofer (CSU) werfen einen Blick ins heutige Mahnmal. Foto: Jens Volle

Einfach mal mahnen

Auf der Messe „Retro Classics“ in Stuttgart waren kürzlich nicht nur polierte Oldtimer zu bestaunen, sondern auch ein bei der sogenannten Krawallnacht im Juni 2020 demoliertes Polizeiauto – ausgewiesen als „Mahnmal“. Eine merkwürdige Idee.

Von Oliver Stenzel

toresk zusammenknäuelte, bereits zum „Mahnmal gegen die Klimakrise“, wie es Baden-Württembergs Finanzminister Danyal Bayaz (Grüne) formulierte. Und vom 21. bis 24. April war bei der Messe „Retro Classics“ ein weiteres neues Mahnmal zu besichtigen, das auf ein nur wenig weiter zurückliegendes Ereignis verwies.

Der Ort mochte zunächst erstaunen: Die „Retro Classics“ sind eine Art Wohlfühl-Event für im Gestern schwelgende Autonarren, bei der angeblich „weltgrößten Messe für Fahrkultur“ gibt es jede Menge polierte Oldtimer zu sehen. Zum Programm gehörte dieses Jahr auch eine Sonderschau „Historische Polizei-Sonderfahrzeuge“ des Polizeimuseums Stuttgart. Als besonders seltenes Exponat wurde vorab der Radpanzer TM170 beworben, auch bekannt als „Sonderwagen 4“, der zu RAF-Zeiten regelmäßig bei der Vollzugsanstalt Stuttgart-Stammheim zu sehen gewesen sein soll.

Doch nicht etwa dieses historische Fahrzeug wurde per Texttafel als Mahnmal ausgewiesen, sondern ein Polizeikleinbus, Typ Mercedes Vito 115 CDI, Baujahr 2009, aber schon in aktueller Blaulackierung, und mit zerdepperten Scheiben und Dellen. Er sei „noch kein Oldtimer“, lässt die extra für die „Retro Classics“ erstellte Texttafel wissen, „aber doch bereits ein stummer, mahrender Zeitzeuge“. Ein Zeitzeuge der Nacht zum 21. Juni 2020, die als „Krawallnacht“ be-

kannt wurde, und in deren Verlauf er demoliert wurde. Diese Nacht, so heißt es auf der Tafel weiter, sei „ein vorläufiger Höhepunkt einer Entwicklung der letzten Jahre, die zu denken gibt.“

Nun gibt es an jener Nacht wenig zu beschönigen. Rund 400 Jugendliche marodierten damals durch Stuttgarts Einkaufsmeile, zerdepperten Scheiben, klauten Zeug, kickten einen Polizisten, warfen, so sagt es der Innenminister, Pflastersteine auf einen Rettungswagen, und im Getümmel wurde auch ein Student schwer verletzt. Inakzeptables Verhalten, keine Frage.

Herangekarrt für ostentatives Entsetzen

Zu denken gab nach dieser Nacht aber auch ihre mediale Begleitung: „Statt einzuordnen hat in der Medienberichterstattung aber vor allem die Übertreibung Konjunktur“, schrieb für Kontext damals Johanna Henkel-Waidhofer, Begriffe wie „Schlachtfeld“, „Blutspur“ oder „bürgerkriegsähnliche Zustände“ seien bar jeder Grundlage gebraucht worden, „jetzt steht das sensationslüsterne Zerrbild der Aufarbeitung im Weg.“

In diesem Sinne Teil einer zweifelhaften Presseinszenierung war auch jener beschädigte Polizeiwagen: Als Bundesinnenminister Horst Seehofer (CSU) kurz nach den Krawallen nach Stuttgart gekommen war, um sich ein Bild von



Der Begriff „Mahnmal“ tummelt sich noch gar nicht so lange in der deutschen Sprache, und er ist auch nicht ganz unkontrovers. So wehrte sich etwa der Stuttgarter Historiker Eberhard Jäckel in einem Interview 2005 gegen das Wort, und ganz besonders gegen seine Verwendung für das Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin. Die Bezeichnung komme „aus der Sprache der Nazis und der Kommunisten“, so Jäckel damals, „die nannten ihre Denkmäler, die man früher nie anders genannt hatte, Mahnmale.“ Gemahnt würden säumige Steuerzahler und Kinder, „der mündige Bürger soll denken, und deswegen plädiere ich für die Bezeichnung Denkmal“, sagte Jäckel.

Seine Auffassung hat sich nicht ganz durchgesetzt, der Begriff blieb, und es sei auch dahingestellt, ob man Jäckels Argumentation in allen Verästelungen folgen muss. Denn Denkmäler waren lange nur dazu da, positive Geschichtsbilder (oder eher Geschichtskonstruktionen) zu vermitteln, Reiterstandbilder wie das von Kaiser Wilhelm I. in Stuttgart sollten neben der Erinnerung an eine große historische Figur als nationale Identifikationsorte dienen.

Erst nach dem Grauen des Ersten Weltkriegs tauchte langsam der Begriff des Mahnmals auf, der nach dem Zweiten Weltkrieg eine andere, neue Funktion hatte: An etwas eben nicht Positives in der Geschichte mahnend zu erinnern, auf dass sich dies möglichst nicht mehr wiederhole. Mahnmale „haben die Funktion, im Namen eines Kollektivs (meist einer Nation) an schmerzhaft historische Ereignisse – wie militärische Verluste und Niederlagen, vor allem aber an deren Opfer zu erinnern“, formulierte es die Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas. „Mahnmale unterscheiden sich von anderen Gedenkzeichen durch einen zusätzlichen, moralisch weitergehenden Anspruch. Sie richten an ihre Adressaten nicht nur die Aufforderung, der Opfer zu gedenken, sondern die vorausgegangenen Ereignisse selbst als Mahnung oder Appell aufzufassen, die sich im Prinzip an die Menschheit als Ganzes richten.“

Es droht eine Mahnmal-Inflation

Ganz schön hohe Anforderungen und Ansprüche, mögen sich die Leserin und der Leser da denken, entsprechend finden sich im öffentlichen Raum weit weniger Mahnmale als Denkmale. In Stuttgart etwa das für die Opfer des Nationalsozialismus auf dem Stauffenbergplatz, eines für die NS-Zwangsarbeiter der Firma Daimler und noch eine Handvoll weitere, die sich allesamt auf Verbrechen der Nazi-Diktatur und Folgen des Zweiten Weltkriegs beziehen. Bis vor kurzem zumindest.

Denn auch sprachlich scheinen, wir haben ja Zeitenwende, die Kaliber momentan selbst bei mäßig historischen Anlässen immer größer und die Verwendung des Mahnmal-Begriffs inflationär zu werden. So wurde jüngst das Kupferdach, das ein Unwetter im Juli 2021 vom Dach des Stuttgarter Opernhauses fegte und pit-

GESELLSCHAFT